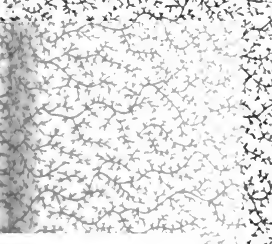


Tanner.

Tanner

HBM

Des Kentuckier's

John Tanner

Denkwürdigkeiten

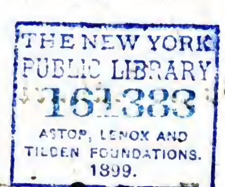
über seinen dreißigjährigen Aufenthalt unter den Indianern Nord-Amerika's.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. Karl Andree.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1840.



Gedruckt bei G. Froebel.
(Hofbuchdruckerei zu Rudolstadt.)

Vorrede des Uebersetzers.

John Tanner's Denkwürdigkeiten, welche wir dem deutschen Publikum übergeben, erschienen zu New-York 1830, und bilden einen wichtigen Beitrag zur Kunde des Lebens der nordamerikanischen Indianer. Tanner selbst, der Sohn eines Geistlichen, welcher aus Virginien nach Kentucky wanderte, wurde in seiner frühen Jugend von Schahnis (Shawneeses) geraubt, späterhin von den Ottawahs adoptirt, lebte dreißig Jahre unter den Indianern, und wurde in Sitten, Sprache und Denkungsart selbst Indianer. Erst im reiferen Mannesalter kehrte er wieder unter civilisirte Menschen zurück, besuchte New-York, und lernte dort den geachteten Schriftsteller Edwin James kennen, welchem er, des Schreibens unkundig, seine Denkwürdigkeiten in die Feder dictirte. Ihr Titel lautet:

A narrative of the captivity and adventures of John Tanner (interpreter at the saut

de Sainte Marie) during thirty years residence among the Indians in the interior of North-America. Prepared for the press by Edwin James, editor of an account of Major Long's expedition from Pittsburgh to the Rocky Mountains. New York 1830.

Man sieht aus dem Texte, daß der Herausgeber sich bemüht hat, den Ton, die Färbung und den Ausdruck der Erzählung Tanners so treu als möglich wieder zu geben, und kann daher dieses Werk füglich als indianische Denkwürdigkeiten bezeichnen, da Tanner sogar seine Muttersprache unter den Rothhäuten völlig vergessen und erst, nachdem er diese verlassen hatte, nur mit großer Mühe wieder Englisch lernte. Als Beaumont und Tocqueville diesen merkwürdigen Mann im Aug. 1831 auf einem Ohiodampfboote kennen lernten, drückte er sich nur mit Mühe in seiner Muttersprache aus.

Tanners Denkwürdigkeiten sind wahrscheinlich die letzten Annalen eines Volksstammes, welcher dazu verurtheilt scheint, vielleicht schon binnen wenigen Jahrzehnten spurlos von der Erde, und, wie die Indianer selbst sagen, wie der Schnee von der Frühlingssonne, zu verschwinden. Die Nachkommen jener Urbewohner, von welchen die ersten Ansiedler, die „Patriarchenväter", Wilhelm Penn und seine Begleiter, freund-

lich aufgenommen wurden, werden bald aufgehört haben, unter den Völkern zu zählen. Die obengenannten französischen Reisenden trafen 1831 einige in Lumpen gehüllte Indianer an, die um ein Almosen baten. Es waren die letzten Irokesen!

Dieses so betrübende Resultat wurde vorzüglich durch folgende Ursachen herbeigeführt: die Ungerechtigkeit und Habsucht der Weißen; die Trägheit und geringe Civilisationsfähigkeit der Indianer; die Einführung berauschender Getränke, und durch die Blattern. Was den ersten Punkt anbelangt, so haben die Nordamerikaner von englischer Abkunft, namentlich in früheren Zeiten sich gegen die Indianer so schwer versündigt, daß Jefferson einst in tiefer Bewegung ausrief: „Mich schaudert, und es bangt mich um mein Volk, wenn ich bedenke, daß ihm einst vergolten werden könnte, was es an den Indianern Böses verübt hat.“ Erst in neuerer Zeit hat man in Washington angefangen, den Rothhäuten gegenüber eine mildere Praxis zu befolgen. Da die Anwesenheit derselben in dem Lande zwischen dem atlantischen Oceane und dem Mississippi den weißen Bewohnern der Union eine Last ist, so haben dieselben Alles aufgeboten, um die ihnen unbequemen Nachbarn zur Auswanderung auf das rechte Ufer des Vaters des Gewässers zu bewegen. Die Centralregierung hat ihnen dort einen fruchtbaren

Erdstrich zu ihrer ausschließlichen Verfügung eingeräumt, dessen Flächeninhalt sich auf mehr als hundert Millionen Morgen beläuft; sie bezahlt ihnen die Ländereien diesseits des Mississippi, sobald sie dieselben verlassen, und sorgt dafür, daß jedem Stamme einige Prediger und Handwerker beigegeben werden, welche die Indianer mit den Grundbegriffen des Evangeliums, und mit Gewerben und Ackerbau bekannt machen sollen. Nach amtlichen Berichten von 1837 belief sich die Anzahl der auf die Westseite des Mississippi hinübergeschafften Indianer schon auf 332,000, welche 60,000 Krieger stellen konnten; auf der Ostseite des genannten Stroms waren etwa noch 49,000 zurückgeblieben. Von diesen letzteren sind seitdem manche Tausende gleichfalls nach Westen gezogen, da sie von den Weißen auf einen immer engeren Raum zusammengedrängt wurden. Aus der Botschaft, mit welcher der Präsident Van Buren den Congreß von 1838 eröffnete, ersehen wir, daß außer den Seminolen in Florida (gegen welche die vereinigten Staaten nun schon seit Jahren einen Vernichtungskrieg führen) und einigen Krihks und Tschaktas im Süden, nur noch die Horde der Wyandots, die sechs Stämme in New-York, die Menomonies, Mandanen und Stockbridges in Wisconsin, und die Miamis in Illinois diesseits des Mississippi übrig waren, und mit alle diesen sind seitdem

wahrscheinlich auch Verträge über den Abzug nach den westlichen Prairien geschlossen worden. Die Tschaktas und Tschirokis, so wie andere Völker, welche zuerst dorthin wanderten, sollen, der Versicherung Van Burens zufolge, zum größten Theile das Jägerleben aufgegeben haben und Landbauer geworden seyn. „Der Fortschritt in ihrer Lage zum Bessern war rasch, und man ist der Ansicht, daß sie jetzt für den Genuß der Vortheile einer einfachen (republikanischen) Regierungsform, die ihnen vorgelegt wurde und ihre Sanction erhielt, herangereift sind." —

Man hat viel über die Grausamkeit der Weißen gegen die Indianer deklamirt und mit vollem Rechte dagegen geeifert, sehr häufig aber auch vergessen, daß nicht diese Grausamkeit und Herzlosigkeit allein an dem traurigen Schicksale der rothen Leute schuld ist. Wer Tanners Denkwürdigkeiten aufmerksam liest, dem wird es begreiflich werden, daß Indianer und Weiße unmöglich lange beisammen leben können; der wird finden, daß jene, auch ohne Berührung mit den Europäern, im Fortgange der Zeit, wenn auch langsamer, an Zahl immer mehr hätten abnehmen müssen. Ueberhaupt waren die nordamerikanischen Stämme, die ackerbautreibenden in Mexico ausgenommen, nie sehr zahlreich.

Es ist eine Nothwendigkeit, daß, wenn ein schwaches, ungebildetes Jägervolk mit einem civilisirten,

mächtigen Ackerbauvolke zusammenstößt und mit demselben in ein und demselben Lande wohnt, entweder sich gleichfalls zum Ackerbau bequemen und das unstäte Leben aufgeben oder untergehen muß. Alle Indianerstämme auf dem Gebiete der Union, ohne eine einzige Ausnahme, waren bisher Jägervölker. Daß die, nun auch nach dem Westen gewanderten, Tschirokis in Georgien Ackerbau trieben, kann hier nicht in Betracht kommen, da sie zur Hälfte aus Mestizen bestanden, und, auf einen engen Raum beschränkt, verhungert wären, wenn sie sich nicht zum Anbau des Bodens bequemt hätten. Sie waren aber auch die einzigen, welche regelmäßig säeten und ernteten, und einen Viehstand hielten; bei allen übrigen, ohne Ausnahme, beschränkte sich der Ackerbau, wenn von diesem überhaupt die Rede seyn kann, auf den Anbau von etwas Mais und das Einernten von Sumpfreis, den die Natur wild wachsen läßt. Kein Stamm hatte sich über die niedrige Stufe des Fischer- und Jägerlebens erhoben; kein Volk hatte vor Ankunft der Europäer Heerden. Und doch waren zwei Rindviearten vorhanden, welche die ausgedehnten, mit dem saftigsten Grase bedeckten Prairien durchschwärmten. Allein noch jetzt schmücken sich diese schönen Ebenen am Missouri und Oregon vergebens mit herrlichem Grün, vergebens wachsen Futterkräuter in üppiger Fülle empor, — der nord-

amerikanische Urbewohner zähmt den Bison und Moschusochsen nicht, er läßt das Rennthier im wilden Zustande, und steht daher in dieser Hinsicht weit hinter Hottentotten und Lappen zurück. Und als Jäger verfährt er so unklug und bedachtlos, daß er die trächtigen Weibchen nicht einmal schont, sondern vorzugsweise diese erlegt. Daher hat sich, seit die Indianer mit dem Schießpulver bekannt geworden sind und von den Weißen Flinten erhielten, die Anzahl des Wildes von Jahr zu Jahr vermindert. Haben sie Ueberfluß an Speise, so schwelgen sie; Vorräthe werden nur selten aufbewahrt. Die Tschippeways genießen, wie wir aus Hearne's Reise (deutsche Uebersetzung S. 82) ersehen, von den erlegten Thieren oft nur Mark, Zunge und Fett, und als der genannte Brite sie davon abhalten wollte, das Wild ohne Noth niederzuschießen, entgegneten sie stumpfsinnig: „es sey ganz recht, viel zu tödten, wenn Ueberfluß sey, und falls man es haben könne, müsse man nur das Leckerste genießen." Sie gingen nicht einmal an einem Vogelneste vorüber, ohne die Jungen zu tödten, oder die Eier zu verderben. Der Lappe hat sein Rennthier, der Hottentotte seinen Büffel, der Kaffer große Heerden und selbst Städte, der Neger sein bestimmtes Dorf, der nordamerikanische Indianer nichts von dem Allen; er lebt nur in Stämmen und Horden zusammen. Alle Be-

mühungen wohldenkender Männer, ihn an feste Wohnsitze und an Ackerbau zu gewöhnen, sind beinahe ohne Ausnahmen gescheitert. In jedem Jahre verhungern Hunderte, weil sie in den Zeiten des Ueberflusses nichts aufsparen; Tausende kommen um in den Fehden, welche mit der größten Grausamkeit geführt werden, und eben so viele durch Ausschweifungen, denen sie sich im Rausche überlassen. Die Alten werden von den meisten Stämmen mit empörender Geringschätzung behandelt; man reicht ihnen, sobald sie selbst nicht mehr jagen können, immer die schlechteste Nahrung und auch diese nur kärglich; man läßt sie im strengsten Winter fast ohne Kleidung, und die Alten ertragen Alles, ohne eine Klage auszustoßen, und sehen stumpfsinnig der Stunde entgegen, wo ihre Kinder hartherzig und ohne Mitleid zu fühlen, sie im Schnee zurücklassen werden, um einsam und verlassen vor Hunger und Mangel umzukommen, wenn sie der Horde nicht weiter folgen können.

Für alles oben Gesagte wird der Leser in vorliegenden Denkwürdigkeiten den Beweis finden. Tanner ist, wie alle ungebildeten Leute, nicht selten sehr ausführlich über Kleinigkeiten, man könnte sagen, er sey episch breit; er beschreibt, was er sah und hörte, bis in die kleinsten Einzelnheiten. Aber eben deshalb giebt uns seine Erzählung ein um so treueres Bild von den inneren Zuständen jener Völker, unter welchen er so lange gelebt hat.

Welche furchtbare Verwüstungen die Blattern unter den Indianern anrichten, geht aus folgender Schilderung hervor, welche im Junius des Jahres 1838 in Neu-Orleans entworfen wurde, und die wir hier zum Schlusse mittheilen wollen, weil sich aus ihr ergiebt, in welcher furchtbar raschen Progression die rothen Leute aussterben.

„Die Pocken haben während des Herbstes, Winters und Frühjahrs manches Opfer unter den Weißen und Tausende unter den Indianern weggerafft; doch sind sie in dem Unionsgebiete durch allgemeines Einimpfen der Kuhpocken in allen Altersperioden jetzt fast völlig verschwunden. Dagegen lauten die Nachrichten aus den verschiedenen Handelsforts an der Westgrenze von Missouri schrecklich über die Blattern unter den Indianern. Dieser Würgengel ist über die unglücklichen Söhne der Wildniß gekommen, verheerend wie noch nie zuvor, und hat die weiten Jagdgründe, wie die stillen Ansiedelungen dieser Völkerschaften, in öde, unabsehbare Leichenäcker umgewandelt. Man schätzt die Zahl der Opfer binnen wenigen Monaten auf 30,000 Köpfe, und noch immer greift die Pest um sich. Die kriegerische Stimmung, die noch kürzlich die verschiedenen Indianerstämme durchdrang und vor wenigen Monaten den Ausbruch blutiger Kriege befürchten ließ, ist gebrochen. Die starken Streiter sind nun ein Raub gieriger Wölfe auf der Prairie, und die wenigen

Ueberbleibsel unterwerfen ihr Loos in dumpfer Verzweifelung der Barmherzigkeit der Weißen, die ihnen jedoch wenig Hülfe zu leisten vermögen. Die mächtigen Vorbereitungen zum Schutze der westlichen Grenzen werden überflüssig; ein Anderer hat die Wehr für die weißen Grenzbewohner über sich genommen, und die Todesfackel, die der Rothhaut zum weiten wüsten Grabe leuchtet, ist zum Glückssterne geworden für den vorwärtsdringenden Ansiedler und den streifenden Handelsmann des weißen Stammes. Die Blattern wurden unter die Indianer durch ein Individuum gebracht, welches sich auf dem Dampfboote St. Peters befand, das im vergangenen Sommer nach der Mündung des Yellowstone hinaufging, um die Gouvernementssendungen für die Indianer sowohl, als die Tauschwaaren der Pelzhändler hinaufzubringen. Die Blattern theilten sich mehreren Bootsleuten mit und kamen auf dem Boote völlig zum Ausbruch. Die Officiere machten den Indianern Mittheilungen davon und versuchten Alles, was in ihren Kräften stand, die Communication der Indianer mit dem Dampfer abzuschneiden; allein dies ist ein vergebliches Bemühen, wenn diese wissen, daß Geschenke und Tauschartikel für sie angekommen sind, und ohne zu den Waffen Zuflucht zu nehmen, würde es unmöglich gewesen seyn, sie vom Fort zu vertreiben. Ein Eilbote kam zwei Tage vor der Ankunft des Bootes mit der traurigen Nachricht vom Pockenausbruch auf dem-

selben hier (im Handelsfort, ungefähr 2000 englische Meilen westlich von St. Louis gelegen) an, die sogleich den Indianern mitgetheilt wurde mit den dringendsten Ermahnungen, sich fern zu halten; aber eben so gut hätte man zu den Winden sprechen können! Nun bereuen die Uebriggebliebenen ihren Ungehorsam und sind unterwürfig, wie die armen Hunde, die in der Prairie vergebens die Spur ihres Herrn suchen. Die elenden Reste der Indianer flehen uns an, sie in ihrem Unglücke nicht zu verlassen und versprechen, wenn wir Barmherzigkeit mit ihnen haben wollen, nie mehr unsern Befehlen ungehorsam zu seyn. Die Pest brach zuerst ungefähr am 15. Juni (1837) im Dorfe der Mandans, wenige Meilen unterhalb des amerikanischen Forts Leavenworth aus und verbreitete sich von da mit beispielloser Wuth nach allen Seiten. Eben so schrecklich als die Verbreitung war der Charakter der Krankheit. Unter den entferntesten Stämmen der Assineboins starben täglich 50—100. Der Kranke beklagt sich beim Anfall über fürchterliche Schmerzen im Kopf und Rücken und in wenigen Stunden ist er todt. Augenblicklich darauf wird der Körper schwarz und schwillt beinahe zu dreifacher Dicke auf. Vergebens wurden im Fort Union Hospitäler errichtet und der ganze Arzneivorrath erschöpft. Viele Wochen lang haben unsere Arbeiter nichts gethan, als Leichname zusammengebracht, um sie in große Löcher zu begraben. Seitdem aber die Erde gefroren ist, sehen

wir uns genöthigt, sie in den Fluß zu werfen. Unter den Mandans, wo die Seuche zuerst ausbrach, war die Verwüstung am schrecklichsten. Der einst so mächtige Stamm, schon vorher durch gehäufte Unglücksfälle auf 1500 Seelen reducirt, wurde ausgerottet bis auf 30 Personen. Ihre Nachbarn, die Gros Ventres und Arickarees waren zur Zeit des Ausbruchs auf einer Jagdstreiferei begriffen, weshalb sich ihnen die Krankheit erst um einen Monat später mittheilte. Dennoch war bereits am 1. Oct. der halbe Stamm vertilgt, und das Uebel griff noch immer um sich. Nur sehr wenig Erkrankte erlangten die Gesundheit wieder; wenn sie aber dann alle ihre Verwandten begraben und die Krankheit mit furchtbarer Wuth ihre übrigen Stammgenossen hinwürgen sahen, war ihnen das Leben zur Last und sie machten ihrem elenden Daseyn ein Ende, indem sie sich entweder von der Felsspitze nahe an ihrer Ansiedelung herabstürzten, oder mit Messer und Gewehr Hand an sich legten. Ringsum ist die Prairie ein großer Todtenacker, auf welchem die unbeerdigten Leichen umherliegen, Pest und Verwesung auf viele Meilen ringsum versendend. Gros Ventres und Arickarees, bisher auf 4000 Seelen sich belaufend, sind auf mehr als die Hälfte zusammengeschmolzen. Die Assineboins, 9000 Köpfe, über ein Jagdgebiet nördlich vom Mississippi bis zum Handelsposten der Hudsonsbaycompagnie hinschwärmend, sind im wahren Sinne des Worts beinahe ausgerottet.

Sie, wie die Creek und Blackfeet, suchten dem Würgengel nach allen Seiten zu entfliehen; aber er ereilte sie unvermeidlich, wohin sie gingen. Da schien zuletzt jedes Gefühl gegenseitigen Mitleids und zärtlicher Gesinnung geschwunden. Jeder floh den Andern, Weiber und Kinder strichen in der Prairie umher nach kümmerlicher Nahrung suchend. Schrecklich sind die Nachrichten über den Zustand der Blackfeet. Ueber 1000 Zelte derselben sind bereits ausgestorben. Sie sind die tapfersten und schlauesten unter allen Indianern; gefährlich und unversöhnlich gegen ihre Feinde, aber zuverlässig, brav und zärtlich gesinnt gegen die Ihrigen. Noch kürzlich fürchteten wir ernstlich, daß ein furchtbarer Krieg mit ihnen bevorstehe, und daß sie ihre schwindenden Kräfte sämmtlich gegen die Weißen vereinigen würden. Jeder Tag brachte Kunde von neuen Zurüstungen und laut werdendem Rachegefühl gegen die Weißen. Aber die Blattern warfen sie nieder, den Tapfern wie den Schwachen, und wer von diesem Gift einmal befallen war, erstand nicht mehr. Es wird behauptet, daß verschiedene Kriegerhorden, die zum Angriffe des Forts ausgezogen waren, sämmtlich unterwegs starben, so daß nicht Einer davon zurückkehrte, um die Kunde seinem Stamme zu bringen. So ward im Laufe weniger Wochen ihre Macht und ihr Muth gebrochen, und nichts mehr war zu hören, als das gräßliche Todtengeheul aus dem Lager. Jeder Gedanke an Krieg verschwand, und die wenigen

Ueberbleibsel sind demüthig, wie verhungerte Hunde. Keine Sprache kann ein Bild der Verwüstung entwerfen, welche der Anblick des Landes darbietet. In welcher Richtung man ausgehen mag, sieht man nichts als traurige Ruinen menschlichen Lebens. Noch auf jedem Hügel stehen Zelte, aber keine Rauchsäule steigt empor, das Daseyn menschlicher Wesen verkündend, und kein Laut, außer dem Gekrächze des Raben und dem Geheul des Wolfes, unterbricht die schreckliche Stille. Mit diesen Nachrichten ist das Gräßliche, das wir hören, noch nicht erschöpft. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß sich die Pest den Stämmen in und über den Felsengebirgen, so wie den Indianern in der Richtung nach Santa Fé und Mexico mittheilen wird. Im Buche des Schicksals aber scheint es unabänderlich geschrieben zu seyn, daß der rothe Menschenstamm ganz aus einem Lande vertilgt werde, welches er einst mit jugendlicher Kraft allein beherrschte, bis die Habsucht der Weißen die fernhintödtende Feuerwaffe, den entnervenden Feuertrank und das Alles verheerende Blatterngift an seine Ufer brachte. Spätern Nachrichten zufolge beläuft sich die Anzahl der von den Blattern weggerafften Indianer an der Westgrenze der vereinigten Staaten auf mehr als 60,000."

Erstes Capitel.

Früheste Jugenderinnerungen. — Kentucky. — Die Höhle bei Elk-Horn. — Weiße werden von Schahnisindianern angegriffen. — Ein Indianer wird von einem Weißen skalpirt. — Fahrt auf dem Ohio. — Cincinnati. — Big-Miami. — Arbeiten bei einer neuen Ansiedelung. — Tanner wird von den Indianern geraubt und schwebt in Todesgefahr. — Seine Leiden und Entbehrungen. — Ein Gefecht und neue Todesgefahr. — Ein Dorf der Schahnis. — Weiße Handelsleute. — Détroit. — Eine weiße Frau. — Saugenong.

Meine früheste Jugenderinnerung, die ich mir noch jetzt deutlich vergegenwärtigen kann, ist der Tod meiner Mutter. Ich war damals erst zwei Jahre alt, allein mehre Umstände, welche sich zu jener Zeit ereigneten, machten auf mich einen so tiefen Eindruck, daß ich sie nie wieder vergessen habe. Wie der Ort hieß, wo wir wohnten, weiß ich nicht mehr, man hat mir aber gesagt, er habe am Ufer des Kentuckyflusses, weit entfernt vom Ohio gelegen.

Mein Vater, John Tanner, war ein virginischer Auswanderer, und früher evangelischer Geistlicher gewesen. Bald nach dem Tode meiner Mutter ließ er sich an einem Orte nieder, der den Namen Elk-Horn (d. h. Elennthiergeweih) führte. Dort war eine Höhle, die ich oft mit ihm besuchte; wir nahmen dann jedesmal zwei Lichter mit; das eine zündeten wir an, wenn wir hineintraten, und gingen dann so lange fort, bis es niedergebrannt war, darauf kehrten wir um, und kamen wieder an's Tageslicht, ehe das zweite gänzlich verzehrt war.

Elk-Horn wurde zuweilen von Schahnis-Indianern [1]) angegriffen, welche jeden Weißen, dessen sie habhaft werden konnten, ermordeten und Hornvieh oder Pferde raubten. Mein Oheim von väterlicher Seite machte sich einstmals in der Nacht mit mehren Männern auf, näherte sich dem Lagerplatze der Indianer bis auf Flintenschußweite und tödtete eine Rothhaut. Er skalpirte seine Beute; die übrigen stürzten sich in den Fluß und entkamen.

Während wir zu Elk-Horn wohnten, ereignete sich ein Umstand, dem ich das meiste Unglück, das mich nachher im Leben heimsuchte, zuzuschreiben habe. Mein Vater ritt nämlich eines Morgens nach einem weit entlegenen Dorfe, und hatte, ehe er das Haus verließ, meinen Schwestern Agathe und Lucy streng anbefohlen, mich ja in die Schule zu schicken. Sie vergaßen es aber und dachten erst Nachmittags wieder daran. Da wollte ich aber nicht fortgehen, weil es sehr stark regnete. Als Abends mein Vater heimkommt und erfährt, daß ich nicht in der Schule gewesen bin, muß ich selbst hinausgehen und einige Gerten holen, mit denen er mich stärker durchpeitschte, als ich verdient zu haben glaube. Seitdem hegte ich Groll gegen meine Schwestern, weil sie alle Schuld auf mich gewälzt und mir doch am Morgen nichts gesagt hatten. Seit jenem Tage war mir das väterliche Haus nicht mehr so lieb wie bisher; ich dachte und sagte oft: „wie gern möchtest du doch bei den Indianern leben."

Ich weiß nicht genau, wie lange wir in Elk-Horn gewohnt haben. Als wir mit unseren Pferden und Waggons [2]) aufgebrochen waren, kamen wir nach Ablauf zweier Tage an den Ohio, wo mein Vater drei flache Fahrzeuge kaufte, an denen wir Spuren von Kugeln und Blut bemerkten; es waren nämlich auf denselben mehre Weiße von Indianern todtgeschlagen worden.

---

1) (Schahnis.) Shawanees, Shawannos oder Sawanu, gehören zum Lenappestamme, oder wie Vater denselben bezeichnet, Chippeways-Delaware oder Algonkino-Moheganstamme. Die wenigen Familien, welche von diesem früher so mächtigen Stamme noch übrig sind, leben am obern Wabash im Staate Illinois und am obern Miami in Ohio. Cooper, Bell und John Hunter erwähnen ihrer.

2) Waggons sind Fuhrwerke, die nicht in Federn hängen.

Eines dieser Flachboote nahm Pferde und Hornvieh auf; in das zweite wurden Betten und Gepäck geladen; auf dem dritten befanden sich einige Neger. Die beiden ersteren waren zusammengebunden, das andere folgte, und so fuhren wir binnen drei Tagen auf dem Ohio bis nach Cincinnati.

Als wir uns eben dieser Stadt gegenüber befanden, schlug das erste Boot mitten im Flusse um; gerade zur rechten Zeit bemerkte mein Vater das Unglück, und hatte eben noch Zeit, die Stricke durchzuschneiden, womit die Kühe angebunden waren. Das Vieh schwamm an das gegenüberliegende kentuckysche Ufer, und die Bewohner von Cincinnati eilten bereitwillig zu unserer Hülfe herbei; mein Vater konnte ihnen bloß mit Worten danken.

Im Laufe eines Tages gelangten wir von Cincinnati bis zur Mündung des Big-Miami. Auf dem jenseitigen Ufer desselben[1]) wollten wir uns ansiedeln; wir fanden dort schon einiges urbar gemachte Land und ein Paar aus Holz gebauete Hütten, die aber von ihren Bewohnern der Indianer wegen verlassen waren. Mein Vater setzte die Hütten in bewohnbaren Stand und umgab sie mit starken Pallisaden. Es war im Anfange des Frühjahres, und unsere erste Sorge deßhalb das Feld zur Aufnahme der Aussaat geeignet zu machen. Als wir etwa 10 Tage dort seyn mochten, sagte uns eines Morgens mein Vater, er sähe aus den Bewegungen der Pferde, daß sich Indianer in den Wäldern umhertreiben müßten. „John," sprach er, „du gehst mir heute nicht aus dem Hause." Darauf gab er meiner Stiefmutter die Weisung, ja keines der Kinder auf's Feld zu lassen, und verließ die Wohnung, um mit den Negern und meinem ältern Bruder Korn auszusäen.

Außer mir und meiner Stiefmutter waren noch drei kleine Kinder im Hause. Damit sie mich desto besser im Auge behalten könnte, mußte ich das jüngste Kind, das höchstens ein paar Monate alt war, warten; das wurde mir aber bald zu langweilig und darum fing ich an, meinen kleinen Bruder dermaßen zu zwicken und zu kneipen, daß er laut schrie. Die Mutter sagte, ich sollte den Kleinen auf den Arm nehmen und mit ihm auf

---

1) Also im heutigen Staate Indiana; denn der Miami bildet im untern Theile seines Laufes die Gränze zwischen den Staaten Ohio und Indiana.

und ab gehen; und das that ich denn auch, zwickte aber nichts destoweniger das Kind fortwährend. Da nahm sie mir es ab und gab ihm die Brust. Diese Gelegenheit benutzte ich, um aus dem Hause zu schlüpfen, und durch eine im Pfahlwerke angebrachte Thür auf das Feld zu entwischen. Nicht weit vom Hause entfernt und gleichfalls in der Nähe des Ackers stand ein Nußbaum, unter welchem noch vom vergangenen Jahre her viele Nüsse lagen. Dorthin wollte ich, mußte jedoch, um nicht von meinem Vater oder den Arbeitern bemerkt zu werden, recht vorsichtig zu Werke gehen. Noch jetzt sehe ich meinen Vater so deutlich vor mir stehen, wie in jenem Augenblicke, als ich mich hinter dem Baume versteckte. Er hielt mitten auf dem Felde, das Gewehr auf der Schulter, gute Wacht gegen die Indianer, während die Uebrigen arbeiteten. Ich sprach zu mir selbst: „diese Indianer möchtest du doch auch einmal sehen."

Bereits hatte ich meinen Strohhut wohl zur Hälfte mit Nüssen gefüllt; da höre ich hinter mir ein Geräusch, drehe mich um und erblicke Indianer. Ein alter und ein junger Mann packen mich und schleppen mich fort. Der eine nimmt meinen Hut, schüttet die Nüsse aus, und stülpt ihn mir über den Kopf. Was darauf mit mir vorgegangen ist, weiß ich nicht mehr; wahrscheinlich war ich ohnmächtig geworden, denn geschrieen und um Hülfe gerufen habe ich nicht. Endlich kam ich unter einem hohen Baume, der von meines Vaters Hause schon ziemlich weit entfernt seyn mochte, wieder zu mir. Den alten Mann sah ich nicht mehr, nur den jungen Indianer mit einem andern, der sehr klein, aber stark und untersetzt war. Ich mochte vielleicht mich widersetzt, oder diesen Menschen auf irgend eine andere Art gereizt haben, genug er zerrte mich bei Seite, nahm seinen Tomahawk und deutete mir an, ich solle die Augen zum Himmel aufschlagen. Aus seinen Zügen und seinem ganzen Benehmen ward es mir klar, daß ich zum letzten Male den Himmel anblicken sollte, weil seine Absicht war, mich zu tödten. Ich gehorchte, aber der junge Indianer, der mich geraubt hatte, fiel dem andern in den Arm und packte die schon über meinem Haupte schwebende Streitaxt. Jetzt erhob sich ein Zank zwischen den beiden Indianern; der jüngere fing laut an zu rufen und zu schreien, mehre Stimmen antworteten, und nun kamen in

aller Eile der Alte mit vier andern Indianern herbeigerannt, und richtete einige harte Worte an den, welcher mich hatte tödten wollen. Er nahm mich bei der einen und der junge Mensch bei der andern Hand, und so zogen sie mich fort, während der Untersetzte hinter mir herging. Sie mochten meinetwegen wohl nicht so schnell von dannen eilen können, wie sie wünschten, auch befürchteten sie, eingeholt zu werden, weßhalb immer mehre zurückblieben, um aufzupassen.

Eine gute Meile von der Wohnung meines Vaters mußte ich in ein aus Hickoryrinde[1]) gebauetes Kanot steigen, das am Ufer des Flusses im Gesträuche verborgen lag. Alle sieben sprangen hinein, fuhren über den Ohio und landeten am linken Ufer des Big=Miami, unfern von dessen Mündung. Hier ließen sie das Kanot zurück, und pflanzten ihre Pagayen (Ruder) dergestalt in die Erde, daß sie vom Flusse aus bemerkt werden konnten. In geringer Entfernung hatten sie in einem Walde Decken und Lebensmittel versteckt, und gaben mir ein wenig gesalzenes Fleisch mit Bärenfett; ich konnte aber nichts essen. Von jener Stelle aus konnte ich die Hütten meines Vaters noch ganz deutlich erblicken; auch die Indianer sahen dorthin und guckten dann lachend mich an; ich habe aber nie erfahren, was sie damals sagten.

Als sie gegessen hatten, machten sie sich wieder auf den Weg und gingen den Miami aufwärts. Mich schleppten sie mit und nahmen mir die Schuhe ab, weil sie denken mochten, ich würde durch diese verhindert, schneller zu gehen. Zwar hatten sie ein wachsames Auge auf mich; ich gab aber trotzdem die Hoffnung, ihnen entwischen zu können, nicht auf, und merkte darum auch auf jeden Gegenstand, der mir als Merkzeichen

---

1) Hickory heißen die verschiedenen Nußbaumarten, welche Amerika eigenthümlich sind, und die von manchen Botanikern, weil sie ein eigenes Geschlecht bilden, Carya genannt werden. Doch paßt dieser Name auf mehre sehr verschiedene Bäume, je nach dem Beiworte, welches man hinzufügt. Bemerkenswerth sind der rothe und weiße Hickory; die Blätter haben einen angenehmen Geruch; die Nüsse schmecken gut und werden von Menschen und Vieh gern genossen. Alle Hickoryarten haben hartes Holz, das nur schwer bricht. Erst die Indianer und sodann auch die Weißen gaben, auf diese Eigenschaften anspielend, dem General Jackson den Namen Old=Hickory. Uebrigens verwittert dieses Holz schnell, wenn es zersägt und der Luft ausgesetzt wird.

dienen konnte; ferner trat ich mehrmals das hohe Gras nieder und wühlte in dem weichen Erdboden, um diese Stellen wieder zu erkennen. Ich dachte immer, es würde mir wohl möglich seyn, zu entrinnen, wenn alle schliefen. Als es Nacht wurde, preßte der Alte und der Junge mich so eng zwischen sich, daß wir alle drei unter einer Decke lagen. Ich war so matt und müde, daß ich auf der Stelle einschlief, und als ich am andern Morgen erwachte, stand die Sonne schon am Himmel, die Indianer waren munter und im Begriffe weiter zu reisen. So gingen wir vier Tage lang fort; die Indianer gaben mir kaum einen Bissen zu essen, und ich dachte immer an's Entrinnen; allein jeden Abend sank ich, matt und müde von der Anstrengung, in tiefen Schlaf. Meine unbekleideten Füße waren aufgerissen und geschwollen. Als das der Alte sah, zog er mir viele Dornen und Holzsplitterchen heraus, und gab mir auch ein Paar Mocassins,[1]) so daß ich nun etwas besser fort konnte.

Gewöhnlich mußte ich zwischen dem Alten und dem Jungen gehen, und zuweilen dermaßen laufen, daß mir alle Kräfte ausgingen; mehre Tage lang genoß ich so gut wie gar nichts. Vier Tage später, von dem abgerechnet, an welchem wir den Ohio verlassen hatten, kamen wir an einen andern großen Fluß, der, wie ich glaube, sich in den Miami ergießt. Er war breit und so tief, daß ich nicht hindurchwaten konnte; deßhalb nahm mich der Alte auf seine Schultern; dabei ging ihm das Wasser bis an die Achselhöhlen. Ich sah nun wohl ein, daß ich ohne Beihülfe über dieses Wasser nicht hinüberkommen konnte, und so schwand denn auch meine Hoffnung, auf irgend eine Art meine Flucht bewerkstelligen zu können. Ich erklimmte das Ufer und lief in den Wald, wo ich eine Truthenne aufscheuchte; ihr Nest war voller Eier, die ich in mein Taschentuch that. Ich ging an den Fluß zurück und die Indianer lachten, als sie mich kommen sahen. Sie nahmen die Eier weg und zündeten ein Feuer an, um dieselben in einem Kessel zu kochen. Ich war sehr hungrig und harrte mit Schmerzen auf die Mahlzeit. Da kam plötzlich der Alte von der Stelle, wo wir ans Ufer gestiegen waren, hergelaufen, nahm den Kessel, schüttete Wasser und Eier

---

1) **Mocassins** sind bekanntlich eine Art von Stiefeln.

in die Gluth, und richtete schnell und in leisem Tone einige Worte an den Jüngern. Ich vermuthete gleich, daß wir verfolgt würden, und habe später erfahren, daß ich mich damals nicht irrte. Wahrscheinlich befanden sich meine Angehörigen auf der andern Seite des Flusses. Die Indianer rafften in aller Eile die Eier zusammen, und liefen nach verschiedenen Richtungen hin in den Wald. Zwei von ihnen nahmen mich bei den Armen, und ich mußte mit ihnen laufen, so schnell ich nur konnte.

Ein Paar Tage nachher trafen wir mit einem Truppe von zwanzig bis dreißig Indianern zusammen, die nach den Niederlassungen der Weißen wollten; der Alte hatte mit ihnen eine lange Unterredung. Späterhin erfuhr ich, daß sie Schahnis-krieger waren. Da sie von uns erfuhren, daß wir von Weißen am Ufer des Miami verfolgt würden, so machten sie sich auf, ihnen entgegen zu ziehen. Sie hatten mit denselben ein blutiges Gefecht, in welchem von beiden Seiten mehre Menschen auf dem Platze blieben.

Unser Zug durch die Wälder war sehr langweilig und beschwerlich, und erst etwa zehn Tage nach jenem Zusammentreffen kamen wir an den Maumi.[1]) Sogleich durchliefen die Indianer den Wald, riefen sich einander etwas zu, fragten und antworteten. Bald war ein passender Hickorybaum gefunden und gefällt; sie verfertigten aus der Rinde ein Kanot,[2]) in das wir alle hineinstiegen. Nun fuhren wir den Fluß hinab, bis wir zu einem

---

1) Der Maumee fließt im nordwestlichsten Theile des Staates Ohio und mündet in den Erie-See.

2) Die Kanots, welche von den Wilden aus Birkenrinde gemacht werden, sind wahre Meisterwerke. Sie sind schlank, tragen schwere Lasten, und man kommt mit ihnen rasch aus der Stelle. Die Größe ist natürlich sehr verschieden; manche haben zwei, sechs, acht bis zehn Sitzbretter, welche querüber angebracht werden. Der Boden besteht aus einem oder zwei Stücken Rinde, an welche mehre andere vermittelst Wurzeln befestigt werden. Das Ganze wird mit Baumharz überzogen, und ist alsdann wasserdicht. Da die Rinde höchstens so dick ist, wie etwa zwei Thaler, die man auf einander hält, so wird das Kanot inwendig mit kleinen Scheiten von Cederholz der Länge nach bekleidet und gefüttert. Man muß übrigens beim Einsteigen sehr vorsichtig seyn, weil das gebrechliche Fahrzeug leicht umschlägt. *Lafitau*, Moeurs des sauvages ameriquains Tom. II. P. 214. Sie sind bis zu 28 Fuß lang und die größten können etwa 14 Menschen fassen; doch sind drei schon hinlänglich, um es fortzurudern. Die einzelnen Theile werden, wie gesagt, mit Wurzelfasern so geschickt zusammengenähet, daß man glaubt, das Ganze bestehe aus einem einzigen Stücke. Ein Kanot geht höchstens zwanzig

großen Dorfe der Schahnis kamen, das an der Mündung eines Flusses lag. Als wir landeten, kamen eine große Menge Indianer auf uns zugelaufen; ein junges Weib fiel schreiend und kreischend über mich her, und schlug auf meinen Kopf los, mehre ihrer Verwandten waren nämlich von den Weißen getödtet worden. Viele Schahnis hatten große Lust, mich ums Leben zu bringen, der Alte und der Junge aber wußten sie davon abzuhalten. Ich sah wohl, daß ich häufig der Gegenstand ihrer Unterhaltung war, verstand aber nichts von dem, was sie sagten. Der Alte konnte ein Paar Worte Englisch sprechen, und befahl mir zuweilen in dieser Sprache, Wasser zu holen, Feuer anzumachen, oder ihm andere kleine Dienste zu leisten, die er von mir verlangte.

Wir blieben zwei Tage in jenem Dorfe und ruderten alsdann weiter. Bald darauf hielten die Indianer bei einem Comptoir an, in welchem drei oder vier Handelsleute sich befanden, die Englisch sprechen konnten. Diese Männer unterhielten sich viel mit mir und sagten, sie wünschten recht sehr, mich loszukaufen und nach meinen Verwandten zu bringen; aber der Alte wollte sich nicht von mir trennen, und ich erfuhr von den Handelsleuten, daß ich sein Sohn werden sollte, da ihm sein Kind gestorben sei; ich möchte mich nur zufrieden geben und mitgehen. Dabei fügten sie hinzu, sie wollten nach zehn Tagen ins Dorf kommen und mir die Freiheit wieder verschaffen. Ich wurde von ihnen sehr gut behandelt, sie gaben mir zu essen im Ueberflusse, was die Indianer nicht gethan hatten. Als ich sie endlich verlassen mußte, fing ich zum ersten Male seit meiner Entführung an zu weinen, ihr wiederholtes Versprechen jedoch, mir nach zehn Tagen die Freiheit wieder verschaffen zu wollen, tröstete mich einigermaßen. Bald nach unserer Abfahrt gelangten wir in den (Erie-) See, und die Indianer hielten in dieser Nacht keine Rast. Als der Tag eben heraufdämmerte, stießen sie ein lautes Geschrei aus, am Ufer ließen sich einige Lichter blicken, und bald kam ein Kanot zu uns heran und nahm drei unserer Gefährten auf.

Zoll tief im Wasser; die Ladung muß aber jeden Abend herausgenommen und das Fahrzeug ans Land gezogen werden, weil es leicht gestohlen wird, da es von zwei Menschen bequem fortgetragen werden kann.

Was von diesem Tage bis zu unserer Ankunft in Détroit [1]) vorging, weiß ich nicht mehr genau zu sagen. Anfangs ruderten wir mitten im Flusse, bis wir der Stadt gerade gegenüber waren; dann näherten wir uns dem Ufer und ich sah, daß eine weiße Frau sich einige Augenblicke mit den Indianern besprach; worüber sie verhandelten, konnte ich nicht verstehen. Es standen mehre Weiße am Ufer; ich verstand aber nicht, was sie sagten; wahrscheinlich sprachen sie französisch. Gleich nachher stachen die Indianer wieder mitten in den Fluß und ruderten weiter.

Es mochte wohl Mittag sein, als wir ans Land traten, und das Kanot auf das Trockene und in den Wald zogen; die Indianer fanden einen dicken hohlen Baum, der an einer Seite offen war, und warfen ihre Decken, den Kessel und einige andere Gegenstände hinein. Darauf mußte ich auf allen Vieren durch die Oeffnung kriechen, welche sie hinter mir verstopften. Noch ein Paar Minuten hörte ich sie sprechen und dann blieb lange Zeit Alles still. Hätte ich nicht schon längst auf jeden Gedanken an Flucht Verzicht geleistet gehabt, so wäre es mir jetzt gewiß klar geworden, daß an kein Entrinnen mehr zu denken war.

Nach Verlauf von einigen Stunden hörte ich, daß die Holzstücke, womit sie die Oeffnung verstopft hatten, weggenommen wurden; bald sah ich auch wieder das Tageslicht und bemerkte eine große graue Stute mit zwei braunen Füllen, welche von den Indianern hierhergeführt worden waren; auf eines der letztern setzten sie mich; die beiden andern Thiere wurden mit Gepäck beladen, und da die Indianer abwechselnd zu Pferde stiegen, so kamen wir schnell aus der Stelle und langten schon nach drei Tagen in Saugenong an. Dort verließen uns abermals zwei Indianer. Der Alte und der junge Mensch wohnten hier; sie gingen aber nicht geraden Weges nach ihrem Hause,

1) Détroit liegt im Staate Michigan, in der Grafschaft Wayne, am rechten Ufer des Flusses Détroit, welcher ein Abfluß des Huron-Sees ist, diesen mit dem St. Clair- und Erie-See verbindet, und Michigan von Ober-Canada trennt. Ein Theil der 6000 Menschen, welche die Bevölkerung dieser regelmäßig gebauten Stadt bilden, besteht aus Franzosen, die Nachkommen jener, welche 1620 sich in dieser fruchtbaren Gegend niederließen. Bis 1810 galt hier noch das alte Pariser Stadtrecht.

sondern ließen ihre Pferde zurück und borgten sich ein Kanot, in dem wir bis vor die Hütte des Alten fuhren, die aus Holz aufgeführt war und Aehnlichkeit mit denen hatte, die ich in Kentucky gesehen. Eine alte Frau lief auf uns zu, der Alte sprach einige Worte zu ihr, sie schrie laut auf, umarmte mich und zog mich in die Hütte.

Zweites Capitel.

Annahme an Kindesstatt. — Manito-o-Gheezhik. — Kisch-kau-ko. — Der Falke. — Die Otter. — Die Totems. — Getreideaussaat. — Jagd. — Tanner erhält einen Schlag mit dem Tomahawk. — Jagdbezirk. — Fischfang mit der Harpune. — Tanner wird sehr schlecht behandelt. — Zug gegen die Weißen. — Mackinack. — Net-no-kwa, eine angesehene Frau. — Tanner wird an sie verkauft. — Taw-ga-we-ninne, der Jäger. — Eine Familie bei den Ottawwas.

Am andern Morgen wurde ich nach einem mit Pfahlwerke umgebenen Platze geführt, zu dessen beiden Seiten sich ein baumloses Terrain weithin erstreckte. Dort setzten sich alle Indianer nieder; die Familie und die Freunde des Alten nahmen auf der einen Seite Platz, die Fremden auf der andern. Die Freunde hatten Geschenke an Zucker, Mais, anderm Getreide, Tabak und dergleichen mitgebracht. Bald darauf fingen die Indianer, welche mich dorthin geschafft hatten, an zu tanzen und zogen mich in die Umzäunung; ihr Tanz war rasch und munter, etwa wie der Scalptanz. Von Zeit zu Zeit reichte mir Einer oder der Andere Einiges von den mitgebrachten Geschenken; wenn aber beim Tanze die Reihe an mich kam, und ich auf die andere Seite treten mußte, wurde mir Alles wieder abgenommen. So verging ein großer Theil des Tages, bis alle Geschenke verzehrt waren, alsdann kehrten Alle nach ihren Hütten zurück.

Ich war von der Familie des alten Manito-o-Gheezhik an Kindesstatt angenommen worden. Diesem war nämlich vor

Kurzem sein jüngster Sohn gestorben, und seine Frau hatte ihm gesagt, daß sie nicht mehr leben könne, wenn er ihr nicht das Kind wieder schaffte. Darauf hatte sich Manito-o-Gheezhik mit seinem ältesten Sohne, Kisch-kau-ko, und zwei andern Männern seines Volkes, das am Huron-See wohnte, aufgemacht, um seine Frau zufrieden zu stellen. Am obern Theile des Erie-Sees hatten sich drei seiner Verwandten mit ihm vereinigt, und alle waren sodann nach den Niederlassungen in Ohio gewandert. Am Abend vor meiner Entführung waren diese Indianer an der Mündung des Big-Miami angelangt, über den Ohio gesetzt, und hatten sich unfern von meines Vaters Wohnung im Walde versteckt gehalten. Am andern Morgen hatte der Alte nur mit Mühe die Wuth und Mordlust der jüngern Krieger zurückgehalten; denn diese wollten, da kein Knabe zu sehen war, auf die Arbeiter Feuer geben. Ich habe schon erzählt, was mit mir von der Zeit meiner Entführung an vorging. Auf dem Grabe des gestorbenen Sohnes ward ich an Kindesstatt angenommen, und meine neue Familie gab mir den Namen Schaw-schaw-wa-ne-ba-se, das heißt der Falke; und ich habe denselben geführt, so lange ich unter den Wilden lebte. Meine indianische Mutter hieß Ne-keek-wos-ke-cheem-e-kwa, das heißt die Otter, und dieses Thier war ihr Totem.[1])

Als ich an den Saugenong kam, war der Frühling kaum ins Land gekommen; ich erinnere mich, daß die Blätter noch klein waren und die Indianer etwas Getreide aussäeten. Sowohl durch einige englische Worte, welche Manito-o-Gheezhik sprechen konnte, als durch Zeichen wurde mir angedeutet, dabei behülflich zu seyn; als die Aussaat geschehen war, verließen alle Indianer das Dorf, gingen auf die Jagd und räucherten das Fleisch.

Als sie auf dem Jagdgrunde angekommen waren, suchten sie einen Platz aus, wo Damhirsche im Ueberflusse waren, und stellten hier eine lange Reihe von jungen Bäumen und grünen Zweigen neben einander. Als ein Theil vollendet war, gaben

---

1) Die Totems bilden eine Art Wappen; jede Indianerfamilie, und alle glauben von Thieren abzustammen, hat ein solches. Das Grab eines Kriegers wird mit seinem Totem geschmückt. Vergleiche Cooper: der letzte Mohikaner.

sie mir Anweisung, wie ich die Blätter und die kleinen dürren Zweige auf der Seite entfernen sollte, auf welcher die Indianer sich auf den Anstand stellen wollten. Die jüngeren Weiber und die Kinder leisteten mir einige Male Hülfe bei dieser Arbeit; gewöhnlich aber ließen sie mich allein.

Es fing an sehr warm zu werden, und eines Tages, als ich eben allein und sehr matt und durstig war, schlief ich ein. Da glaubte ich plötzlich ein lautes Geschrei zu vernehmen, und wollte den Kopf emporheben; aber das ging nicht. Da ich wieder etwas mehr zu Sinnen kam, bemerkte ich, daß meine Mutter mit meiner Schwester neben mir stand, und mein Kopf ganz naß war. Die Alte und ihre Tochter kreischten hell auf, und es dauerte noch einige Zeit, ehe ich begriff, daß mir das Haupt beinahe auseinandergeschlagen war. Wahrscheinlich hatte mich der alte Manito-o-Gheezhik schlafend da liegen sehen, mir einen Schlag mit dem Tomahawk versetzt und ins Gebüsch geworfen; denn als er vom Felde heim in seine Hütte gekommen war, hatte er zu seiner Frau gesagt: „Altes Weib, das Kind, welches ich dir gebracht habe, ist zu nichts nütze; ich habe den Jungen todt geschlagen; du wirst ihn da und da finden." — Darauf war die Indianerin, von ihrer Tochter begleitet, hingeeilt und hatten noch einige Lebensspuren in mir entdeckt; ihr Geschrei und daß sie mir den Kopf mit Wasser begossen, hatte mich wieder zu mir selbst gebracht.

Nach wenigen Tagen war meine Wunde so ziemlich wieder geheilt; ich mußte abermals anfangen zu arbeiten, hütete mich aber sehr, wieder einzuschlafen. Ich gab mir alle mögliche Mühe, den Befehlen nachzukommen, wurde aber dennoch mit großer Härte behandelt, besonders vom Alten und zweien seiner Söhne, Sche-mung und Kwo-ta-sche. Während wir uns auf dem Jagdgrunde befanden, warf mir einer derselben einen Zaum über die Hand, und gab mir durch einen Wink zu verstehen, nach welcher Richtung ich gehen sollte. Er wollte meiner Meinung nach mir zu verstehen geben, ich sollte ein Pferd holen, und so brachte ich denn das erste beste, das mir in den Wurf kam. Ueberhaupt errieth ich insgemein sehr wohl, was sie von mir wollten.

Als wir von der Jagd zurückkamen, mußte ich auf dem ganzen Wege bis zum Dorfe eine schwere Last gedörrten Fleisches

auf dem Rücken schleppen; ich starb fast vor Hunger, wagte es aber nicht, auch nur das kleinste Stück anzurühren. Meine indianische Mutter, die etwas Mitleiden zu haben schien, schaffte zuweilen etwas zu essen auf die Seite und steckte es mir zu, wenn der Alte nicht da war. Nach unserer Zurückkunft verließen die jungen Männer, wenn das Wetter gut war, das Dorf, um mit Harpunen Fische zu fangen; ich mußte sie begleiten und das Kanot rudern. Da ich das noch nicht zum Besten verstand, so fielen sie manchmal über mich her und schlugen mich mit den Harpunenstielen; es verging kein Tag, an welchem ich nicht von dem Einen oder dem Andern Prügel erhielt. Andere Indianer, die nicht zu unserer Familie gehörten, schienen Mitleid mit mir zu haben, denn sie bezeugten mir ihre Theilnahme und gaben mir zu essen, wenn der Alte fort war.

Nachdem wir das Getreide eingeerndtet und in die Gruben geschüttet hatten, worin es für den Winter aufbewahrt wird, zogen die Indianer an die Ufer des Saugenong, um dort zu jagen. Ich litt auch jetzt, wie bisher stets, viel vom Hunger, und sah doch oft, daß die Indianer in den Wäldern etwas aßen. Wenn ich aber zu erfahren suchte, was das wohl seyn mochte, dann verhehlten sie es vor mir. Endlich raffte ich einige Bucheckern auf und aß dieselben. Sie schmeckten mir gut, und ich zeigte sie den Indianern, die laut auflachten und mir sagten, das eben wäre es, was sie schon seit längerer Zeit äßen. Als Schnee gefallen war, mußte ich die Jäger begleiten, und zuweilen einen ganzen Damhirsch bis zum Lagerplatze schleppen, was mir denn nur mit der größten Anstrengung möglich war.

Des Nachts schlief ich zwischen dem Feuer und dem Eingange der Hütte. Jeder der Eintretenden oder Hinausgehenden gab mir gewöhnlich einen Tritt, und wenn ein Indianer getrunken hatte, so schüttete er immer das Wasser, welches er nicht mehr mochte, über mich aus. Der Alte behandelte mich immer sehr hart und grausam, manchmal aber war die Behandlung noch barbarischer als gewöhnlich. Eines Tages stand er auf, nahm seine Mocassins und ging, kam aber plötzlich wieder zurück, packte mich bei den Haaren, zog mich aus der Hütte heraus, drückte mein Gesicht in einen Haufen Menschen-

koth,[1]) und schmierte es in demselben etwa so herum, wie man mit einer unreinlichen Katze thut; darauf zerrte er mich wieder von der Erde auf, und schleuderte mich weitweg in den Schnee. Ich wagte nicht, ihm wieder vor die Augen zu treten. Endlich kam meine Mutter und brachte mir etwas Wasser, so daß ich mich waschen konnte. Wir wollten an einer andern Stelle unser Lager aufschlagen, und ich mußte, wie gewöhnlich, eine schwere Last tragen. Noch hatte ich mich nicht ordentlich reinigen können, und als die Indianer mich dergestalt beschmutzt sahen, wollten sie wissen, was mit mir vorgegangen sey. Durch Zeichen und mit Hülfe einiger Worte aus ihrer Sprache machte ich ihnen deutlich, wie ich behandelt worden war. Mehre schienen Mitleiden zu haben, waren mir beim Waschen behülflich und gaben mir auch etwas zu essen.

Oftmals, wenn der Alte mich schlagen wollte, suchte meine Mutter, die sich im Allgemeinen sehr gütig bewies, mich mit ihren Armen zu beschützen und dann bekamen wir Beide etwas ab. Als der Winter zu Ende lief, reisete Kisch-kau-ko, ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren, mit vier andern Indianern, die mit ihm in gleichem Alter seyn mochten, ab, um einen Kriegszug mitzumachen. Gleich nach der Zuckererndte kam auch Manito-o-Gheezhik ins Dorf zurück und traf mit einigen andern Männern Anstalten und Vorbereitungen zum Kriege. Ich war nun etwa ein Jahr bei den Indianern, und fing an, von ihrer Sprache etwas zu verstehen. Beim Abschiede sagte mir der Alte: „Ich gehe jetzt, um deinen Vater, deinen Bruder und alle deine Angehörigen zu tödten..." Kisch-kau-ko kam zuerst, und zwar schwer verwundet, heim. Seiner Erzählung zufolge war er mit seiner Abtheilung bis an den Ohio gekommen, wo sie einige Zeit auf der Lauer gestanden, und dann auf ein kleines Boot, das den Fluß herab kam, gefeuert hatten; ein

1) Der amerikanische Herausgeber dieser Denkwürdigkeiten bemerkt zu dieser Stelle: Tanner hat, wie fast alle Indianer, sich so in seiner Gewalt, daß er stets Herr seiner Gemüthsbewegungen ist und sie zurückdrängt: als er mir aber Obiges dictirte, erglänzte sein Blick von Wuth, seine Oberlippe zuckte convulsivisch, und ich sah wohl, daß auch er nicht frei war von dem Rachedurste, welcher die Indianer charakterisirt. Er hatte diese Schmach, die ihm als elfjährigem Knaben zugefügt wurde, nach Verlauf von dreißig Jahren nicht vergessen können.

Mann war getödtet worden, die anderen hatten sich durch Schwimmen gerettet. Bei der Verfolgung, denn die Indianer setzten den Flüchtigen nach, hatte sich Kisch-kau-ko mit seiner eigenen Lanze verwundet. Die Indianer brachten den Skalp des getödteten Mannes mit nach dem Dorfe.

Einige Tage später kam auch der alte Manito-o-Gheezhik wieder und zeigte mir einen alten abgeschabten Hut von weißer Farbe; ich erkannte ihn für den meines Bruders. Er sagte mir, er habe meine ganze Familie ermordet, alle Neger, alle Pferde todt gemacht, und zum Beweise habe er den Hut mitgenommen. Ich glaubte ihm, daß alle meine Angehörigen ums Leben gekommen wären, und dachte jetzt noch weniger an Entlaufen. So verlebte ich noch zwei Jahre in dieser Familie; jeder Tag entfernte mich mehr von dem Gedanken zu entweichen; allein ich vergaß nicht die Zusicherung, welche mir die englischen Handelsleute am Maumi gemacht hatten, und wünschte sehr, sie möchten sich doch endlich an ihr Versprechen erinnern. Die Indianer betranken sich oft, dann wollten sie mich immer todtschlagen, und ich mußte mich im Walde verbergen, und wagte nicht eher wieder nach der Hütte zu gehen, als bis ihr Rausch vorbei war. Ich hatte fortwährend noch jetzt, wie im ersten Jahre, viel vom Hunger zu leiden und bekam nie genug zu essen, wiewohl mir manchmal Indianer, die nicht zu meiner Familie gehörten, etwas zusteckten. Die alte Frau, ihre Töchter und ihr jüngster Sohn Be-nais-sa (d. h. der Vogel), der mit mir in gleichem Alter war, behandelten mich gut. Aber der Alte, Kisch-kau-ko und zwei seiner Brüder, Kwo-ta-sche und Sche-mung, waren grausam, und es dürstete sie nach dem Blute der Weißen. Be-nais-sa war viel besser.

Während meines Aufenthaltes zu Saugenong sah ich nur ein einziges Mal Weiße; es fuhr ein kleines Fahrzeug vorüber, die Indianer setzten mich in ein Kanot und fuhren mit mir an das Boot, denn sie vermutheten mit Recht, daß mein bejammernswürdiges Aussehen bei den Leuten meiner eigenen Farbe Mitleid erregen müßte. Diese gaben mir Brod, Obst und andere Geschenke; ich bekam aber nur einen einzigen Apfel davon in die Hände.

Zwei Jahre nach meiner Entführung beriefen die englischen Agenten eine große Versammlung nach Mackinack.[1]) Dorthin kamen die Sioux,[2]) Winnebagos,[3]) Menomonis[4]) und Indianer von andern entfernt wohnenden Stämmen, zugleich mit den Dschibbeways[5]) und Ottawwas.[6]) Als der alte Manito-o-Gheezhik wieder heim kam, hörte ich, er habe in Mackinack seine Verwandte Net-no-kwa getroffen, die, ungeachtet ihres Geschlechtes, als Häuptling der Ottawwas angesehen wurde. Dieser Frau war ein Sohn gestorben, der etwa so alt gewesen war, wie ich; sie hatte von mir gehört und wollte mich kaufen. Allein davon wollte meine indianische Mutter, die Otter, unter keinerlei Bedingung etwas wissen. Ich hörte, wie sie ausrief: „Mein Sohn ist einmal gestorben, und mir wieder gegeben; ich will ihn nicht noch einmal verlieren." Allein Niemand hörte auf ihre Vorstellungen mehr, als Net-no-kwa mit vielem Branntwein und andern Geschenken in unserm Lager erschien. Sie ließ zuerst ein kleines, etwa 10 Gallonen haltendes Faß mit Whiskey,

---

1) Mackinack oder Michillimackinack, eine kleine Insel in der gleichnamigen Straße, in Michigan. Die kleine Stadt, die sich während der letzten Jahre sehr gehoben hat, wird durch zwei Forts vertheidigt, die auf steilen Felsen liegen, und wegen ihrer Festigkeit von den Amerikanern Gibraltar genannt werden. Sie beherrschen die Schiffahrt auf den Seen Huron und Michigan. Im Sommer ist die Stadt Sammelplatz vieler Indianer und Pelzhändler. Balbi, Handbuch der Erdbeschreibung, bearbeitet von Andree. Braunschweig 1835. Th. 2. S. 641.

2) Die Sioux oder Dacotas, auch Nadowessier genannt, gehören mit den Osagen zu derselben Familie, die in eine Anzahl von Stämmen zerfällt, unter welchen die Sioux und Assinneboins die mächtigsten sind. Die eigentlichen Sioux wohnen am mittlern Missouri, dem St. Peter, dem obern Mississipi, dem obern Red River, und am Winnipeg-See, vom 42 bis 49° n. Br., und bilden einen Bund. Die Assinneboins werden von ihnen Hoha, d. h. Empörer genannt, weil sie sich von ihnen trennten. Sie sind Verbündete der Chippeways und wohnen nördlich von den Sioux im Westen des Winnipeg nördlich von Pembina, am Assinneboin, Saskatschawan und Mouse.

3) Die Winnebagos wohnen im Süden des Wisconsin; haben aber ihr ganzes Gebiet an die vereinigten Staaten abgetreten, und sind zum großen Theil weiter nach Westen gezogen.

4) Diese wohnen am gleichnamigen Flusse, der in den Michigan-See fällt.

5) Die Dschibbewäs oder Tschippewäs gehören zu demselben Stamme, wie die Algonkiner, und sind in Kanada, Michigan, den Districten Huron und Mandanes verbreitet.

6) Die Ottawah's wohnen in Kanada, am gleichnamigen Flusse, der in den St. Lorenz fällt.

Decken, Tabak und andere werthvolle Sachen herbeibringen; denn sie wußte recht gut, mit was für Leuten sie zu thun hatte. Manito-o-Gheezhik machte, nachdem das Faß geleert war, allerlei Einwendungen; als aber ein zweites gebracht wurde, und Net-no-kwa noch einige Geschenke vertheilte, wurde ich ihr übergeben.

Diese Frau stand schon in etwas vorgerücktem Alter, war aber von einem einnehmendern Aeußern, als meine bisherige Mutter, die Otter. Sie nahm mich bei der Hand, führte mich in ihre in der Nähe befindliche Hütte, und ich sah gleich von vorn herein, daß ich von nun an besser behandelt werden würde. Sie gab mir viel zu essen, gute Kleidung und sagte, ich sollte mit ihren Kindern spielen. Wir blieben nur noch kurze Zeit zu Saugenong. In Mackinack wollte Net-no-kwa nicht mit mir anhalten, und wir fuhren in der Nacht vorüber und nach der St. Ignatiusspitze, wo sie mich einigen Indianern anvertraute, die für mich so lange sorgen sollten, bis sie ihre Geschäfte mit den englischen Agenten abgemacht haben würde. Nach ihrer Zurückkunft reisten wir weiter und erreichten nach wenigen Tagen Schab-a-wy-wy-a-gun. Damals war gerade das Korn reif, und nachdem wir eine kurze Zeit Halt gemacht hatten, fuhren wir drei Tage lang Fluß aufwärts. Von der Stelle ab, wo wir unsere Kanots zurückließen und die Landreise antraten, mußten wir drei Mal Nachtrast halten, ehe wir den Platz erreichten, wo die Winterhütten aufgebauet werden sollten.

Der Net-no-kwa Ehemann war ein Oschibbeway vom rothen Flusse,[1]) hieß Taw-ga-we-ninne oder der Jäger, und war siebenzehn Jahre jünger als sie. Dennoch hatte er seine erste Frau verstoßen, um sich mit ihr zu verbinden. Er bewies sich gegen mich immer sehr gut und nachsichtig, und behandelte mich mehr als seines Gleichen, als wie einen Untergebenen. Wenn er mich anredete, nannte er mich stets seinen Sohn; doch hatte er in der Familie kein besonders großes Ansehen, da das gesammte Eigenthum der Net-no-kwa gehörte, die auch alle Geschäfte leitete. Im ersten Jahre ließ diese mich einige Arbeiten verrichten, ich mußte Holz fällen, Wasser oder Fleisch herbeischleppen und

1) Dieser rothe Fluß, Red River, fließt in den Winnipeg-See, und entsteht aus der Vereinigung des Assinneboin oder obern und des untern rothen Flusses.

andere Dienste leisten, die sonst von Kindern meines Alters nicht verlangt wurden. Aber dabei zeigte sie sich fortwährend so gut, daß ich sehr zufrieden und glücklich war, wenn ich meine Lage mit der Behandlung verglich, die mir bei Manito-o-Gheezhik zu Theil geworden war. Zuweilen prügelte sie mich so gut wie ihre anderen Kinder, aber weder so heftig, noch so oft, als Manito es gethan hatte.

Drittes Capitel.

Die St. Ignatius-Landspitze. — Taubenjagd. — Krankheit. — Marderjagd. — Der krumme Baum. — Französische Handelsleute. — Folgen der Trunksucht. — Tragplatz. — Ein Knabe beschädigt sich. — Tod eines Familienvaters. — Der Mörder wohnt dem Begräbnisse des von ihm Getödteten bei. — Der Moose-See. — Forellenfang. — Moschusratten. — Der Knabe stirbt.

Im Anfange des Frühlings machte sich Net-no-kwa mit ihrem Manne und ihren Kindern auf den Weg nach Mackinack. Bei der St. Ignatiusspitze wurde ich wie im vorigen Jahre versteckt gehalten; denn sie fürchteten mich zu verlieren, wenn die Weißen mich gesehen hätten. Auf der Rückreise hatten wir widrigen Wind, und mußten, als wir etwa fünf und zwanzig bis dreißig Meilen zurückgelegt hatten, am Ufer des Sees bei einer Landspitze, Me-nau-ko-king genannt, liegen bleiben. Es hielten sich aus eben demselben Grunde mehre Indianer und Handelsleute an derselben Stelle auf. In den Wäldern flogen damals viele Tauben herum, und die Handelsleute und Indianerkinder machten Jagd auf sie. Ich hatte in meinem Leben noch kein Stück Wild erlegt, und noch nie ein Gewehr abgefeuert. Meine Mutter hatte in Mackinack ein Faß Pulver gekauft, und Taw-ga-we-ninne besaß ein großes Sattelpistol. Seine Nachsicht machte mich dreist und ich bat ihn um diese Waffe, weil ich Tauben schießen wollte. Meine Mutter billigte

meinen Wunsch und sprach: „Es ist Zeit für unsern Sohn, daß er lernt, wie man ein Jäger wird." Mein Vater, denn so nannte ich Taw-ga-we-ninne, gab mir das schon geladene Pistol und sagte: „Geh, mein Sohn; wenn du etwas Wild erlegt hast, so sollst du bald ein Gewehr bekommen und wir wollen mit einander jagen."

Seitdem ich Mann geworden bin, habe ich mich oft in sehr schwierigen Lagen befunden, aber nie habe ich so lebhaft gewünscht, meine Sachen möchten gut von Statten gehen, als damals, wo ich zuerst auf die Jagd auszog. Kaum hatte ich den Lagerplatz verlassen, so sah ich auch schon Tauben, von denen mehre sich auf einem nahen Baume niederließen. Ich nahm das Pistol, hielt es so nahe an mein Gesicht, daß es fast an die Nase stieß, zielte auf die Tauben und drückte ab. In demselben Augenblicke höre ich ein Summen, wie wenn ein heftig geschleuderter Stein durch die Luft sauset, die Waffe fällt einige Fuß hinter mir zu Boden, und die Taube flattert vom Baume herab.

Ohne mich weiter darum zu bekümmern, daß mein Gesicht zerfetzt war und stark blutete, raffte ich die Taube auf und brachte sie triumphirend nach der Hütte. Nun wurden meine Wunden verbunden, und ich bekam eine Jagdflinte, ein Pulverhorn, Blei, und durfte seitdem auf die Taubenjagd gehen. Ein junger Indianer begleitete mich, um mir zu zeigen, wie ich zielen müßte. An demselben Nachmittage schoß ich noch drei Tauben, und hatte kein einziges Mal gefehlt. Seitdem wurde ich mit etwas mehr Achtung behandelt, und durfte oft auf die Jagd gehen, um größere Uebung zu bekommen.

Es war bereits der Sommer und ein Theil des Herbstes vergangen, als wir nach Schab-a-wy-wy-a-gun zurückkehrten. Bei unserer Ankunft erfuhren wir, daß die Masern im Dorfe große Verwüstungen anrichteten. Net-no-kwa wußte, daß diese Krankheit ansteckend war, und wollte ihre Familie vor dem Leiden bewahren. Wir gingen daher rasch durch das Dorf und ans andere Ufer; allein ungeachtet dieser Vorsicht wurde unsere Familie dennoch angesteckt. Sie bestand, zwei jüngere Weiber Taw-ga-we-ninne's mitgerechnet, aus zehn Personen, und alle wurden, Net-no-kwa und ich ausgenommen, angesteckt. Mehre

waren sehr krank, und wir beiden konnten nur mit großer Mühe sie alle pflegen.

Im Dorfe starben viele Indianer, von den Unserigen aber unterlag keiner; sie wurden im Anfange des Winters wiederhergestellt, und so kamen wir endlich nach dem Platze zurück, wo wir im vergangenen Jahre überwintert hatten. Hier mußte ich nun, wie die übrigen Jäger, Marderfallen stellen. Am ersten Tage ging ich früh aus, arbeitete nach Kräften, hatte aber, als ich spät nach Hause kam, nur drei gemacht, während ein guter Jäger fünf und zwanzig bis dreißig zu Stande bringt. Am andern Morgen untersuchte ich meine Fallen, fand aber nur einen Marder, und an den folgenden Tagen war ich nicht glücklicher. Die jungen Leute verhöhnten mich nun über meine Ungeschicklichkeit, und das that meinem Vater leid. Er sagte zu mir: „Mein Sohn, ich will dir helfen Fallen machen," und hielt sein Wort. Eines Tages machte er eine Menge und gab sie mir. Nun fing ich ebenso viel Marder wie die andern; die jungen Leute ließen aber keinen Augenblick vorbeigehen, um mir vorzuwerfen, daß ich es nur mit Hülfe meines Vaters ihnen gleich thäte. Dieser Winter verfloß ebenso, wie der vorige; da ich aber allmälich ein geschickter Jäger wurde, gut zu zielen und Fallen zu legen verstand, so brauchte ich keine Weiberarbeiten mehr zu verrichten.

Im nächsten Frühlinge begab sich Net-no-kwa, wie sie gewöhnlich um diese Jahreszeit that, nach Mackinack. Auf ihrem Kanot führte sie stets eine Flagge, und wenn sie bei der Stadt ankam, wurde sie vom Fort herab jedesmal mit einem Kanonenschusse begrüßt. Damals war ich dreizehn Jahre alt. Als wir abreisten, hörte ich, daß Net-no-kwa davon sprach, nach dem rothen Flusse zu reisen, und die Verwandten ihres Mannes zu besuchen. Mehre Ottawwas faßten den Entschluß, mit uns zu reisen, und unter ihnen befand sich namentlich Wah-ka-zi, Häuptling des Dorfes War-gun-uk-ke-ze, oder der krumme Baum (l'arbre croche). Wir hatten im Ganzen sechs Kanots.

Dießmal ließen mich die Indianer nicht bei der St. Ignatius-Landspitze zurück, sondern landeten bei Nacht mitten unter Cederbäumen, und die alte Frau führte mich zu einem französischen Kaufmanne, der aus Rücksicht für sie sich bereit finden

ließ, mich mehre Tage in seinem Keller versteckt zu halten. Abgesehen davon, daß ich meiner Freiheit beraubt war, wurde ich sehr gut behandelt. Allein jene Vorsicht war unnütz; denn als späterhin, nachdem wir unsere Reise fortgesetzt hatten, widrige Winde uns zwangen, bei der Landspitze anzulegen, wo sich jetzt die Missionäre angesiedelt haben, ließen sie mich ganz frei umhergehen.

Während die Indianer hier sich aufhalten mußten, betranken sie sich oft. Einst hatte mein Vater einen sehr starken Rausch, konnte dabei aber noch gehen, und schwatzte mit zwei andern Männern, die zusammengingen. Den einen derselben hielt er am Aermel fest, und zerriß ihm dabei, ohne es zu wollen, das Hemd. Der junge Mensch, Namens Sug-gut-taw-gun (halbverfaultes Holz) wurde böse und gab meinem Vater einen Schlag, daß er hinten über stürzte. Damit noch nicht zufrieden, nahm er einen großen Stein, und schleuderte ihm diesen gerade vor den Kopf.

Als ich das sah, fürchtete ich auch für meine Person; denn ich wußte, daß Me-to-saw-gea, ein Dschibbewayhäuptling, sich auf der Insel befand, und eben auf einem Kriegszuge gegen die Weißen begriffen, schon Gelegenheit gesucht hatte, mich zu tödten. Ich versteckte mich daher im Walde und blieb in demselben bis zum andern Morgen. Da plagte mich der Hunger, und ich schlich durch die jungen Cedern bis in die Nähe unserer Hütte, um zu sehen, was dort vorginge und ob ich mich hineinwagen könnte. Endlich ward ich meine Mutter gewahr, die nach mir rief und mich im Gehölze aufsuchte. Ich lief auf sie zu, und sie sagte, ich sollte nur kommen und meinen Vater sehen, der tödtlich verwundet sey.

Als Taw-ga-we-ninne mich sah, sprach er zu mir: „Ich bin todtgeschlagen." Ich mußte mich nebst den übrigen Kindern zu ihm setzen und nun sprach er viel mit uns. Er sagte: „Meine Kinder, ich muß euch verlassen, und bedauere, daß ihr so arm seyd." Er gab uns nicht, wie wohl viele Andere gethan haben würden, Befehl, dem Indianer, der ihn mit dem Steine geworfen hatte, nach dem Leben zu trachten. Er war ein zu guter Mann, als daß er es hätte über's Herz bringen können, seine Familie den Gefahren auszusetzen, die ein solcher Befehl

nothwendig nach sich ziehen mußte. Der junge Mann, der meinen Vater verwundet hatte, blieb bei uns, obschon Net-no-kwa ihm gesagt hatte, daß es gefährlich für ihn sey, mit nach dem rothen Flusse zu gehen; denn die Verwandten ihres Mannes seyen dort zahlreich, mächtig und sehr rachsüchtig.

Als wir beim St. Marien-Wasserfalle angekommen waren, luden wir unser gesammtes Gepäck in ein Handelsfahrzeug, das mitten in den obern See steuerte, und setzten die Reise auf unseren Kanots fort. Da der Wind schwach war, so kamen wir rascher von der Stelle als jenes Fahrzeug, und warteten am Tragplatze zehn Tage auf dasselbe. Endlich warf es unweit vom Ufer seine Anker aus, und mein Vater mit seinen beiden Söhnen Wa-me-gon-a-biew (der Federn aufsteckt), dem ältern, und Ke-wa-tin (der Nordwind) fuhren in ihrem Kanot hin, um nach unserem Gepäcke zu sehen. Als der letztere in den Schiffsraum hinabsprang, stürzte er mit dem Knie auf die Knoten eines Strickes, der um die Waarenballen gebunden war, und litt viel von diesem Sturze. In der Nacht schwoll sein Knie dick auf, und am andern Morgen konnte er nicht mehr aus der Hütte gehen.

Etwa acht Tage später traten wir unsere Reise über den großen Tragplatz an, und schleppten Ke-wa-tin auf den Schultern in einer Decke, die wir an zwei Stangen befestigt hatten; er war aber so krank, daß wir jeden Augenblick anhalten mußten. Wir hatten unsere Kanots beim Comptoir zurückgelassen, am andern Ende des Tragplatzes; es vergingen daher einige Tage, ehe wir neue gebauet hatten, die kleiner waren. Als wir diese Arbeit vollendet, schickte mein Vater mich nebst einer seiner Frauen aus, um irgend etwas nachzuholen, was er bei den Kaufleuten hatte liegen lassen. Als wir auf dem Rückwege begriffen waren, kamen uns seine beiden jüngern Kinder entgegen, und sagten, ich möchte mich spuden, weil mein Vater in Todesnöthen liege, und mich gern noch einmal sprechen wolle.

Als ich in die Hütte trat, warf er seine Blicke auf mich, konnte aber nicht sprechen, und wenige Minuten später hatte er zu athmen aufgehört. Neben ihm lag seine Flinte, die er kurz vorher noch in den Händen gehabt hatte. Am Morgen, als ich ihn verließ, schien er sich recht wohl zu befinden, und

hatte, wie mir meine Mutter erzählte, erst Nachmittags angefangen zu klagen. Er war in die Hütte getreten und hatte gesagt: „Mir nahet der Tod; da ich euch nun verlassen muß, so soll der junge Mensch, der mich ums Leben gebracht, das seinige auch missen. Ich glaubte so lange leben zu können, bis ihr alle erwachsen seyn würdet; ich muß aber sterben und euch arm hinterlassen; ihr habt auch Keinen, der euch schützen und für euch sorgen könnte." Als er diese Worte gesagt, hatte er hinausgehen und mit seiner Flinte dem Mörder, welcher gerade vor der Hütte stand, eine Kugel durch den Leib jagen wollen. Ke-wa-tin aber hatte zu schreien angefangen und ausgerufen: „Mein Vater, wenn ich mich wohl befände, wollte ich dir behülflich seyn und den Menschen mit tödten und nach seinem Tode meine Brüder gegen die Rache seiner Freunde schützen; aber du siehst, in welchem Zustande ich bin; ich muß sterben. Meine Brüder sind jung und schwach, und wir werden Alle erwürgt werden, wenn du diesen Menschen umbringst."

Taw-ga-we-ninne antwortete: „Mein Sohn, ich liebe dich so sehr, daß ich dir nichts abschlagen kann," trat zurück, legte sein Gewehr bei Seite, fragte nach mir, ließ mich holen und verschied. Die alte Frau kaufte von den Handelsleuten einen Sarg, und diese ließen die Leiche meines Vaters auf einem Wagen bis nach ihrem Hause schaffen, das auf derselben Seite des Tragplatzes lag, und begruben ihn auf dem Kirchhofe der Weißen. Seine beiden Söhne und der junge Mensch, der schuld an seinem Tode war, begleiteten den Zug, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Mörder von einem meiner Brüder getödtet worden; aber der andere hielt den schon zum Streiche aufgehobenen Arm zurück.

Bald nach dem Tode meines Vaters setzten wir unsere Reise nach dem rothen Flusse fort. Mein Bruder Ke-wa-tin ward in einer Art Sänfte getragen, wie bisher, wenn wir ihn nicht in einem Kanot fortschaffen wollten. Bereits hatten wir zwei Tragplätze hinter uns, und den dritten oder Moose-Portage erreicht, als er zu uns sprach: „Hier will ich sterben, denn ich kann nicht weiter." Net-no-kwa beschloß anzuhalten, und der übrige Theil unserer Bande, der sich auch einige Angehörige unserer Familie angeschlossen hatten, setzte seinen Zug fort.

zurück blieb nur die alte Frau, eines der jüngern Weiber Taw-ga-we-ninne's, Wa-me-gon-a-biew, Ke-wa-tin und ich, der jüngste von den drei Brüdern.

Es war mitten im Sommer, denn die kleinen Beeren waren bereits gereift, als wir am Ufer des Moose-See's anhielten, dessen Wasser frisch und hell ist, wie das im obern See. Der Moose ist klein und rund, und wo er seine größte Breite hat, kann man doch recht gut von jedem Ufer ab ein in der Mitte desselben befindliches Kanot erblicken. Es waren von uns nur zwei im Stande, thätig zu seyn, und da ich jung und noch kein besonders geschickter Jäger war, so fürchteten wir, daß es uns in unserem verlassenen Zustande bald an Allem fehlen würde. Wir hatten ein Netz von der Art bei uns, wie sie bei Mackinack im Gebrauche sind. Wir warfen es Abends aus, und fingen am andern Morgen vier und zwanzig Forellen (Salmen) und viele Weißfische.

Einige Zeit nachher trafen wir auf Biber; wir tödteten sechs derselben, sowie einige Ottern und Moschusratten.[1]) Außerdem hatten wir etwas Korn und Fett bei uns, und so lebten wir recht ordentlich. Als aber der Winter nahete, sagte uns die alte Frau, sie wolle es nicht wagen, länger hier an einem Platze, der von den Wohnungen der Weißen, wie der Indianer so entfernt sey, liegen zu bleiben. Ke-wa-tin war so matt und schwach, daß wir nur langsam weiter konnten; als wir zum Tragplatze kamen, fing das Wasser schon an zu gefrieren. Er lebte noch zwei Monate; die alte Frau ließ ihn neben ihrem Manne begraben und eine ihrer Flaggen auf sein Grab pflanzen.

---

1) Die Moschusratten (Fiber zibethicus, Cuvier.) sind etwa so groß wie Kaninchen, und liefern ein sehr geschätztes Pelzwerk, das mit dem Biberfelle Aehnlichkeit hat. Die Thiere riechen ungemein stark nach Moschus. Bei mehrern Reisebeschreibern werden sie Pilori genannt, auch heißen sie Musquasch, Watsuss, Waschusk. Die Moschusratte ist ungemein fruchtbar, begattet sich sehr jung und wirft dreimal im Jahre.

Viertes Capitel.

Hungersnoth. — Brand in der Wüste. — Schneeschuhe. — Beinschienen. — Junge Männer verirren sich in der Wüste. — Pe=twaw=we=ninne, der Raucher. — Gastfreundschaft. — Caribous. — Fahrt über einen See. — Gebet an den großen Geist. — Ansehen, in welchem eine indianische Frau steht. — Der Regen= und der Wälder=See. — Der Winnipeg=See. — Sturm.

Der Winter wurde sehr streng, und wir fingen an, unsere Armuth zu fühlen. Es war mir und Wa=me=gon=a=biew nicht möglich, so viel Wild zu schießen, als zu unserem Unterhalte nöthig war; er war siebenzehn, ich dreizehn Jahre alt, und es ließen sich nur selten Thiere blicken.

Die Kälte wurde täglich heftiger, und wir verlegten unsere Hütte in den Wald, um desto leichter Holz holen und Feuer unterhalten zu können. Da mußten denn ich und mein Bruder außerordentliche Anstrengungen machen, um keine Hungersnoth aufkommen zu lassen; wir streiften oft zwei bis drei Tagereisen weit von unserer Hütte weg, brachten aber in der Regel nur wenig heim. Auf einem dieser Jagdpfade hatten wir uns einen Ruheplatz ausgesucht, und mit Cederzweigen gegen das Wetter geschützt. In der Mitte hatten wir oft Feuer gemacht, und dieses ergriff einst, während wir schliefen, die dürren Zweige mit einer solchen Schnelligkeit, daß wir kaum noch uns retten konnten. Es war als wenn eine Pulverexplosion stattgefunden hätte.

Dieser Lagerplatz war weit von unserer Hütte entfernt, und auf dem Rückwege mußten wir über einen Fluß setzen, der so schnell strömte, daß er nie gänzlich zufror. Das Wetter war so kalt, daß die Bäume unter der Last des Reifes krachten. Wir versuchten den Uebergang; ich zuerst, mein Bruder folgte; wurde aber, während er über das Eis glitschen wollte, über und über naß, während mir nur die Beine naß geworden waren. Unsere Hände waren so erstarrt, daß es lange dauerte, ehe wir unsere Schneeschuhe [1]) losbinden konnten. Und kaum waren wir aus

1) Die Schneeschuhe sind gewöhnlich etwa 18 Zoll lang und 8 breit, vorn oval und hinten spitz. Ohne dieselben könnten die Indianer im Winter,

dem Wasser, so wurden unsere Beinschienen[1]) und Mocassins ganz steif. Mein Bruder ließ allen Muth sinken und sagte, er wolle hier sterben. Ich aber mochte nicht, wie er doch that, mich hinsetzen und ruhig den Tod abwarten. Ich machte mir am Ufer des Flusses möglichst viel Bewegung und zwar an einer Stelle, wo der Wind den Schnee weggefegt hatte. Endlich fand ich ein Stück faulen Holzes, das recht trocken war, und mit welchem ich endlich durch Reiben ein Feuer anmachen konnte. Nun thaueten wir auf, trockneten unsere Mocassins und zogen sie darauf wieder an, um Holz holen und ein

---

wenn der Schnee liegt. weder auf die Jagd gehen, noch in den Krieg ziehen. Die Großen haben dritthalb Fuß Länge auf anderthalb Fuß Breite. Gewöhnlich macht man sie aus Birkenholz und befestigt sie mit dünnen Riemen von Hirschleder am Fuße. William Smith in seiner History of New-York, S. 58 ist der Meinung, daß der Krieg, welchen die Franzosen mit den Mohawks 1665 führten, für erstere bloß darum unglücklich ablief, weil sie keine Schneeschuhe hatten. In Norwegen und Schweden werden bekanntlich stets ganze Regimenter darauf eingeübt, in Schneeschuhen, Skier, Evolutionen zu machen. Schon Herodot, dessen ganzer Werth und dessen Genauigkeit erst nach Verdienst gewürdigt wurde, seitdem die Geschichte und besonders die Erdkunde mit wahrhafter Kritik behandelt werden, erzählt, daß es in einem Lande im Norden Menschen gebe, deren Füße zwar nach rückwärts gekehrt wären, die aber darum doch sehr schnell vorwärts laufen könnten. Rudbek, der sonst so vieles in das nordische Alterthum hineingefaselt, und den erst unser Schlözer (Allgem. Gesch. des Nordens; Thl. 31 der halleschen Welthistorie, 1773.) gründlich widerlegt und abgefertigt hat, möchte aber nicht Unrecht haben, wenn er vermuthet, daß Herodot's Bemerkung über die Menschen mit rückwärts stehenden Füßen, sich auf skandinavische oder überhaupt nordische Völker beziehe, die sich der Schneeschuhe bedienen. Der Fuß ruhet im vordern, ovalen Theile, der hintere, spitze steht weit rückwärts hinaus. Auch Strabo, Buch XI. S. 348 Casaub. sagt von den Völkern, welche die lange Gebirgskette vom Taurus bis zum Ende der riphäischen Gebirge bewohnen und zu welcher auch der Kaukasus gehört, daß sie breite und spitze Schuhe aus Ochsenhäuten verfertigten, und mit Hülfe derselben im Winter über den Schnee gehen könnten. In Atropatene, in Medien und auf dem Berge Masius in Armenien hätten die Leute auch dergleichen, aber von Holz. Vergl. Lafitau, Moeurs des sauvages ameriquains, Paris 1724, 4. Bd. 2. S. 220. Das Buch ist in Deutschland selten, die meisten großen Bibliotheken besitzen es nicht; dem Ethnographen, der kritisch zu sichten weiß, ist es aber unentbehrlich.

1) Beinschienen, von den Franzosen Mitasses oder Cuissards, von den Amerikanern Leggins genannt, sind eine Art von Lederhosen, gewöhnlich aus Hirschhäuten verfertigt, und schließen eng an. Sie bedecken das Bein bis zum Oberschenkel und werden mit Riemen am Gürtel befestigt. Der Indianer trägt sie gewöhnlich, um sich auf der Jagd gegen Dornen u. s. w. zu sichern, und zieht außerdem noch seine Stiefel (Mocassins) an. Auch die Weiber tragen dergleichen und wissen sie sehr zierlich zu bereiten. Lafitau II. S. 28.

stärkeres Feuer anmachen zu können. Als die Nacht kam, hatten wir ein gutes Feuer, trockne Kleider, aber nichts zu essen; doch fühlten wir uns nach so vielen Leiden sehr glücklich.

Bei Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg und trafen bald mit unserer Mutter zusammen, die uns Kleider und ein wenig zu leben brachte; sie hatte uns schon seit gestern nach Sonnenuntergang erwartet, und war, da sie wußte, daß wir über einen gefährlichen Fluß setzen mußten, die ganze Nacht hindurchgegangen, denn sie fürchtete, der Eisgang möchte uns gefährlich geworden seyn.

Wir lebten einige Zeit in einem recht elenden Zustande und waren halb todt vor Hunger. Da kam ein Muskegoe[1]) oder Sumpf-Indianer, genannt der Raucher, zu den Handelsleuten, hörte, daß wir uns in einer äußerst betrübten Lage befanden, und lud uns ein, ihm in sein Land zu folgen, wo er für uns jagen und im Frühjahre wieder zurückbegleiten wolle. Wir gingen zwei ganze Tage gegen Westen, um zu seiner Hütte zu kommen, nach einem Orte, der We-sau-ko-ta-see-be (Fluß des verbrannten Holzes) hieß. Hier nahm er uns unter seinem Dache auf, und ließ es uns, so lange wir bei ihm waren, an nichts fehlen. So ist es noch Brauch bei Indianern, die weit entfernt von den Weißen leben;[2]) aber die Ottawwas und alle andern, die unfern von den Ansiedelungen wohnen, gleichen schon den Weißen und geben Keinem etwas, der nicht zahlen kann. Wenn einer von denen, welche in jener Zeit zu Net-no-kwa's Familie gehörten, nachdem so viele Jahre verflossen sind, mit einem Familiengliede Pe-twaw-we-ninne's, des Rauchers, zusammenträfe, so würde er ihn Bruder nennen und als solchen behandeln.

Wir waren schon seit einigen Tagen wieder nach dem Tragplatze zurückgekehrt, als uns ein anderer Mann von derselben

---

1) **Muskegoes.** Perrin du Lac nennt sie **Makigo**, und der amerikanische Herausgeber bemerkt übrigens, daß dieser zu den Oschibbeways gehörende Stamm in sehr schlechtem Rufe stehe.

2) Gastfreundschaft ist fast die einzige Tugend, welche den Indianern, die in häufigem Verkehre mit den Weißen leben, und deren Laster angenommen haben, noch geblieben ist. Es gilt immer noch, was Tacitus von den Germanen sagt: **Quemcunque mortalium arcere tecto, nefas habetur.**

Muskegoesbande aufforderte, ihm nach einer der großen Inseln im Obern-See zu folgen, auf der wir Caribous, Störe und alles, was zu unserm Unterhalte nothwendig wäre, in Fülle antreffen würden. Wir gingen also mit ihm, reisten vor Tagesanbruch ab, und bestiegen gegen Einbruch der Nacht, trotz des widrigen Windes, unsere Fahrzeuge. In den Löchern und Spalten der Felsen, die mit dem Wasserspiegel beinahe in gleicher Fläche liegen, fanden wir mehr Möweneier, als wir fortschaffen konnten; wir harpunirten auch gleich nach unserer Ankunft zwei oder drei Störe, und am andern Morgen brachte Wa-ge-mah-wub, den wir unsern Schwager nannten, und der wirklich mit Net-no-kwa weitläufig verwandt war, zwei Caribous von der Jagd zurück.

Wir brauchten eine ganze Tagereise, um vom Gestade bis zu einem großen See zu gelangen, in den ein kleiner Fluß mündete. Dort fanden wir Biber, Ottern und viel anderes Wild. So lange wir auf dieser Insel blieben, hatten wir Ueberfluß an Allem. Wir verließen sie, um nach dem Tragplatze zurückzukehren. Es waren zehn Kanots beisammen, von denen acht der Familie Wa-ge-mah-wub's gehörten. In der Nacht war es ruhig, und als wir bei Tagesanbruch die Insel verließen, das Wasser nicht einmal gekräuselt; kaum aber waren wir ein paar hundert Schritte weit gerudert, da hielten alle Kanots an, und der Häuptling richtete mit lauter Stimme ein Gebet an den großen Geist, damit derselbe einen gnädigen Blick auf uns herab werfen möchte.

„Du hast diesen See gemacht," sprach er, „und hast auch uns geschaffen, deine Kinder; du kannst Ruhe halten auf diesem Wasser, bis wir glücklich und gesund darüber hinweggefahren sind." In dieser Weise betete er etwa fünf bis zehn Minuten, und warf dann ein wenig Tabak ins Wasser, und jedes Kanot folgte darin seinem Beispiele. Darauf fuhren Alle weiter und der Alte stimmte einen Gesang an, dessen Sinn mir nicht mehr gegenwärtig ist; ich weiß nur, daß er religiösen Inhalts war. Ich hatte meine Muttersprache schon vergessen und von der Religion der Weißen hatte ich nur noch einige dunkle Vorstellungen.

Ich entsinne mich, daß die Anrufung, welche der Häuptling an den großen Geist richtete, mir sehr ausdrucksvoll vorkam und einen tiefen Eindruck auf mich machte; alle Indianer waren bewegt. Sie hatten sich in ihren gebrechlichen Fahrzeugen einem ungeheuern See anvertraut und fühlten daher um so mehr, wie sehr sie in der Gewalt des Wesens waren, das Wind und Wellen beherrscht. Sie ruderten schweigend und mit der größten Thätigkeit. Lange vor Einbruch der Dunkelheit landeten wir glücklich beim großen Tragplatze, ohne daß auch nur ein Lüftchen den See gekräuselt hätte.

Seit jenem Tage hatte ich alle mögliche Freiheit, konnte nach Belieben gehen, wohin ich wollte, und es wäre mir leicht gewesen, die Flucht zu nehmen. Aber ich glaubte, mein Vater sey mit seiner ganzen Familie erwürgt worden, und wußte, daß meiner unter den Weißen ein Leben voller Arbeit und Mühsal harrte; ich war ohne Freunde und Verwandte, besaß weder Geld noch Eigenthum, und hätte in der äußersten Dürftigkeit leben müssen. Dagegen sah ich, daß unter den Indianern alle, die durch Alter oder Krankheit verhindert waren, selbst auf die Jagd zu gehen, sehr darauf rechnen durften, von Andern unterstützt zu werden;[1]) auch stieg ich schon in ihrer Achtung und wurde wie ein junger Mensch ihres eigenen Stammes behandelt, darum faßte ich den Entschluß, bei ihnen zu bleiben, gab indessen nie die Absicht auf, später einmal zu den Weißen zurückzukehren.

Wir waren also wieder an dem Tragplatze, von wo die wohlwollende Gastfreundschaft der Muskegoes uns schon zweimal nach einer andern Gegend gezogen hatte. Net-no-kwa faßte den Entschluß, wieder den Weg nach dem rothen Flusse einzuschlagen; und als sie eben darüber mit sich einig geworden war, erfuhr sie von einem Handelsmanne, daß einer ihrer Schwiegersöhne, der sie am Moose-See verlassen hatte, als Ke-wa-tin's

---

1) Das gilt aber nicht von allen Indianerstämmen, am wenigsten von den Kris (Crees) im hohen Norden, die Jeden, der auf ihren Zügen nicht folgen kann, ohne Gnade zurück und in der hülflosesten Lage lassen. Es ist vorgekommen, daß Väter ihre eigenen Kinder todtgeschlagen und gefressen haben. Vergl. z. B. die empörende Geschichte von dem Cree-Indianer Pepper in Back's Reise durch Nordamerika bis zur Mündung des großen Fischflusses **1833—1835.** Leipzig 1836. S. 180 der deutschen Uebersetzung von K. Andree.

schlimmer Zustand ihr nicht erlaubte, weiter zu ziehen, in einem Streite, welcher sich während eines Saufgelages erhoben hatte, ermordet worden sey. Die Wittwe war von den Handelsleuten bis zum Regen-See mitgenommen worden und hatte ihre Mutter gebeten, sie möchte doch zu ihr kommen. Das war ein Grund mehr für uns, nach dem rothen Flusse aufzubrechen, und wir beschlossen unverzüglich dahin abzureisen.

Unser Kanot war an die Kaufleute vermiethet worden, und mit Waarenballen beladen, die nach dem rothen Flusse geschafft werden sollten. Noch andere Fahrzeuge hatten dieselbe Bestimmung. Net-no-kwa verlangte Platz für uns, bis wir zu der Stelle kämen, wo wir unser Kanot treffen mußten. Wir fanden es bald, und da die Handelsleute sich weigerten es herauszugeben, so nahm es Net-no-kwa gegen ihren Willen und lud unsere Sachen hinein. Die Handelsleute wagten nicht, etwas dagegen zu thun. Ich habe nie einen Indianer, weder Mann noch Weib, gesehen, der so im Ansehen gestanden und eine solche Autorität ausgeübt hätte, wie Net-no-kwa; sie machte stets sowohl mit den Indianern, wie mit den Weißen, was sie wollte. Ihr Ansehen rührte wahrscheinlich daher, daß sie nie etwas anders in Anspruch nahm und forderte, als was gerecht und billig war.

Am Regen-See trafen wir die Tochter der alten Frau. Sie hatte zwar einige Indianer bei sich, war aber in armseligen Umständen. Net-no-kwa sprach lange mit ihr über unsere Lage, unser Unglück und unsere Verluste, vom Tode ihres Mannes und jenem Ke-wa-tin's. Die beiden Söhne, welche ihr noch blieben, wären sehr jung, sagte sie; es finge aber an, mit ihnen schon recht gut zu gehen; und da sie einmal so weit hergekommen wäre, um am rothen Flusse Biber zu jagen, so wolle sie auch nicht wieder umkehren. Weder ich noch mein Bruder, die wir doch bei der Sache sehr nahe betheiligt waren, wurden um Rath oder unsere Meinung befragt.

Wir nahmen unsern Weg zuerst nach dem Wälder-See, den die Indianer Pub-be-kwaw-waug-gaw-sau-gi-e-gun, d. h. den See der Sandhügel nennen. Ich begreife nicht, wie die Weißen auf den Namen Wälder-See verfallen sind, denn Holz ist nichts weniger als häufig in seinen Umgebungen vorhanden. Die



stürmischen Winde droheten uns große Gefahr, und die Wellen schlugen mit solcher Gewalt gegen unser Kanot, daß ich kaum im Stande war, alles eindringende Wasser mit einem großen Kessel auszuschöpfen und das Fahrzeug flott zu erhalten.

Gegen Ende des Jahres kamen wir an den See mit schlammigen Wasser, den die Weißen Winnepeg oder Winnipeg nennen. Hier wurde Net-no-kwa von dem vielen Kummer, der über sie gekommen war, seit sie die Heimath verlassen, überwältigt, fing, ganz gegen ihre Gewohnheit, an zu trinken und berauschte sich. Da der Wind günstig schien, so beschlossen wir, einfältig und unerfahren, wie wir in jenem Alter waren, die alte Frau in das Kanot zu tragen und nach dem jenseitigen Ufer hinüber zu fahren. Die Handelsleute sagten, der Wind würde uns gefährlich werden, wir hörten aber nicht auf ihren Rath und ruderten ab. Da der Wind vom Ufer her wehete, so gingen die Wellen Anfangs nicht hoch; bald aber schlugen sie immer heftiger gegen das Fahrzeug, und ich glaubte jeden Augenblick, es müsse voll Wasser gefüllt werden und sinken oder umschlagen. Umkehren konnten wir nicht; das wäre noch viel gefährlicher gewesen, als die Weiterfahrt. Bald ging auch die Sonne unter und der Sturm wurde immer schrecklicher. Wir hielten uns schon für verloren, und schrieen laut auf.

Da erwachte plötzlich die alte Frau, stand auf, richtete mit lauter Stimme ein inniges Gebet an den großen Geist, fing an mit erstaunenswürdiger Lebhaftigkeit zu rudern, ermahnte uns auszuharren, und zeigte Wa-me-gon-a-biew, wie er das Kanot lenken müsse. Als wir uns endlich dem Ufer näherten, erkannte sie die Stelle, wo wir nothwendig landen mußten, und äußerte die lebhafteste Besorgniß. „Meine Kinder," sagte sie, „ich glaube, es ist um uns geschehen. Dort vor uns liegen viele große Klippen dicht unter dem Wasser; an denen wird unser Kanot in Stücke zerschellen. Indessen können wir gar nichts weiter thun, als vorwärts rudern; denn wenn wir auch die Klippen nicht erkennen, so ist doch noch die Möglichkeit vorhanden, daß wir zwischen ihnen hindurch kommen."

Wenige Augenblicke nachher lief unser Kanot ganz sanft auf den Sand am Strande. Wir sprangen sogleich hinaus, um es dem Bereiche der Wellen zu entziehen, und lagerten uns.

Kaum hatten wir unser Feuer angezündet, als wir mit der Alten über ihren Rausch und den Schreck scherzten, den sie bei ihrem Erwachen geäußert hatte. Am andern Morgen sahen wir, daß das Ufer genau so beschaffen war, wie sie es uns geschildert hatte. Wir waren in der Dunkelheit an einer Stelle gelandet, die bei solchem Winde zu erreichen auch der tollkühnste Indianer nicht einmal den Versuch gemacht haben würde.

Der folgende Tag war schön und ruhig; wir blieben deßhalb auf unserm Lagerplatze liegen. Gegen Abend war unser Gepäck wieder trocken, und wir ruderten nach der Mündung des rothen Flusses zu, die wir in der Nacht erreichten. Wir gewahrten eine Hütte, stiegen ans Land, zündeten aber kein Feuer an und machten nicht das mindeste Geräusch, um die Leute, die wir nicht kannten, ungestört zu lassen. Am andern Morgen weckten sie uns, und nun zeigte es sich, daß wir bei der Familie eines Bruders von Taw-ga-we-ninne uns befanden, derselben, welche zu besuchen unsere Absicht gewesen war.

Fünftes Capitel.

Gastfreie Indianer. — Lagerplatz auf einem an Bisons reichen Jagdgrunde. — Der Assinneboin. — Biberfallen. — Gebet und Gesang bei Nacht. — Erscheinung. — Ein Kind tödtet eine Bärin. — Moose. — Pe-schau-ba und seine drei jungen Männer.

Wenige Tage nachher ruderten wir alle den rothen Fluß hinan und kamen nach zwei Tagen an die Mündung des Assinneboin, wo eine große Anzahl Oschibbeways und Ottawwas sich gelagert hatte. Gleich nach unserer Ankunft traten die Häuptlinge zusammen, um über die Mittel zu berathen, welche dazu dienen könnten, unserm erbärmlichen Zustande abzuhelfen. „Unsere Verwandten," so sprach einer der Häuptlinge, „sind aus einer entfernten Gegend zu uns hergekommen, diese beiden jungen

Knaben sind noch nicht im Stande für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen; und wir dürfen nicht leiden, daß sie mitten unter unsern Familien im Elende leben." Alle Männer erboten sich, nach der Reihe für uns zu jagen, und machten unter sich aus, ein Jeder sollte einen Theil von dem, was er erlegen würde, an uns abgeben. Wir fuhren dann den Assinneboin hinan, und lagerten uns die erste Nacht mitten unter Bisons.[1])

Am andern Morgen durfte ich mit einigen Indianern ausgehen und mit ihnen Jagd auf diese Thiere machen; es kamen uns deren vier auf Schußweite, und wir tödteten einen Bullen. Wir brauchten zehn Tage, um den Assinneboin hinaufzukommen, und es wurden an den Ufern desselben einige Bären erlegt. Dieser Fluß ist breit, seicht und macht viele Krümmungen, sein Wasser ist trübe, wie jenes im rothen Flusse, dessen Grund jedoch schlammig ist, während der Assinneboin über Sand fließt. Die beiden Ufer sind mit Pappelbäumen, weißen Eichen und einigen andern Bäumen bestanden, die bis zu einer beträchtlichen Höhe emporwachsen. Doch liegen die Prairien nicht weit entfernt und reichen hier und da bis dicht ans Wasser.

Wir hielten auf einer Stelle an, die den Namen Tragplatz der Prairie führte, und die zu Lande etwa siebenzig (englische) Meilen von der Mündung des Assinneboin ab liegen mag; die Entfernung zu Wasser ist aber weit beträchtlicher. Die Indianer gaben einem Handelsmanne, der uns begleitete, den Rath, sich hier eine Winterwohnung aufzubauen, und wir ließen hier alle unsere Kanots zurück, um uns über die Gegend zu zerstreuen und in den kleinen Flüssen Biber zu fangen.

Die Indianer bezeichneten uns einen Bach, in dem diese Thiere sehr häufig waren; es sollte Niemand an demselben jagen dürfen außer mir und Wa-me-gon-a-biew. Meine Mutter schenkte mir drei Fallen[2]) und gab mir Anweisung, wie ich sie aufstellen

---

1) **Bos americanus** oder **Bonasus**.

2) Die Biberfallen bestehen aus mehr oder weniger breiten und dicken Bretern. Man macht ein Loch in den Schnee, eines der Breter wird mit dem einen Ende auf die Erde gestellt, während das andere nach oben hin steht und von drei Stücken Holz gestützt wird. Die Falle hat etwa die Gestalt einer 4. Der Köder wird an einem der Grundpflöcke befestigt; wenn nun der Biber, um denselben zu holen, in die Falle geht und an ihm zieht, so fällt das schwere Brett nieder und schlägt ihn todt.

müßte; denn ich war noch nicht kräftig genug, um, wie die übrigen Indianer thaten, sie mit meinen Händen machen zu können. Am andern Morgen fand ich zwei Biber in meinen Fallen, und da ich jene nicht selbst herausnehmen konnte, so schleppte ich Fallen und Biber auf meinem Rücken heim. Die alte Frau war mir dabei behülflich und stolz darauf, daß ich Glück gehabt hatte. Sie war immer recht gut gegen mich gewesen, und nahm oft meine Partei, wenn die Indianer mich peinigen oder mißhandeln wollten.

Wir waren eben so gut mit Lebensmitteln versehen, wie die übrigen unserer Bande; denn wenn das Wild, welches wir erlegten, nicht ausreichte, so durften wir fest darauf rechnen, daß dieser oder jener unserer Freunde uns von seiner Jagdbeute etwas zukommen ließ. Die Indianer, bei denen wir den Winter über lebten, hatten zwei Hütten inne; wir wohnten in einer dritten. Gegen das Ende unseres dortigen Aufenthaltes kamen Kris [1]) und baueten noch vier andere neben den unserigen auf. Die Kris sind stammverwandt mit den Oschibbeways und Ottawwas; ihre Sprache weicht aber ein wenig ab, und man versteht sie nicht sogleich. Ihr Land stößt an das der Assinneboins oder der Männer, die auf Steinen braten; und beide leben, wiewohl sie weder Stammverwandte, noch natürliche Bundesgenossen sind, doch oft in Frieden und verheirathen sich unter einander.

Nachdem wir drei Monate dort gewohnt hatten, wurde das Wild seltener, und wir fingen allesammt an, Hunger zu leiden. Der Häuptling unserer Bande, der kleine Assinneboin genannt, machte den Vorschlag, wir sollten einen andern Lagerplatz wählen, und bestimmte einen Tag, an dem es geschehen sollte; bis der aber herankam, befanden wir uns im tiefsten Elende. Am Vorabend des festgesetzten Tages sprach meine Mutter viel über unser Unglück, unsere Verluste und von dem traurigen Schicksale, das uns heimgesucht habe. Um die gewöhnliche Stunde legte ich mich, wie die andern jüngern Mitglieder unserer Familie, schlafen; wachte aber bald wieder auf, weil die Alte betete und sang, und einen großen Theil der Nacht hindurch ihre Andachtsübungen fortsetzte.

---

1) Tanner meint Knisteros.

Am andern Morgen weckte sie uns sehr früh, und sagte, wir sollten unsere Mocassins anziehen und uns zur Abreise bereit halten. Dann rief sie Wa-me-gon-a-biew zu sich und sagte ihm mit halbleiser Stimme: „Mein Sohn, in der vergangenen Nacht habe ich zum großen Geiste gesungen und gebetet; während meines Schlafes ist er mir in Gestalt eines Menschen erschienen und hat mir gesagt: „Net-no-kwa, morgen wirst du einen Bären zu essen haben; unweit von dem Wege, den du zu nehmen hast, und in der Richtung (sie bezeichnete dieselbe) liegt eine kleine runde Prairie, von welcher eine Art Fußweg ausläuft; in diesem Fußwege liegt der Bär. Nun, mein Sohn, wünsche ich, daß du diese Richtung nimmst, aber Niemandem etwas sagst. Du wirst ganz gewiß den Bären finden."

Allein der junge Mensch, der nicht sehr gehorsam war, und oft nicht viel auf die Reden seiner Mutter achtete, ging aus der Hütte und erzählte lachend den übrigen Indianern von jenem Traume. „Die alte Frau," so rief er, „sagte, wir würden heute einen Bären zu essen haben; ich weiß aber nicht, wer denselben erlegen soll." Net-no-kwa, die das hörte, rief ihn zurück, und machte ihm heftige Vorwürfe; sie konnte ihn aber nicht dahin bringen, daß er auf die Jagd ging.

Wir begaben uns nun Alle nach der Stelle, auf welcher wir die Nacht über lagern wollten; die Männer gingen voran und trugen einen Theil des Gepäckes, das sie bei ihrer Ankunft ablegten, um auf die Jagd zu gehen. Einige Kinder, die mit ihnen gegangen waren, mußten so lange, bis die Weiber kamen, alles dieses Gepäck bewachen: Ich gehörte zu diesen Kindern, hatte mein Gewehr bei mir, und dachte immer an das, was meine Mutter zu Wa-me-gon-a-biew gesagt hatte. Zuletzt beschloß ich, mich auf die Beine zu machen, und die Prairie, welche sie im Traume gesehen hatte, zu suchen. Ich sagte Niemandem etwas von meiner Absicht, lud meine Flinte für die Bärenjagd und ging auf dem Wege zurück, auf welchem wir gekommen waren.

Ich begegnete bald einer meiner Muhmen, der Frau eines der Brüder Taw-ga-we-ninne's. Sie hatte sich gar nicht freundlich gegen uns bewiesen, und betrachtete uns für eine Last, die sich ihr Mann, der uns manchmal unter die Arme griff, auf-

geberdet habe; über mich machte sie sich nicht selten lustig und verspottete mich. Jetzt fragte mich diese Frau, wohin ich gehen wollte, und ob ich etwa meine Flinte trüge, um damit Indianer zu tödten. Ich gab ihr gar keine Antwort, und als ich an der Stelle zu seyn glaubte, wo nach den Andeutungen meiner Mutter Wa-me-gon-a-biew den Pfad hätte verlassen müssen, so bog ich ab, und fuhr fort genau den von ihr gegebenen Anweisungen zu folgen.

Endlich fand ich einen kleinen Platz, wo allem Anscheine nach vor Zeiten einmal ein Teich gewesen seyn mußte; er war offen und lag mitten im Walde, wo Rasen und einiges Gesträuch zu finden war. Ich dachte: das muß die von der Mutter bezeichnete Stelle seyn; ich untersuchte sie mir recht genau, und gelangte dann zu einer Oeffnung zwischen den Bäumen, die wahrscheinlich den Lauf eines von der Prairie herabkommenden Flusses bezeichnete; aber der Schnee lag so tief, daß ich darüber nicht zur Gewißheit kommen konnte.

Meine Mutter hatte auch gesagt, sie habe in ihrem Traume zugleich mit dem Bären einen Rauch aus der Erde aufsteigen sehen. Ich war fest überzeugt, daß ich den von ihr angedeuteten Platz gefunden, und wartete lange Zeit auf das Emporsteigen des Rauches. Endlich, da derselbe nicht kam, wurde ich des Harrens überdrüssig und that einige Schritte vorwärts auf dem Pfade; da sank ich plötzlich bis an den halben Leib in den Schnee; arbeitete mich aber ohne Mühe wieder heraus und ging weiter. Da fiel es mir plötzlich ein, daß die Indianer manchmal erzählt hatten, es wären Bären von ihnen in Höhlen erlegt worden, und ich dachte, das Loch, in welches ich eben versunken war, könne wohl eine Bärenhöhle seyn. Also kehrte ich um, erblickte in dem Loche wirklich den Kopf eines Bären, hielt ihm den Lauf meines Gewehres zwischen die Augen und drückte ab. Sobald der Pulverqualm verschwunden war, nahm ich einen Stock, wühlte damit in seinen beiden Augen und in der Wunde herum, und machte darauf den Versuch, das Thier herauszuziehen; das aber wollte nicht gehen, und deshalb eilte ich zurück nach dem Lagerplatze.

Als ich mich den Hütten näherte, die eben von den Weibern errichtet worden waren, traf ich wieder mit meiner Muhme zu-

sammen, die sich abermals lustig über mich machte: „Hast du etwa einen Bären getödtet?“ fragte sie, „weil du so läufst und so schnell wieder kommst?“ Ich fragte mich selbst: „Wie kann sie wissen, daß ich einen Bären erlegt habe?“ Ich ging aber meines Weges, und geradezu nach der Hütte meiner Mutter. Nachdem einige Minuten vergangen waren, sagte die alte Frau zu mir: „Mein Sohn, gucke in den Kessel da; du wirst darin etwas Biberfleisch finden, das mir ein Mann gab, als du von mir gegangen warst; die Hälfte davon laß liegen für Wa-me-gon-a-biew, der noch nicht von der Jagd zurück ist und heute noch nichts gegessen hat.“ Ich fing also an zu essen, und erst als Net-no-kwa allein war, trat ich nahe an sie hinan und raunte ihr in's Ohr: „Muter, ich habe einen Bären erlegt!“ — „Was sagst du, mein Sohn?“ — „Ich habe einen Bären geschossen.“ — „Weißt du gewiß, daß er todt ist?“ — „Ja.“ — „Ganz todt?“ — „Gewiß.“ — Sie sah mich einen Augenblick starr an, umarmte mich und überhäufte mich längere Zeit mit Liebkosungen. Nun erzählte ich ihr auch Alles, was mir meine Muhme auf dem Hin- und auf dem Heimwege gesagt hatte. Da ihrem Manne jene Worte zu Ohren kamen, schalt er sie aus und prügelte sie furchtbar ab. Wir machten uns auf, um den Bären zu holen, der dann, weil er der erste war, den ich erlegt hatte, in einem Stücke und unzertheilt gebraten wurde. Alle Jäger unserer Bande wurden, wie es bei den Indianern Sitte ist, von uns bewirthet.

An demselben Tage schoß einer der Kris einen Bären und ein Moose,[1]) wovon er meiner Mutter große Stücken gab. Während einiger Zeit fanden wir in der Umgegend dieses Lagerplatzes reichlich Wild, und Wa-me-gon-a-biew tödtete seinen ersten Bison, so daß meine Mutter der ganzen Bande ein zweites Festmahl gab. Bald darauf verließen uns die Kris, um in ihr

---

1) Das Moosethier ist Linné's Cervus alces, und wird von frühern Reisebeschreibern, namentlich französischen, oft entweder mit dem canadischen Original oder dem Caribou (Rennthier) verwechselt. Tanner unterscheidet es ausdrücklich von demselben. Es lebt in Nordamerika vom großen Oceane bis zur Hudsonsbay überall, wo es Weide findet. Es ist außerordentlich vorsichtig, hat ein äußerst feines Gehör, scharfen Geruch, läuft sehr schnell, und wer es erlegt, dem rechnen das seine Kameraden hoch an. Es ist das größte unter den Thieren Nord-Amerikas, hat sehr saftiges Fleisch und wiegt oft 1000 bis 1200 Pfund.

Land zurückzureisen. Sie waren dienstfertige und gastfreundliche Leute, und es ging uns sehr nahe, daß wir uns von ihnen trennen mußten. Wir machten uns nun auch auf den Weg nach der Stelle, wo wir den Handelsmann zurückgelassen hatten, und langten dort am letzten Tage des Decembers an.

Wir blieben einige Zeit ganz allein bei dem Hause des Kaufmannes, von dem wir bald Nachricht erhielten, und machten uns eben auf den Weg, um zu ihm zu stoßen; da begegneten wir dem Pe-schau-ba, einem berühmten Kriegshäuptlinge der Ottawwas, welcher vor mehren Jahren vom Huron-See her in diese Gegend gekommen war. Er hatte gehört, daß eine alte Frau vom Stamme der Ottawwas jetzt, nachdem die zu ihrer Familie gehörenden Männer gestorben wären, allein sey mit zwei andern Weibern, zwei Knaben und drei kleinen Kindern, und in großer Armuth sich an den Ufern des Assinneboin aufhalte. Er hatte drei Gefährten bei sich, welche von den Indianern seine jungen Leute genannt wurden, wiewohl der eine älter seyn mochte, als er selbst. Es waren Wauf-so (der Blitz), Sag-git-to (der alle Menschen in Furcht und Schrecken setzt), und Sa-ning-wub (der seine Flügel ausdehnt). Wauf-so, der als ein ausgezeichneter Krieger bekannt war, hatte einer Krankheit wegen zurückgelassen werden müssen.

Pe-schau-ba folgte uns, den Andeutungen gemäß, welche er von den Indianern bekommen hatte, von einem Lagerplatze zum andern. Er war ein großer und schöner Greis, erkannte Net-no-kwa auf der Stelle für eine Verwandte, und fragte, wer wir wären. „Es sind meine Söhne," antwortete sie. Darauf betrachtete er mich mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, und sprach: „Komm her, mein Bruder," entblößte dann seine Brust und zeigte mir die Narbe von einer tiefen und gefährlichen Wunde. „Weißt du wohl noch, mein junger Bruder, daß du mir diese Wunde beigebracht hast, als du mit Flinten und Pfeilen spieltest?" Da er sah, daß ich sehr verlegen ward, wurde er heiter, und erzählte mir alle Umstände, die sich bei seiner Verwundung zugetragen hatten. Endlich aber riß er mich aus meiner Aengstlichkeit und Ungewißheit heraus, und sagte, daß einer meiner Brüder und nicht ich ihn verwundet hätte. Er sprach auch von Ke-wa-tin, der mit mir etwa in gleichem Alter

gewesen sey, und ließ sich Alles ausführlich erzählen, was sich bei meiner Entführung ereignet hatte, die in eine spätere Zeit fiel, als sein Aufbruch vom Huron-See.

Sechstes Capitel.

Reise über den Schnee. — Puk-kwi-matten. — Der Klarwasser-See. — Sunjegwun. — Wie ein Jäger erzogen wird. — Lederkanots. — Stromschnellen. — Die Tournebroches-Indianer. — Ein europäisches Comptoir und Ausschweifungen der Indianer. — Ein Kriegszug. — Das Fest der ersten Früchte. — Gefährliche Ueberfahrt. — Pelzhandel.

Wir machten uns gleich nach dem neuen Jahre auf den Weg, um in Pe-schau-ba's Heimath zu gelangen; der Schnee lag sehr tief; und da unsere lange Reise fast immer über freie und offene Prairien ging, so mußten wir, wenn der Wind stark wehete, liegen bleiben. Im Anfange fehlte es uns an Lebensmitteln, zum Glücke begegneten wir aber bald einer zahlreichen Heerde sehr fetter Büffel. Obgleich die Kälte furchtbar war und der Schnee sehr tief lag, so konnten doch diese Thiere mit Hülfe ihrer Hörner den Rasen frei machen und sich recht gut ernähren.

Wir hatten unsere aus Puk-kwi [1]) verfertigten Matten zurücklassen müssen, denn der Weg war gar zu weit. Wenn schlechtes Wetter einfiel, baueten wir eine kleine Hütte, und bedeckten diese mit drei oder vier frischen Bisonhäuten, die dann sogleich gefroren und uns hinlänglich Schutz gegen Wind und Schnee gewährten. War die Luft still, dann lagerten wir gewöhnlich unter freiem Himmel, ohne anderen Schutz als unsere Kleider zu haben.

---

1) Puk-kwi ist Typha latifolia.

Auf der ganzen Reise trugen Pe-schau-ba und Sa-ning-wub fortwährend eines der kleinen Kinder unserer Schwester. Wir hatten aber, obschon wir uns so sehr beeilten, wie es nur irgend die Witterung zuließ, beinahe dritthalb Monate zu wandern. Als wir ohngefähr die Mitte des Weges erreicht haben mochten, kamen wir an dem Waarenlager und dem Fort am Moosefluße vorüber, nahmen dann unsere Richtung nach Nordwesten und kamen an eine Stelle, die Kau-wau-ko-mig-sah-kie-gun, d. h. der Klarwasser-See hieß. Aus diesem kommt ein kleiner Fluß, der Sas-kaw-ja-wun, d. h. süßes Wasser. Dieser ist aber weder der Quellfluß, noch ein Arm des großen Stromes Sas-kaw-ja-wun (Saskatschewan), der weiter nach Norden fließt. Der Klarwasser-See ist auch nicht die Hauptquelle des kleinen Sas-kaw-ja-wun, der ebenfalls weiter im Norden seinen Ursprung nimmt.

Am Ufer dieses See's lag die kleine Hütte Pe-schau-ba's, und dort lebte er seit einigen Jahren mit den drei Männern, von denen ich schon gesprochen habe. Sein Weib hatte er am Huron-See zurückgelassen. Ob die drei andern Indianer verheirathet waren, weiß ich nicht; sie hatten keine Frauen bei sich. Bald nach unserer Ankunft öffnete er sein Sunjegwun,[1]) und nahm viele Biberfelle, zubereitetes Pelzwerk, gedörrtes Fleisch und noch manche andere Gegenstände heraus, die er den Weibern gab. Dabei sprach er: „Wir sind nun lange genug unsere eigenen Weiber gewesen; das soll nun ein Ende haben. Von jetzt an habt ihr die Häute zuzubereiten, Fleisch zu räuchern und zu dörren, und müßt uns Mocassins machen."

Die alte Frau übernahm es, besonders für Pe-schau-ba zu sorgen; sie nannte ihn ihren Sohn und behandelte ihn als solchen. Ihre Tochter und Schwägerin arbeiteten für die drei andern Männer. Wa-me-gon-a-biew und ich blieben unter der besondern Aufsicht unserer Mutter. Auf der Jagd begleitete ich stets den Pe-schau-ba, der sehr gut gegen mich war, und dem

1) Ein Versteck, Cache, worin die Indianer ihre Habseligkeiten niederlegen. Ehe sie mit den Europäern verkehrten, war ein solches geheiligt und wurde nie angetastet. Jetzt aber kommt es häufig vor, daß sie geplündert werden.

es viel Vergnügen zu machen schien, mich in Allem zu unterweisen, was ein großer Jäger verstehen muß.

Als wir am Ufer des See's ankamen, war der Winter schon weit vorgerückt, das Wetter aber noch so kalt, daß das Wasser zu Eis wurde, sobald wir es außerhalb der Hütte hinstellten. Wenn wir jagen wollten, gingen wir schon vor Aufgang der Sonne aus, und kamen erst lange, nachdem sie untergegangen, wieder zurück. Um Mittag erhob sie sich kaum bis zum Gipfel der Bäume, obgleich diese in jener fast ganz mit Prairien bedeckten Gegend sehr niedrig sind; es wachsen nur wenige Cedern und Fichten. Biber und anderes Wild sind häufig. Das Land der Mandanen am Missouri ist von dort nicht sehr weit entfernt, und ein Mann kann in vier Tagen vom Moosefluſſe bis zu den Dörfern der Mandanen gehen.

Als die Blätter aus den Knospen hervorzubrechen anfingen, machten wir uns mit unserem Pelzwerke auf den Weg, und nahmen auch viel Fleisch und eingesalzene Biberschwänze mit, um sie im Comptoir am Moosefluſſe abzusetzen. Da es in dieser Gegend weder solche Cedern noch Birken gibt, aus denen man Kanots bauen könnte, so mußten wir für diese Reise eines aus Moosehäuten verfertigen; dieselben werden mit großer Sorgfalt zusammengenähet und ausgespannt, so daß sie, nachdem sie gehörig ausgetrocknet, ein gutes, sicheres Kanot bilden, das aber bei großer Sommerhitze nicht sehr dauerhaft ist. Es war Net-nokwa's und Pe-schau-ba's Absicht, nach dem Huron-See zurückzukehren, und daher schafften wir alle unsere Habseligkeiten in dieses Kanot, das etwa halb so viel tragen konnte, wie ein gewöhnliches Fahrzeug von Mackinack, also etwa fünf Tonnen (100 Centner).

Wir fuhren mehre Tage den kleinen Sas-kaw-ja-wun hinab. Am Ufer dieses Flusses war ein Dorf der Assinneboins, wo wir mehre Nächte blieben. Keiner von uns konnte sie, mit Ausnahme Wauf-so's, der ihre Sprache erlernt hatte, verstehen. Aus dem kleinen Sas-kaw-ja-wun fuhren wir in den Assinneboin und gelangten bald zu den Stromschnellen, wo die Assinneboins und einige Kris (Crees) ein aus etwa fünfhundert Hütten bestehendes Dorf hatten.

Da wir anfingen, an frischen Lebensmitteln Mangel zu leiden, so ward entschieden, daß wir ein paar Tage damit zubringen wollten, Störe zu fangen, welche dort in großer Menge vorhanden waren. Wir lagerten uns neben den Assinneboins, und sahen, daß ein altes Weib einem Stör, der eben aus dem Wasser gezogen worden war, den Kopf abschnitt und ihn ohne alle Zubereitung ganz roh aufaß.

Dieses Volk schien uns im Ganzen sehr roh und schmutzig zu seyn. Doch kam unser Widerwille wohl zum Theil auch daher, daß die Oschibbeway's stets eine große Abneigung gegen diese Tournebroches (Bratspießwender) hegten.

Binnen zwei Tagen kamen wir von dem Stromschnellen nach dem Monk-Flusse, wo die Hudsonsbay- und die Nordwest-Compagnie Comptoirs haben; dort fingen Pe-schau-ba und seine Freunde an zu trinken, und nach ein paar Tagen hatten sie auch gar nichts mehr übrig von ihrem Pelzwerke, der Ausbeute einer langen und stets glücklichen Jagd. Wir gaben auf einmal hundert Biberfelle für geistige Getränke; für sechs Felle erhielten wir nur ein Quart Rum, der noch obendrein von den Kaufleuten stark mit Wasser verfälscht war.

Nachdem einige Tage in solchen Ausschweifungen vergangen waren, wurde der Anfang damit gemacht, Kanots aus Birkenrinde zu verfertigen; allein gerade damals wurden die Assinneboins, die Kris und alle Indianer in der Umgegend, mit denen die Mandanen Frieden gemacht hatten, eingeladen, gemeinschaftlich mit diesen letzteren ein Volk anzugreifen, das bei den Oschibbeway's den Namen A-gutsch-a-ninne's [1]) führt, und das nur zwei Tagereisen von den Mandanen entfernt wohnt. Als Wauf-so dieses hörte, beschloß er, sich den Kriegern anzuschließen, die sich am Mooseflusse versammelten. Er sagte: „Ich will nicht

---

1) Es sind die Minetaren am obern Missouri gemeint, ein Stamm, der durch seinen religiösen Fanatismus bemerkenswerth ist. Alljährlich feiern sie einen sogenannten Reuetanz, wobei sich die Büßenden selbst verstümmeln, oder von den Priestern mit einem Messer Fleisch vom Körper schneiden lassen; z. B. Stücken in der Form eines Halbmondes. Manche lassen sich auch die Schulter durchbohren, ziehen durch die Oeffnung einen Riemen, an welchem ein Büffelkopf befestigt ist, und schleifen denselben hinter sich her, Alles ohne auch nur einen Laut des Schmerzes von sich zu geben. Balbi's Erdbeschreibung von Andree, Thl. 2. S. 575.

in meine Heimath zurückkehren, ohne noch einige Narben mitzubringen; ich will das Volk sehen, welches meine Brüder getödtet hat."

Pe-schau-ba und Net-no-kwa suchten ihm seinen Vorsatz auszureden; er wollte aber von nichts hören und nun steckte seine Begeisterung auch den Pe-schau-ba an. Nachdem er sich zwei Tage lang besonnen, sprach er zu der alten Frau: „Ich kann mich nicht entschließen, ohne Wauf-so im Lande der Ottawwas zu erscheinen. Sa-ning-wub und Sag-git-to wollen auch mit ihm gehen, um die Nachbarn der Mandanen heimzusuchen; ich will nun auch die Reise mitmachen. Erwarte mich am Ufer des Winnipeg-See's. Wenn die Blätter abfallen,[1]) will ich dorthin kommen. Versäume ja nicht, ein Faß Rum in Bereitschaft zu halten, denn ich werde bei meiner Rückkehr sehr durstig seyn." Die Kanots waren noch nicht fertig, als sie sich auf den Weg machten. Wa-me-gon-a-biew begleitete sie, und so blieb ich allein bei den 3 Weibern und den 3 Kindern zurück.

Unverzüglich machte ich mich nun mit Net-no-kwa und der übrigen Familie auf den Weg nach dem Winnipeg-See, und mußte mich dabei des alten aus Moosehäuten verfertigten Kanots bedienen. Nachdem wir einige Zeit das Comptoir der Weißen verlassen hatten, erblickten wir einen Stör, der zufällig auf eine Sandbank geworfen worden war; ein großer Theil seines Rückens ragte aus dem Wasser hervor. Ich sprang aus dem Kanot und tödtete ihn mit leichter Mühe. Das war der erste Stör, den ich fing, und darum glaubte die alte Frau das Oskenetahgawin-Fest, d. h. jenes der ersten Früchte feiern zu müssen, wiewohl kein Indianer da war, den wir hätten einladen und bewirthen können.

Die Mündung des Assinneboin ist ein Punkt, den die kriegerischen Banden der Sioux häufig besuchen. Sie verstecken sich am Ufer und geben Feuer auf die Vorüberfahrenden. Daher ruderten wir mit großer Vorsicht weiter, und beschlossen, nur in der Dunkelheit die Fahrt zu wagen. Erst um Mitternacht überließen wir uns, soviel als möglich in der Mitte bleibend

1) The fall, d. h. der Fall der Blätter, ein sehr bezeichnender Ausdruck, dessen sich Tanner stets bedient, um den Herbst zu bezeichnen.

und die Nähe des Ufers vermeidend, der Strömung, um in den rothen Fluß zu gelangen. Die Nacht war dunkel und wir konnten vom Ufer nichts deutlich sehen.

Kaum befanden wir uns im rothen Flusse, da wurde die Stille durch ein Eulengeschrei vom linken Ufer des Assinneboin herüber unterbrochen. Gleich darauf erscholl ein zweites vom rechtem Ufer und zu gleicher Zeit ein drittes vom rothen Flusse her. Net-no-kwa murmelte so leise, daß wir es kaum hören konnten: „Wir sind erspähet," und gab uns dabei ein Zeichen, das Kanot so sacht als möglich fortzurudern. So gut es ging, hielten wir uns in der Mitte; ich saß voran im Kanot, und hielt meinen Kopf dem Wasserspiegel möglichst nahe, um Alles, was uns nahe kam, sogleich zu bemerken. Plötzlich fing das Wasser an, sich leicht zu kräuseln, und ich sah einen schwarzen Gegenstand, den ich für den Kopf eines Mannes hielt, der behutsam vor uns herschwamm. Ich zeigte ihn den Weibern, und wir beschlossen, diesen Mann zu verfolgen und zu tödten. Demnach ergriff ich eine starke Harpune und so begannen wir die Jagd. Aber die Gans, denn weiter war es nichts, merkte Unrath und machte sich mit ihren Jungen davon. Als wir uns von unserem Irrthume überzeugt hatten, setzten wir etwas weniger furchtsam unsere Fahrt fort; wir konnten aber nicht wieder in die rechte Strömung kommen.

Damals hielt ich die Befürchtungen der Weiber für lächerlich und ärgerte mich darüber. Ich möchte aber heute wirklich nicht entscheiden, ob die drei Eulenschreie von Thieren oder von Sioux herrührten.

Wir ruderten wieder mehre Meilen zurück, um die Kaufleute zu erwarten, welche zehn Tage nach uns hier vorbeikommen mußten. Während unseres Aufenthaltes erlegten wir viele Gänse, Schwäne und Enten. Ich schoß ein Elendthier, und da es das erste war, so wurde abermals ein Fest gefeiert, wiewohl auch dießmal Niemand eingeladen werden konnte.

Die Kaufleute, auf welche wir warteten, kamen, und wir folgten ihnen bis zu ihrem Comptoir am Winnipeg-See, an welchem wir 2 Monate blieben. Als sie wieder nach dem Ufer des Assinneboin abreisten, begleiteten wir sie abermals in einem Birkenkanot, das wir zu diesem Behufe gekauft hatten. Wir hatten

einen hübschen Vorrath von Biberhäuten, und Net-no-kwa noch nicht vergessen, was ihr Pe-schau-ba aufgetragen. Sie gab für ein Quart Rum sechs Häute. Die meisten dieser Biber hatte ich gefangen, und in einem Monate wenigstens hundert Stück erlegt; ich kannte aber damals ihren Werth noch nicht.

Siebentes Capitel.

Wie die Indianer mit einander correspondiren. — Elendthierjagd. — Der schwarze Bär. — Jagd auf Bisons. — Ahornzucker. — Das geraubte Mädchen. — Der Morasttragplatz und der Morastfluß. — Sag-git-to stirbt. — Ein Versteck für Pelzwerk.

Am Ufer des Assinneboin, höchstens ein paar Tagereisen über den Tragplatz der Prairie hinaus, liegt eine Stelle, die Ke-new-kau-nesche-way-boant heißt (d. h. der Ort, wo man den grauen Adler schießt); und dort machen die Indianer häufig Halt. Als wir vorüber kamen, bemerkten wir kleine, in die Erde gesteckte Pfähle, an denen wir Stückchen Birkenrinde fanden; auf zweien derselben waren die Gestalten von Bären abgezeichnet, und auf den übrigen Figuren, welche andere Thiere darstellten. Net-no-kwa erkannte auf den ersten Blick die Totems des Pe-schau-ba, Wauf-so und ihrer Gefährten. Diese Zeichen waren dazu bestimmt, uns zu benachrichtigen, daß sie hier vorübergezogen wären, und deuteten zugleich an, wie und wo wir sie selbst finden würden. Wir trennten uns also von den Kaufleuten, schlugen die von Pe-schau-ba angedeutete Richtung ein, und fanden ihn zwei Tagereisen weit vom Flusse entfernt.

Der Kriegszug, zu welchem die Mandanen in so weiter Ferne Verbündete gesucht hatten, war aus Mangel an Einigkeit zwischen den verschiedenen Banden durchaus verunglückt, mehre derselben lebten in Erbfeindschaft mit den anderen, und da bald Zwistigkeiten entstanden, so ward der ganze Plan aufgegeben,

und die A=gutsch=a=ninnes waren in ihrem Dorfe von Niemandem gestört worden. Unsere Krieger gingen unmittelbar nach dem Comptoir am Moosesflusse zurück, hatten dort ihre Kanots fertig gebauet, waren den Fluß bis zu der Stelle, wo wir ihre Totems fanden, hinabgerudert, und hatten sich nun in dem trefflichen Jagdbezirke gelagert, wo wir mit ihnen zusammentrafen.

Wir fanden in ihrem Lager eine große Menge Wildpretfleisch; sie hatten auch viele Biber getödtet, und in der Umgegend waren jetzt, während der Begattungszeit, die Elendthiere sehr häufig. Eines Tages schickte mich Pe=schau=ba mit den beiden jungen Weibern ab, einige Stücken von einem Elendthiere herbeizuholen, das er getödtet hatte. Da das Ganze für die Weiber zu viel und zu schwer war, so beschlossen sie das Fleisch zu rösten und zu räuchern; und ich ging mit einem tüchtigen Stücke frischen Fleisches nach unseren Hütten zurück. Ich hatte mein Gewehr bei mir, und da ich unterwegs eine große Menge Elendthiere bemerkte, so machte ich mich schußfertig, versteckte mich in einem Gebüsche und ahmte das Geschrei der Weibchen nach. Da kam auf einmal ein mächtig großes Männchen so unbändig auf mich losgestürmt, daß ich, auf meine Sicherheit bedacht, die Flucht nahm. Als mich so das Thier gewahrte, floh es ebenfalls nach der entgegengesetzten Seite.

Da ich wohl wußte, daß die Indianer mich darüber verhöhnen würden, so beschloß ich noch einen Versuch zu wagen, und dießmal mich nicht vom Kleinmuthe übermannen zu lassen. Also suchte ich mir einen bessern Platz aus, und machte so lange das Geschrei der Weibchen nach, bis endlich ein Männchen kam. Das schoß ich nieder. Da aber schon ein großer Theil des Tages verflossen war, so hielt ich für nöthig, mein Fleisch zu nehmen und nach der Hütte zu eilen.

Eben als ich aus einem kleinen Gehölze, das mitten in der Prairie liegt, herauskomme, sehe ich, daß ein Bär auf mich los kommt; Anfangs glaubte ich, es sey ein gewöhnlicher schwarzer Bär und beschloß, ihn todt zu schießen; allein er konnte mich sehen, und ich wußte doch gewiß, daß er davon gelaufen seyn würde, wenn er jener Art angehört hätte. Da er nun mir immer näher kam, so schloß ich daraus, daß er ein grauer Bär sey, und fing an, wegzulaufen. Je mehr ich aber

eilte, um so stärker verfolgte er mich; doch erinnerte ich mich, alles meines Schreckens ungeachtet, an einen Rath, den Pe-schau-ba mir gegeben hatte, den nämlich, nie auf einen grauen Bären zu schießen, wenn ich nicht in einem Gehölze Zuflucht suchen könnte, und nie anders Feuer auf ihn zu geben, wenn es nicht platterdings unmöglich sey, ihn zu fehlen. Dreimal wandte ich mich um und schlug an; da er aber noch zu weit entfernt war, so fing ich wieder an zu laufen, und endlich kam ich eine bedeutende Strecke vor. Plötzlich höre ich Wa-me-gon-a-biew's Stimme hinter mir; der Bär war verschwunden und nun sagte mir mein Bruder, er selbst habe durch eine Vermummung Anlaß zu meinem Schrecken gegeben.

Net-no-kwa nämlich, die Besorgniß wegen meines langen Ausbleibens schöpfte, hatte ihn ausgeschickt, um mir entgegenzukommen. Er hatte mich aus dem kleinen Gehölze heraustreten sehen, und da war es ihm in den Sinn gekommen, ein altes schwarzes Kleid über den Kopf zu ziehen und einen Bären vorzustellen. Ohne Zweifel hatte mich die Furcht blind gemacht, denn es war leicht die Vermummung zu erkennen. Als dieses Abenteuer den Aeltesten unserer Familie erzählt wurde, tadelten sie Wa-me-gon-a-biew sehr, und seine Mutter sagte, daß es ganz recht gewesen wäre, wenn ich ihn todtgeschossen hätte, und daß sie mir, dem indianischen Gebrauche zufolge, auch nicht einmal einen Vorwurf darüber hätte machen dürfen.

Wir fuhren so lange fort, Biber zu jagen und deren eine große Anzahl zu tödten, bis endlich das Eis zu dick wurde. Nachher verfolgten wir die Bisons auf den Prairien. Als der Schnee eine harte Kruste bekam, sagten die Männer, sie wollten mich nun mit den Weibern allein lassen, am Klarwasser-See Kanots bauen, und auf der Reise dorthin Biber fangen und vor ihrem Abzuge uns mit einigen Lebensmitteln versorgen. Wauf-so ging allein aus und tödtete einen Bison; in der Nacht aber wurde das Wetter kalt und stürmisch und die Bisons suchten Schutz in dem Walde, wo wir unsern Lagerplatz hatten.

Ganz früh am Morgen weckte uns Net-no-kwa und rief, es befinde sich eine ganze Heerde nahe bei der Hütte. Die vier Krieger und Wa-me-gon-a-biew gingen geräuschlos hinaus, und stellten sich so auf, daß sie die Heerde umzingelt hielten. Sie

lachten sehr, als sie sahen, daß ich mein Gewehr in Stand setzte, und wollten mir nicht erlauben, mitzugehen. Als sie aber fort waren, erlaubte mir die Alte, die mich immer nach Kräften begünstigte, daß ich mich auf den Anstand stellen durfte, und zwar dicht neben der Hütte, auf einer Stelle, an welcher, wie sie scharfsinnig im Voraus berechnete, die Heerde vorbeikommen würde. Die Indianer gaben Feuer, fehlten aber Alle, die Bisons kamen mir in den Schuß, und ich war so glücklich, ein großes Weibchen zu tödten. Es war mein erster Bison und meine Mutter freute sich sehr.

Bald nachher ließen mich die Indianer mit Net-no-kwa, einer der jungen Frauen und drei Kindern zurück. Sie hatten kurz vor ihrer Abreise eine große Menge Bisons getödtet, und wir räucherten viel Fleisch; doch dauerte der Vorrath nur einige Zeit. Ich sah aber bald, daß ich der Bisonsjagd ebenfalls gewachsen sei, und so hatten wir hinlängliche Lebensmittel. Eines Tages kam ein altes Weibchen, das ich angeschossen, wiewohl es kein Junges hatte, auf mich losgerannt, und mir blieb kaum noch Zeit, auf einen Baum zu klettern, und mich so zu retten. Das Thier war weniger wüthend über die erhaltene Wunde, als über das ewige Klaffen der Hunde. Ich glaube, es kommt wohl selten vor, daß ein Weibchen einen Menschen verfolgt, wenn es nicht zuvor durch die Hunde recht wild gemacht worden ist.

Als der Frühling kam, machten wir Zucker[1]), etwa zehn Meilen oberhalb des Forts am Mooseflusse. Das Wetter ward milder, und die Biber ließen sich zuweilen nicht nur auf dem Eise, sondern auch am Ufer blicken. Ich stellte mich häufig auf den Anstand und schoß auf sie, sobald sie aus ihrem Baue hervorkamen. Eines Tages hatte ich eben einen getödtet, und

---

1) Es ist Ahornzucker gemeint, dessen Bereitung für die Indianer wie für die Weißen stets Veranlassung zu Lustbarkeiten gibt. Wenn der Saft im Baume zu steigen anfängt, wird ein Einschnitt gemacht und der Saft in ein untergestelltes Gefäß geleitet. Der Ertrag ist am ergiebigsten, wenn Schnee liegt, die Nacht kalt war, der Himmel heiter ist und der Wind nicht zu stark geht. Der Baum selbst gedeiht nur in fruchtbarem Erdreiche. Die wässerigen Theile der gewonnenen Masse werden derselben durch Verdunstung entzogen, und der Zucker ist sehr süß, sieht aber etwas brauner aus, als der vom Zuckerrohre. Der frische Saft schmeckt sehr gut und ist ein eben so erfrischender als gesunder Trank.

lief schnell über das Eis, um ihn aufzunehmen; dabei verwikkelten sich aber meine Schneeschuhe in altem Wurzelwerke, und ich wäre beinahe damals umgekommen; eine verzweifelte Kraftanstrengung befreiete mich endlich aus dieser Gefahr. Die Bisons waren in jener Gegend so häufig, daß ich oft ganz allein, bloß von meinen gut abgerichteten Hunden unterstützt, sie mit Pfeilen erlegte.

Als die Bäume wieder grün wurden, kam Pe-schau-ba mit den andern Männern in Kanots aus Birkenrinde zurück. Sie hatten viele Biberhäute und anderes Pelzwerk von großem Werthe bei sich. Die alte Net-no-kwa wünschte sehr nach dem Huron-See zurückzukehren, und das war auch Pe-schau-ba's Wille; aber Wauf-so und Sa-ning-wub wollten nicht dorthin reisen, und Pe-schau-ba mochte sich nicht von ihnen trennen. Sag-git-to war seit einiger Zeit recht krank, und litt sehr an einem großen Geschwüre in der Gegend des Nabels. Als er einst mehre Tage hintereinander sich betrunken hatte, bekam er heftiges Leibweh und das Geschwür ging auf. Pe-schau-ba sagte zu der Alten: „Es ist nicht gut, daß Sag-git-to hier, entfernt von allen seinen Freunden, stirbt; da wir doch sehen, daß er nicht lange mehr leben kann, so ist es am Besten, daß Du mit ihm und den kleinen Kindern Dich nach dem Huron-See auf den Weg machst Ihr müßt die Stromschnellen (den Saut de Sainte Marie) erreichen, ehe Sag-git-to stirbt." Unsere Familie trennte sich also demgemäß, und Net-no-kwa reiste mit Sag-git-to, Wa-me-gon-a-biew, mir, den beiden jungen Weibern, einem jungen Mädchen, das sie gekauft hatte, und drei Kindern nach dem Huron-See ab.

Dieses kleine Mädchen war aus dem Lande Bahwetego-Weninnewug, oder jenem der Falls-Indianer, durch Oschibbewayskrieger entführt worden, die es an Net-no-kwa verkauft hatten. Die Falls-Indianer leben an den Felsengebirgen, und ihre Sprache ist sowohl von jener der Sioux als der Oschibbeways verschieden; diese letzteren und die Kris haben mehr Verwandtschaft mit den Schwarzfüßen als den Falls-Indianern. Das kleine Mädchen, Bahwetig, welches Net-no-kwa gekauft hatte, war damals zehn Jahre alt, und redete die Sprache der Oschibbeways, unter denen sie einige Zeit gelebt hatte.

Als wir beim Regen-See ankamen, hatten wir zehn Ballen Biberhäute, jeden zu vierzig Stück gerechnet. Net-no-kwa tauschte gegen einiges andere Pelzwerk Rum ein, und war ein Paar Tage hintereinander betrunken. Wir fanden dort mehre Kanots, welche Handelsleuten gehörten, die nach dem rothen Flusse wollten. Wa-me-gon-a-biew, der damals achtzehn Jahre alt war, wollte nicht mit nach dem Huron-See gehen, und beschloß die günstige Gelegenheit zu benutzen, um nach Norden zu reisen. Die alte Frau gab sich viele Mühe, ihm diesen Entschluß auszureden, aber er sprang in eines der Kanots, das eben abfahren wollte, und ließ sich nicht wieder hinausbringen, so sehr sich auch die Handelsleute anstrengten, ihn auf Bitten der Mutter wieder an's Land zu schaffen. Net-no-kwa war sehr betrübt, und da sie sich nicht entschließen konnte, ihren einzigen Sohn zu verlieren, so kam es ihr in den Sinn, mit ihm zu reisen.

Da sie wenig Vertrauen auf die Redlichkeit der Handelsleute setzte, so wollte sie ihnen ihre Biberfelle nicht überlassen. Wir trugen sie demnach an eine abgelegene Stelle im Walde, machten, nach Indianersitte ein Sunjegwun oder Versteck (Niederlage) und kehrten darauf nach dem Wälder-See zurück. Von diesem See ab ist den Indianern ein Weg zum rothen Flusse bekannt, den die Weißen niemals nehmen, nämlich über den Muskeek oder den Morast-Tragplatz. Wir ruderten mehre Tage einen Fluß hinauf, den die Indianer Muskeego-negum-me-wee-see-be oder den Strom des Morastes nennen. Darauf zogen wir einen ganzen Tag lang unsere Kanots über oder durch ein sumpfiges Erdreich, dessen Wasser mit Moos und kleinem Strauchwerk bedeckt ist. Der Boden erzittert und erbebt Einem da unter den Füßen. Alsdann gelangten wir mit unsren Kanots in einen kleinen Fluß, Begwionusk genannt; dieses ist der indianische Name für Kuhpetersilie (Cow-parsley), welche dort in großer Menge wächst. Dieses Flüßchen führte uns bis zu einem kleinen Sahkiegun[1]), oder See desselben

---

1) Die Ottawwas geben den sehr großen Seen den Namen Kitche-gawme, und zählen derselben fünf: den obern See nennen sie insgemein

Namens, der nur zwei oder drei, an manchen Stellen gar nur einen Fuß Tiefe hat. Er war damals mit Gänsen, Enten, Schwänen und anderen Vögeln wie bedeckt; dort blieben wir lange Zeit, und sammelten vier Ballen Biberfelle.

Als die Blätter abfielen, starb Sag-git-to, und wir waren nun ganz allein; denn vier bis fünf Tagereisen von uns lebte kein einziger Indianer und eben so wenig ein weißer Mann. Ehe wir weiter zogen, mußten wir Anstalten treffen, unsere Ballen zu bergen. Der Erdboden war aber zu morastig, als daß wir sie hätten vergraben können. Dem Brauche gemäß, machten wir also ein Sunjegwun aus Baumzweigen, die so dicht zusammen geflochten wurden, daß auch nicht einmal eine Maus hindurch konnte. Dort ließen wir nun unsere Felle und alle anderen Gegenstände, die wir nicht mitnehmen konnten. Wenn einige Indianer aus diesen entfernten Gegenden auch diese Sachen gefunden hätten, so würden sie das Sunjegwun doch nicht geöffnet haben; und daß Handelsleute eine so armselige, abgelegene Gegend besuchen würden, das brauchten wir nicht zu besorgen.

Die Indianer, welche weit entfernt von den Weißen wohnen, haben noch nicht gelernt, auf das Pelzwerk einen so hohen Werth zu legen, daß sie es Einer dem Andern stehlen möchten. Zu der Zeit, von welcher ich rede, und in der Gegend, wo ich mich damals befand, habe ich oft gesehen, daß Indianer ihre Fallen mehre Tage lang im Walde liegen ließen, ohne nach denselben zu sehen; sie waren nicht im Mindesten besorgt, daß dieselben abhanden kommen würden. Es traf sich oft, daß ein Mann, der von der Jagd zurückkam, und seine Fallen hatte liegen lassen, von einem Andern gefragt wurde: „Ich will da oder dort jagen; wo liegen Deine Fallen?“ Und wenn er sie gebraucht hatte, so machten es noch vier oder fünf andere eben so. Die Fallen kamen aber jedesmal ihrem Eigenthümer wieder richtig zu Händen.

Kitchegawme oschibbeway; zwei Seen der Ottawwas, nämlich den Huron und Michigan; sodann den Erie und Ontario. Den Winnipeg und die unzähligen Seen in Nordwesten nennen sie Sahkiégunnun.

Achtes Capitel.

Ungastfreundliche Indianer. — Der große Geist schenkt einen Bären. — Kaninchenfallen. — Hungersnoth. — Der kleine Assinneboin. — Indianer verirren sich während einer Winternacht. — Pembina. — Es wird Pelzwerk gestohlen. — Europäische Handelsleute. — Ihre Gewaltthätigkeiten und Kunstgriffe. — Erste Liebe eines Indianers. — Orgien. — Winterlager. — Der arme Jäger.

Es war Schnee gefallen und das Wetter so kalt geworden, daß wir keine Biber mehr jagen konnten. Es stellte sich daher bald Hunger ein. Wa=me=gon=a=biew war unsere einzige Stütze, und arbeitete aus allen Kräften, um uns den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Während einer seiner weiten Jagdausflüchte traf er auf eine Hütte der Dschibbeways, die viel Fleisch hatten, ihm aber nur für eine Nacht, welche er bei ihnen zubrachte, zu essen gaben, obschon er ihnen sagte, daß es ihm sowohl, wie seiner ganzen Familie sehr elend ginge. Am andern Morgen auf dem Rückwege erlegte er ein junges, sehr mageres Moosethier; das hielt aber nicht lange vor, und als wir es verzehrt hatten, brachen wir unser Lager ab, um es neben jenen ungastfreundschaftlichen Indianern aufzuschlagen.

Wir sahen, daß sie überflüssig mit Lebensmitteln versehen waren, sie gaben uns aber nichts weiter, als was wir gegen unsere silbernen Schmucksachen und andere werthvolle Dinge eintauschten. Ich erwähne des Geizes und der Ungastlichkeit dieser Leute deshalb, weil ich von beiden noch nie Beispiele unter Indianern angetroffen hatte; denn gewöhnlich theilen sie sehr gern ihre Vorräthe mit Jedem, der Mangel leidet und sie um Hülfe anspricht.

Wir waren drei Tage bei jenen Indianern, da tödteten sie zwei Moosethiere, und luden mich sowohl als Wa=me=gon=a=biew ein, Theil zu nehmen an ihrer Mahlzeit. Aber sie gaben uns nur das schlechteste Stück eines Vorderschenkels, und wir kauften von ihnen für Silberschmuck etwas fettes Fleisch. Nun war die Geduld der alten Net=no=kwa erschöpft, und sie verbot uns, in Zukunft irgend etwas von ihnen zu kaufen. So lange

wir neben diesen Leuten uns aufhielten, hatten wir erschrecklich vom Hunger zu leiden.

Eines Morgens stand Net=no=kwa sehr früh auf, nahm ihr Beil zur Hand und ging aus, kam aber Abends nicht wieder zurück. Erst am andern Tage, da es schon ziemlich spät war, und wir alle in der Hütte lagen, trat sie herein, rüttelte Wa=me=gon=a=biew an der Schulter und sprach: „Steh auf, mein Sohn, Du bist ein flinker Läufer; jetzt zeige, wie schnell Du die Lebensmittel herbeiholen kannst, welche der große Geist mir in der verwichenen Nacht gegeben hat. Ich habe zu ihm gebetet und fast die ganze Nacht hindurch gesungen; heute früh, als ich eben eingeschlafen war, ist er mir erschienen, und hat mir einen Bären geschenkt, damit meine hungrigen Kinder etwas zu essen bekommen. Du wirst das Thier in einem kleinen Gehölze, mitten in der Prairie finden; nun mache Dich flugs auf den Weg, der Bär wird nicht weglaufen, wenn er Dich auch kommen sieht."

„Nein, Mutter," entgegnete Wa=me=gon=a=biew, „es ist jetzt schon zu spät; die Sonne geht bereits unter, und der Weg ist im Schnee schwer zu finden. Morgen soll Shaw=shaw=wa=ne=ba=se eine Decke und einen Kessel mitnehmen; ich will den Bären bei Tage erlegen; mein junger Bruder soll mitgehen, und wir wollen die Nacht da bleiben, wo wir ihn getödtet haben werden."

Die Alte war aber ganz anderer Meinung als der Jäger; es entstand ein lebhafter Wortwechsel; denn Wa=me=gon=a=biew hatte wenig Achtung vor seiner Mutter, und machte sich, was kaum ein anderer Indianer gewagt haben würde, über ihre vorgeblichen Unterredungen mit dem großen Geiste lustig. Er verhöhnte sie besonders darüber, daß sie gesagt hatte, der Bär würde nicht fortlaufen, wenn er Jäger kommen sähe. Die Alte, unwillig und beleidigt, machte ihrem Sohne schwere Vorwürfe, ging zur Hütte hinaus, erzählte ihren Traum den anderen Indianern, und bezeichnete ihnen die Stelle, wo sie den Bären ganz gewiß treffen würden. Sie waren aber ganz derselben Ansicht, wie Wa=me=gon=a=biew, und meinten, es sei schon zu spät; da sie aber an Net=no=kwa's Gebete glaubten, so

machten sie sich am nächsten Morgen schon in aller Frühe auf den Weg.

Der Bär war richtig an der bezeichneten Stelle und wurde ohne Schwierigkeit erlegt. Er war groß und fett, aber Wa-me-gon-a-biew, der mitgegangen war, erhielt kaum ein Viertel desselben für uns, die Alte war sehr zornig; denn wenn ihr auch nicht gerade der große Geist den Bären gegeben und sie auch nicht im Traume die Stelle gesehen hatte, wo er lag, so war doch wenigstens gewiß, daß sie seine Spur bemerkt hatte, und um sich zu überzeugen, daß er das Gehölz nicht verlassen, um dasselbe herum gegangen war. Ich glaube, daß sie sich solcher Kunstgriffe oftmals bediente, um uns glauben zu machen, daß sie mit dem großen Geiste im Verkehr stehe.

Der große Mangel zwang uns eine andere Lagerstelle zu suchen; und nachdem das Bärenviertel verzehrt war, machten wir uns auf den Weg nach dem rothen Flusse, in der Erwartung, unterwegs entweder auf Indianer oder auf Wild zu treffen. Ich hatte gelernt, Kaninchen zu fangen; und als wir den ersten Rastplatz erreicht hatten, legte ich auf dem Wege, welchen wir am andern Tage verfolgen mußten, mehre Fallen. Nach dem Abendessen, das in Zeiten des Mangels und der Noth gewöhnlich unsere einzige Mahlzeit war, blieb uns nichts mehr, als ein wenig Bärenfett, das sich in einem mit einem Felle zugedeckten Kessel befand und eingefroren war. Dieser Kessel befand sich auf meinem Schlitten. Ich ging voraus, um nach meinen Fallen zu sehen, fand wirklich ein Kaninchen, und steckte es, um meiner Mutter eine Ueberraschung zu bereiten, lebendig in den Kessel.

Abends, nachdem wir uns gelagert hatten, wartete ich die Zeit ab, da sie unsere Mahlzeit bereiten wollte; und paßte auf, ob nicht das Kaninchen herausspringen werde; aber zu meiner größten Enttäuschung war das Fett, ungeachtet der strengen Kälte, auseinander geschmolzen, und das kleine Thier fast ersoffen. Die Alte zankte mich derb aus; sie hat aber späterhin noch oft mit Lachen diesen Vorfall erzählt, auch ihr Lebelang das ungastliche Benehmen jener Indianer nicht vergessen.

Nachdem wir ein Paar Tage unterwegs waren, bemerkten wir Spuren von Jägern, und waren auch bald so glücklich,

einen Kopf von einem Bison zu finden, den sie hatten liegen lassen. So konnten wir unerwarteter Weise unsern Hunger stillen, und folgten dann ihrem Pfade. So erreichten wir denn am Ufer des rothen Flusses eine Horde, die uns befreundet war.

Es war nämlich eine zahlreiche Bande von Kris, die unter einem Häuptlinge, genannt der kleine Assinneboin, und seinem Schwiegersohne Sin-a-peg-a-gun, standen. Sie nahmen uns herzlich auf, gaben uns soviel zu essen, als wir nur mochten, und kamen allen unsern Bedürfnissen zu Hülfe. Zwei Monate später, als keine Bisons mehr da waren, und auch anderes Wildpret anfing seltener zu werden, hatten wir alle viel vom Hunger zu leiden. Eines Tages durchstreiften Wa-me-gon-a-biew und ich die Prairie, um an einem etwa eine Tagereise entfernten Flusse, dem Pond-River zu jagen. Dort trafen wir einen magern Bison, der so alt war, daß kein Haar mehr nachwuchs; wir konnten von ihm weiter nichts, als die Zunge genießen. Der weite Weg und die Anstrengung hatten uns sehr erschöpft. Der Wind wehete scharf und trieb den Schnee vor sich her. Im weiten Umfange der Ebene sahen wir weiter kein Holz, als verkrüppelte Eichen, die einem Manne nur bis an die Schulter reichten; und mit einem so armseligen Obdache mußten wir uns behelfen. Nach vieler vergeblicher Mühe kamen wir endlich mit einem Feuer zu Stande, das wir mit den dünnen Zweigen dieser Bäume unterhielten. Als es nach einiger Zeit den Boden ausgetrocknet hatte, schoben wir die Zweige und die Kohlen zur Seite, und setzten uns auf die heiße Asche. So verbrachten wir eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen ging der Wind noch schärfer und das Wetter war noch schlechter als am vorigen Tage. Wir machten uns aber doch auf den Weg, um unsere Hütte wieder zu erreichen. Wir hatten eine starke Tagereise vor uns, und kamen erst spät an; Wa-me-gon-a-biew, weil er nicht so abgemattet war, ging etwas vor mir her; als er sich aber einmal umdrehete, sahen wir beide zugleich, daß jedem von uns das Gesicht erfroren war. Wir waren aber jetzt nicht mehr weit von der Hütte entfernt; ich konnte nicht mehr gehen und er ließ mich liegen, schickte aber die Weiber zu meiner Hülfe her-

bei. Uns waren Gesicht und Hände erfroren, die Füße aber unbeschädigt, weil wir gute Mocassins hatten.

Fortwährend herrschte Hunger im Lager, und man hielt eine Trennung für nöthig. Net-no-kwa entschloß sich, mit ihrer Familie nach dem Comptoir des Herrn Henry zu gehen, der späterhin im Columbiastrome ertrunken ist. Er hielt sich damals an derselben Stelle auf, wo nachher die Niederlassung Pembina gegründet wurde. Dort jagten wir den ganzen Winter hindurch mit den übrigen Indianern für die Pelzhändler, und gingen mit ihnen im Frühlinge nach dem See zurück, wo unsere Kanots lagen. Wir fanden dort Alles in gutem Zustande, thaten das, was wir in unseren Sunjegwuns fanden, zu dem, was wir vom rothen Flusse mitbrachten, zusammen, und hatten an Biberfellen elf Ballen, jeden von vierzig Stück, und noch zehn Ballen von andern Pelzwerken. Es war unsere Absicht, das Ganze in Mackinack zu verkaufen.

Wir besaßen noch ein bedeutendes Sunjegwun am Regen-See; und in demselben hatte Net-no-kwa, welche von der Redlichkeit des Kaufmannes keine hohen Begriffe besaß, mehres sehr werthvolles Pelzwerk versteckt. Es lag in einiger Entfernung von dessen Comptoir. Dieser reiche Vorrath war, zusammengenommen mit dem, was wir sonst noch hatten, mehr als hinreichend, um uns in Ueberfluß zu versetzen. Aber wir fanden das Sunjegwun verletzt; nicht ein Ballen, nicht ein einziges Fell war liegen geblieben. Wir sahen bei dem Kaufmanne einen Ballen, der wahrscheinlich uns gehörte; wir konnten aber nicht wissen, ob Indianer oder Weiße jene Plünderung verübt hatten. Die Alte war sehr ärgerlich, und nahm keinen Anstand, alle Schuld dem Handelsmanne beizumessen.

Als wir an das kleine Haus kamen, das auf der andern Seite des großen Tragplatzes, am obern See liegt, machten die Männer, welche im Dienste der Handelsleute standen, uns den Vorschlag, wir möchten doch unsere Ballen auf ihre Wagen laden; die Alte wollte das aber nicht, denn sie wußte gar wohl, daß es schwer, wo nicht unmöglich sein würde, die Waaren wieder herauszubekommen, wenn sie einmal in den Händen der Weißen waren. So mußten wir denn mehre Tage dazu verwenden, unser Pelzwerk fortzubringen; denn die Alte wollte

nicht einmal denselben Weg einschlagen, welchen die Kaufleute gezogen waren.

Trotz aller dieser Vorsicht ließ sie sich überreden, bei Herrn Mac-Gilveray und Herrn Shabboyéa, welche sie sehr zuvorkommend behandelten, und ihr ein wenig Wein gaben, für sich und alle ihre Waarenballen ein Zimmer anzunehmen. Anfangs suchten sie es durch freundliche Bitten dahin zu bringen, daß sie ihnen ihr Pelzwerk ablassen möchte, fingen aber bald, als sie damit nichts ausrichteten, an zu drohen. Ein junger Mensch, Herrn Shabboyéa's Sohn, wollte endlich Alles mit Gewalt nehmen; der Alte kam aber dazu, tadelte seinen Sohn, und befahl ihm, von seinem Beginnen abzustehen.

Als Net-no-kwa sich auf diese Art wieder im Besitze ihres Pelzwerkes befand, und sich anschickte, es nach Mackinack zu schaffen, kam beim Tragplatze an der Spitze einer kleinen Bande ein Indianer an, der sich Bit-te-gisch-scho (der Zickzack, welchen der Blitz bildet, wenn er durch die Wolken fährt) nannte und sich gewöhnlich am Middle-Lake aufhielt. Wa-me-gon-a-biew stellte sich mit ihm und seinen Begleitern auf einen sehr vertrauten Fuß. Nachdem alle unsere Vorbereitungen zur Reise getroffen waren und die einzelnen Ballen schon im Kanot lagen, konnten wir meinen Bruder nirgends finden. Wir suchten überall, bis wir einige Tage nachher von einem Franzosen hörten, er befände sich auf der andern Seite des Tragplatzes bei Bit-te-gisch-scho und dessen Gefährten. Nun wurde ich zu ihm geschickt, konnte ihn aber in seinem Entschlusse nicht wankend machen; denn er hatte sich ohne unser Wissen an eine der Töchter des Blitzes gehängt.

Die Alte, welche sein hartnäckiges Wesen kannte, fing an laut zu schreien und rief: „Wenn ich zwei Kinder hätte, könnte ich seinen Verlust schon ertragen, da ich aber weiter keins habe,[1]) so muß ich mit ihm ziehen." Sie gab der Wittwe, welche ihrer Schwester Tochter und von ihr seit früher Jugend aufgezogen worden war, fünf Ballen Biberfelle, wovon sie eins ihr zum Geschenke machte, die vier andern und sechszig Otterfelle sollten

1) Dieser Ausruf beweist, daß der Adoptivsohn nicht in jeder Hinsicht dem rechten Kinde gleichgestellt ist.

nach Mackinack gebracht und dort ihrer Anweisung gemäß vertheilt werden. Die Wittwe reiste im Kanot der Handelsleute ab, überließ das Pelzwerk an Herrn Lapomboise von der Nordwest-Compagnie, und bekam dafür eine Quittung, die später, als unsere Hütte verbrannte, mit zu Asche wurde. So bekam weder Net-no-kwa, noch irgend Jemand von unserer Familie für diese werthvollen Sachen jemals auch nur einen Penny.

Die Alte, tief betrübt über die schlechte Aufführung ihres Sohnes, über anderes Mißgeschick und das Fehlschlagen so mancher Plane, suchte Trost in starken Getränken. An einem einzigen Tage vertauschte sie einhundert und zwanzig Biberfelle, viele Bisonhäute und noch andere Sachen gegen Rum. Es war, wenn sie sich betrank, ihre Gewohnheit, alle andern Indianer, die sich in der Nähe befanden, gleichfalls betrunken zu machen. So blieb uns denn von unserem gesammten Reichthume, den wir mit so viel Schweiß und Anstrengung auf unsern langen und beschwerlichen Jagdzügen zusammengebracht hatten, nichts als eine Decke, drei Fäßchen Rum und die armselige Kleidung, welche wir auf dem Leibe trugen. Ich konnte weder bei dieser, noch bei irgend einer andern Gelegenheit die Verschleuderung unseres Pelzwerkes und der übrigen Habe mit solcher Gleichgültigkeit betrachten, welche die Indianer dabei zeigen.

Wir machten uns also mit Bit-te-gisch-scho und einigen andern Indianern auf den Weg nach dem Wälder-See; und sie waren uns beim Erbauen eines Kanots, sowie auf dem Tragplatze behülflich. Am Wälder-See überraschte uns die Kälte, und Net-no-kwa beschloß dort zu bleiben, obwohl viele unserer Gefährten anders wohin zogen. Es ergab sich jetzt, daß Wa-me-gon-a biew's Anhänglichkeit für die Tochter des Blitzes nicht so stark war, als daß jenes Verhältniß nicht hätte abgebrochen werden können, und man darf gewiß glauben, daß die Kunstgriffe und Ränke der Handelsleute, die gern unsere Waaren haben wollten, wenigstens eben so sehr, als das Betragen jenes jungen Menschen Schuld waren, daß wir nicht die Reise nach dem Huron-See antreten konnten.

Wir sahen bald ein, daß wir, mit so geringen Mitteln versorgt und den Winter vor der Thür, hier nicht allein bleiben

konnten. Wir begaben uns also nach dem Comptoir am Regen-See, wo wir gegen das Versprechen, 120 Biberhäute einzuliefern, einen Vorschuß an Decken, Kleidungsstücken und andern Dingen erhielten, deren wir nothwendig bedurften. Dort trafen wir einen Indianer, Waw-be-be-nais-sa, der uns den Antrag machte, er wolle für uns jagen und den Winter hindurch bei uns bleiben. Darauf gingen wir mit Freuden ein, sahen aber bald, daß er ein armseliger Jäger war. Ich brachte immer mehr Wild heim, als er.

Neuntes Capitel.

Gesänge und prophetischer Traum einer alten Indianerin. — Hungersnoth. — Schwieriger Weg über Seen, Inseln und Moräste. — Es werden Mocassins und Baumrinde gegessen. — Gastfreie Franzosen.

Als der Schnee stärker fiel und das Eis dicker ward, stellten sich auch bei uns Elend und Hunger ein; wir konnten keine Moosethiere mehr tödten oder Biber in Fallen und auf die gewöhnliche Weise fangen, wiewohl es an Wild nicht mangelte.

Als die Hungersnoth anfing, unerträglich zu werden, nahm die Alte zu ihrem letzten Mittel Zuflucht, und that eine ganze Nacht weiter nichts als beten und singen. Am andern Morgen sprach sie zu ihrem Sohne und Waw-be-be-nais-sa: „Geht auf die Jagd; der große Geist hat mir Wild gegeben.“ Wa-me-gon-a-biew antwortete: „Das Wetter ist zu kalt und zu ruhig, wir können unmöglich den Moosethieren nahe genug kommen.“ „Ich kann den Wind kommen lassen,“ entgegnete Net-no-kwa, „jetzt ist freilich das Wetter kalt und ruhig, aber bevor die Nacht kommt, soll Wind gehen; macht euch auf, Kinder! Ihr dürft sicher hoffen, Wild zu erlegen, denn ich sah in meinem Traume, wie Wa-me-gon-a-biew mit einem Biber und einer schweren Tracht Fleisch zurückkam.“

Sie gingen endlich, nachdem sie an ihren Köpfen und Pulverhörnern kleine Beutel, welche Zaubermittel enthielten, befestigt hatten. Diese waren ihnen von Net-no-kwa zugestellt worden, und sie äußerte dabei, nun sey am Erfolge gar nicht zu zweifeln. Bald nachdem sie fortgegangen waren, fing der Südwind an sich aufzumachen und stark zu wehen; das Wetter wurde gelinder; bei Einbruch der Nacht kamen die Jäger mit Moosethierfleisch beladen, und Wa-me-gon-a-biew brachte, wie seine Mutter im Traume gesehen hatte, einen Biber mit. Das Moosethier war sehr groß und fett, und darum verlegten wir unsere Hütte nach der Stelle, wo es erlegt worden war. Doch half dieses Fleisch nur augenblicklich aus der Noth, indessen tödteten wir doch noch einige Biber.

Zehn Tage nach dieser glücklichen Jagd fehlte es uns wieder an Lebensmitteln. Einst befand ich mich in einiger Entfernung von unserer Hütte auf der Biberjagd, da entdeckte ich die Spur von vier Moosethieren; ich nahm einen Zweig mit, an dem sie herumgefressen hatten, und warf denselben beim Eintritt in die Hütte vor Wa-me-gon-a-biew, der wie gewöhnlich faullenzend am Feuer lag, mit den Worten hin: „Sieh hier, trefflicher Jäger, und sey uns behülflich einige Moosethiere zu erlegen." Er nahm den Zweig, betrachtete ihn einige Zeit, und fragte dann: „Wie viel sind es?" — „Vier." — „Ich werde sie erlegen."

Am andern Morgen sehr früh folgte er der Spur und tödtete drei Moosethiere. Er war ein guter Jäger, wenn er einmal in den Zug kam; für gewöhnlich aber war er so träge, daß er lieber alle Qualen des Hungers duldete, als Wild aufsuchte, oder auch nur der Spur des entdeckten zu folgen sich die Mühe genommen hätte. Jetzt war eine Zeitlang genug zu essen da; der Hunger stellte sich jedoch bald wieder ein. Manchmal hatten wir zwei oder drei Tage auch nicht das Mindeste zu leben; dann machten einige Kaninchen oder irgend ein Vogel es uns möglich, unsere Körper wieder ein paar Tage hinzuschleppen. Wir boten Alles auf, um den Waw-be-be-nais-sa zu bewegen, daß er sich etwas mehr Mühe gäbe, weil wir wußten, daß er fast immer auf Wild stieß; er antwortete aber weiter nichts, als die Worte: „Ich bin zu elend und zu krank."

Wa=me=gon=a=biew und ich waren der Meinung, daß auf weiteren Ausflüchten, als jene waren, die wir gewöhnlich zu machen pflegten, wohl mehr zu hoffen seyn könnte, und so zogen wir eines Morgens sehr früh aus und gingen den ganzen Tag hindurch sehr schnell weiter. Als es dunkel wurde, tödteten wir einen jungen Biber, und Wa=me=gon=a=biew sprach zu mir: „Mein Bruder! mache ein Lager zurecht und brate ein Stück von unserem Biber; ich will weiter gehen und zusehen, ob ich noch etwas Wild erlegen kann." Er kam bald darauf mit Fleisch beladen zurück, denn er hatte zwei Caribous geschossen. Am andern Morgen standen wir früh auf, um dieselben den weiten Weg bis zur Hütte unserer Familie zu schleppen. Das ging über meine Kräfte; aber Wa=me=gon=a=biew ging voraus, schickte mir die junge Frau zu Hülfe und so kam ich vor Mitternacht an.

Die Erfahrung hatte uns gelehrt, wie gefährlich es für uns war, so abgeschieden und allein zu leben; und da unsere Vorräthe uns jetzt erlaubten, anders wohin zu ziehen, so beschlossen wir, uns irgend einem bewohnten Orte zu nähern. Das nächste Comptoir lag am Klarwasser=See, und etwa vier bis fünf Tagereisen weit entfernt. Wir ließen unsere Hütte stehen, nahmen nur Decken mit, einige Kessel und was wir sonst höchst nothwendig zur Reise nöthig hatten. So machten wir uns auf den Weg. Das Land, durch welches wir reisen mußten, war voller Seen, Inseln und Sümpfe; wir konnten aber, da es gefroren hatte, den geraden Weg gehen.

Eines Morgens sehr früh fing Wa=be=be=nais=sa, wahrscheinlich aufgeregt vom heftigen Hunger, an zu singen und zu beten, und rief zuletzt: „Heute werden wir Caribous sehen." Die Alte, welche in Folge der langen Entbehrungen etwas herbe geworden war, und den Waw=be=be=nais=sa eben für keinen sonderlichen Jäger hielt, antwortete: „Männer hätten nicht gesagt, wir werden heute Wild sehen, sondern: wir werden welches essen."

Kaum waren wir einige Schritte weiter gegangen, da kamen sechs Caribous gerade auf uns und die Spitze einer kleinen Insel zu. Wir warfen uns sogleich ins Gebüsch nieder, und sie näherten sich uns bis auf Schußweite. Aber Wa=me=gon=a=biew's Gewehr versagte und alle sechs liefen davon. Wa=be=be=nais=sa

drückte auch los und traf eins in die Schulter; als aber spät am Abend beide Jäger zurückkamen, und den ganzen Tag mit Verfolgung des Wildes hingebracht hatten, bekamen wir dennoch keinen Bissen zu essen, und unsere Lage wurde so erbärmlich, daß wir uns, um nur schneller fortkommen zu können, darein ergaben, einen Theil unseres Gepäckes zurückzulassen. Zugleich schlachteten wir unseren letzten Hund, denn er war so schwach, daß er uns nicht mehr folgen konnte. Die Alte wollte nichts davon essen, aus welchem Grunde weiß ich nicht.

Einige Tage später ergab es sich, daß wir uns verirrt hatten. Wir wußten nun nicht, wo der Weg war, und unsere Schwäche und Ermattung gestattete uns nicht, auf gut Glück weiter zu gehen. Net-no-kwa, die in der äußersten Noth immer weniger niedergeschlagen und entmuthigt schien, als alle übrigen, bestimmte wie gewöhnlich unsern Lagerplatz, schleppte so viel Holz herbei, als nöthig war, um ein großes Feuer zu unterhalten, wickelte sich in ihre Decke und ging, den Tomahawk in der Hand, fort. Wir sahen wohl ein, daß sie sich auf den Weg machte, um auf irgend eine Art unser Elend erträglicher zu machen. Am andern Morgen kam sie zurück und sprach: „Meine Kinder, nach langem Beten bin ich in voriger Nacht an einem einsamen abgelegenen Orte eingeschlafen; ich sah im Traume den Weg, welchen ich genommen hatte, die Stelle, wo ich anhielt, und nicht weit davon entfernt den Anfang eines Pfades, der gerade nach dem Hause des Kaufmanns führt. Auch habe ich im Traume weiße Männer gesehen; darum laßt uns keine Zeit verlieren, denn der große Geist will uns zu einem guten Feuer geleiten."

Etwas ermuthigt durch die Zuversicht und Hoffnung, welche die Alte in uns erregte, brachen wir sogleich auf; als wir aber das Ende des Pfades, welchen sie gegangen war, erreicht hatten, gingen wir lange Zeit weiter fort, ohne irgend eine Spur von Menschen zu entdecken. Nun wurde sie von den Einen getadelt, von den Andern lächerlich gemacht, bis wir endlich zu unserer größten Freude die frischen Fußstapfen eines Jägers erblickten, der ganz gewiß nach dem Comptoir gegangen war. Wir strengten nun alle unsere Kräfte an, und kamen daselbst wirklich an, nachdem wir zwei Tage und eine Nacht unterwegs gewesen waren.

Dort trafen wir den Handelsmann, welcher uns am Regen-See Credit für 120 Biberfelle gegeben hatte. Wir berichtigten, da er eben abreisen wollte, unsere Schuld, und es blieben uns noch zwanzig Felle, für welche ich vier Fallen eintauschte. Die Alte bekam auch noch drei kleine Fässer Rum.

Nachdem wir mehre Tage Rast gehalten, traten wir den Weg nach unserer letzten Hütte wieder an, und folgten Anfangs dem großen Jagdwege, welchen die Bewohner des Comptoirs gewöhnlich zu nehmen pflegten. Als wir denselben verließen, gab die Alte ihren ganzen Rumvorrath an Waw-be-be-nais-sa mit dem Auftrage, auf dem betretenen Wege weiter fortzugehen, und zwar so lange, bis er die Jäger treffen würde; bei ihnen sollte er den Rum gegen Fleisch eintauschen, und mit demselben wieder zu uns kommen. Er aber öffnete sogleich ein Fäßchen und trank es zur Hälfte aus. Am andern Morgen war er wieder nüchtern und zog, von Wa-me-gon-a-biew begleitet ab. Ich ging mit den Weibern nach der Stelle, wo wir uns verabredetermaßen treffen wollten. Nachdem wir einen ganzen Tag gewartet, kam mein Bruder mit Fleisch beladen zurück. Waw-be-be-nais-sa aber ließ sich nicht blicken: und doch hatten sein Weib und seine kleinen Kinder an demselben Tage ihre Mocassins verzehren müssen!

Wir theilten unsere Lebensmittel mit dieser Familie, die uns gleich darauf verließ, um sich zu Jenem zu begeben. Die Jäger hatten uns durch Wa-me-gon-a-biew einladen lassen, zu ihnen zu kommen; wir mußten jedoch vor allen Dingen erst das holen, was wir in unserer Hütte zurückgelassen hatten. Als wir von dort zurückkamen, machten wir an demselben Platze wieder Rast, hatten aber seit einiger Zeit von nichts als Baumrinde gelebt, namentlich von jener einer Weinrebe, die dort sehr häufig ist. Wir waren also sehr matt und kraftlos.

Wa-me-gon-a-biew konnte gar nicht mehr gehen, und von uns Allen schien die Alte am wenigsten zu leiden; sie vermochte fünf bis sechs Tage zu fasten, ohne sehr mitgenommen zu seyn. Nur aus Furcht, die Andern möchten während ihrer Abwesenheit zu Grunde gehen, erlaubte sie, daß ich nach dem Comptoir ging, dem wir näher zu seyn glaubten, als dem Lagerplatze der Jäger. Bis dorthin waren es höchstens zwei ganz gewöhnliche Tage-

reisen; bei meiner Schwäche und Mattigkeit war es aber sehr zweifelhaft, ob ich überhaupt bis dahin würde gelangen können.

Sehr früh am Morgen brach ich auf; das Wetter war kalt und der Wind wehete scharf; ich mußte über einen großen See und hatte von der schneidenden Luft viel auszustehen. Vor Sonnenuntergang erreichte ich das jenseitige Ufer und setzte mich dort nieder, um zu übernachten. Als ich spürte, daß ich kalt wurde, wollte ich aufstehen; es wurde mir dieß aber so sauer, daß ich es für unklug hielt, mich wieder hinzusetzen, ehe ich das Comptoir erreicht hätte. Die Nacht war nicht dunkel und der Wind schwächer geworden, und ich litt nicht so viel als am Tage; daher ging ich immer fort und erreichte Morgens früh mein Ziel. Als ich die Thür öffnete, sahen die Weißen auf den ersten Blick, daß ich halb todt vor Hunger war, und fragten gleich nach unserer Familie. Kaum hatte ich gesagt, wie es stand, so ging ein Franzose, der ein tüchtiger Fußgänger war, mit Lebensmitteln beladen, ab, und wenige Stunden nach meiner Ankunft hörte ich Net-no-kwa's Stimme. Sie fragte: „Ist mein Sohn hier?" Ich öffnete die Thür und sie war sehr erfreut, als sie mich erblickte. Sie war dem Franzosen nicht begegnet.

Bald nach meiner Entfernung war der Wind sehr heftig geworden; die Alte hatte gemeint, ich würde wohl nicht bis ans andere Ufer des Sees kommen können, und war mir nachgegangen; der Wind aber hatte den Schnee in meine Fußstapfen gewehet, und sie darum meine Spur verloren. Sie befürchtete daher sehr, ich möchte wohl unterwegs umgekommen seyn. Zwei Tage nachher kam auch Wa-me-gon-a-biew mit den Uebrigen, in Begleitung des Franzosen an. Die Indianer ihrerseits, in der Meinung, wir würden ohne Lebensmittel, die uns, wie sie mit Recht vermutheten, wahrscheinlich fehlten, nicht bis zu ihnen kommen können, hatten Waw-be-be-nais-sa mit Vorräthen nach dem alten Lagerplatze geschickt. Er war gleich nach meinem Abgange in der Nähe desselben angekommen, hatte ihn aber entweder aus Dummheit, Trägheit oder irgend einem anderen Grunde nicht ganz erreicht, sondern sich im Angesichte desselben hingesetzt und eine gute Mahlzeit gehalten, von welcher die Familie auf ihrem Wege einige Spuren fand.

Zehntes Capitel.

Der Häuptling Krummbein. — Der kleine Sperber und die Schildkröte. — Amputation. — Kosch-kin-ne-kait, der Einarmige. — Pah-ba-me-win, der Träger. — Ein Ottawwahäuptling. — Fischfang. — Trunkenheit. — Es werden Möwen und Kormorane gedörrt. — Bisons.

Nachdem wir uns einige Tage bei den Weißen aufgehalten hatten, reisten wir Alle ab, um uns mit den Indianern zu vereinigen. Der Häuptling der Bande, welche in drei Hütten wohnte, war Wah-ge-kaut (Krummbein). Die drei besten Jäger hießen Ka-kaik (der kleine Sperber), Meh-ke-nauk (die Schildkröte) und Pah-ke-kun-ne-ga-bo (der sich im Rauche hält); namentlich war zu jener Zeit dieser letztere ein ganz ausgezeichneter Jäger. Vor Kurzem war ihm zufällig durch einen Flintenschuß der Oberarm zerschmettert worden, und da diese Wunde von Tag zu Tage schlimmer wurde, so bat er viele Indianer und alle Weißen, die er antraf, sie möchten ihm den Arm abnehmen, oder wenigstens ihm bei der Amputation hülfreiche Hand leisten. Es wollte sich aber Niemand dazu verstehen.

Als er eines Tages ganz allein in seiner Hütte war, nahm er zwei Messer, von denen er das eine wie eine Scheere geschärft hatte, schnitt sich mit der rechten Hand den linken Arm ab, und schleuderte ihn weit von sich weg. Dann schlief er ein, und in diesem Zustande fanden ihn seine Freunde. Er hatte viel Blut verloren, erholte sich indeß bald wieder, und blieb nach wie vor ein trefflicher Jäger. Seit der Zeit nannte man ihn gewöhnlich Kosch-kin-ne-kait, oder den Einarmigen.

Wir lebten bei diesen Indianern einige Zeit in Fülle und Ueberfluß, obschon Waw-be-be-nais-sa nichts schoß. Als es ein wenig wärmer wurde, verließen wir sie; wir hatten aber im vergangenen Winter so viel durch Hungersnoth gelitten, daß wir nicht ohne Schrecken daran denken konnten, abermals einen solchen in irgend einer entlegenen Gegend zu verleben, wo wir nothwendig, um leben zu können, reichliches Wild finden mußten.

Den ganzen Frühling hindurch wohnten wir e⸗ a eine Tagereise vom Comptoir entfernt und jagten Biber.

Dort hatten wir einen Mann bei uns, der Pah=bah=me=win (der Träger) hieß. Ich erlegte zwanzig Ottern, viele Biber und noch viel anderes Wild. Als ich eines Tages meine Fallen nachsehen wollte, sah ich einige Enten auf dem Teiche liegen, lud mein Gewehr mit Blei, und kroch auf der Erde hin, um ihnen nahe zu kommen. Während ich solchergestalt vorsichtig durch das Gesträuch kroch, sprang plötzlich dicht neben mir ein Bär auf, und kletterte schnell auf eine Weißtanne. Ohne mich lange zu besinnen, lud ich eine Kugel in mein Gewehr, aber der Lauf sprang in der Mitte durch, das untere Stück flog weit weg, und der Bär, den ich wahrscheinlich nicht getroffen hatte, kletterte höher. Nun aber lud ich mein halbes Gewehr noch einmal, zielte genau und der Bär stürzte herab vor meine Füße.

Während unseres Aufenthalts in jener Gegend brachten wir eine Menge Ballen von Pelzwerk zusammen; wir schafften von Zeit zu Zeit einige davon zu den Kaufleuten, da unsere Hütte zu klein war, als daß wir sie alle hätten aufbewahren können. Zu der Zeit, als wir uns nach dem großen Tragplatze begeben wollten, nahmen sie die Ballen ohne unsere Zustimmung mit fort; allein die Alte folgte ihrer Spur bis zum Regen=See, nahm Alles wieder ab, was uns gehörte, ließ sich aber beschwatzen und erklärte, sie sey geneigt, ihnen dieselben zu verkaufen. Vom Regen=See zogen wir nach dem Wälder=See, wo Pah=ba=me=win uns verließ, Waw=be=be=nais=sa aber zu uns stieß, um in unserer Gesellschaft nach dem Regen=See zurückzukehren. Allein Net=no=kwa hatte von einer Mordthat reden hören, welche von Verwandten dieses Mannes dort verübt seyn sollte, und dann hätte man sicherlich Rache an ihm genommen, und der wollte sie ihn nicht aussetzen. Net=no=kwa und ich gingen zurück, da wir von einem Ottawwahäuptlinge, Namens Sah=muk, dazu eingeladen waren, während Wa=me=gon=a=biew mit den Weibern und Kindern nach dem rothen Flusse zog. Sah=muk behandelte uns sehr gütig, baute ein großes Kanot, das zum Gebrauche der Pelzhändler bestimmt war, und schenkte es uns. Wir verkauften es für hundert Dollars; denn soviel kosteten damals die Kanots

in jener Gegend. Auch ein kleines zu unserem eignen Gebrauche gab er uns.

Der Fluß, welcher sich in den Regen-See ergießt, heißt Koche-che-se-bee oder der Fluß der Quelle; er hat unweit vom See einen hohen Fall, wo ich mit der Angel eine große Menge derjenigen Fische fing, welche die Franzosen Doris nennen. Eines Tages, während ich eben fischte, wurde ein großer Stör durch die Gewalt des Wassers herabgeschleudert und auf eine Untiefe geworfen, so daß er nicht fort konnte; ich schlug ihn daher mit einem Steine todt. Es war der erste, den ich an diesem Orte fing, und daher veranstaltete Sah-muk ein Fest.

Kurze Zeit nachher fuhren wir mit einer zahlreichen Bande Oschibbeways über den See. Als wir sie eben verlassen wollten, und sie sich anschickten, nach verschiedenen Richtungen hin auseinander zu gehen, hielten Alle noch einmal an, um zu trinken. Während dieses Saufgelages nahmen sie uns alle unsere Vorräthe, und ich habe mich damals zuerst mit den Indianern betrunken. Als ich wieder zu Verstande kam, tadelte die Alte, welche jedoch viel mehr als ich getrunken hatte, mein Betragen sehr stark.

Ich erkannte, daß wir uns in einem sehr elenden Zustande befanden, ließ daher die Alte in's Kanot steigen und ruderte nach einer Stelle, wo gewöhnlich Fische im Ueberflusse vorhanden waren. Die Oschibbeways hatten uns auch nicht einen einzigen Bissen gelassen, doch fing ich bald drei Doris, und so brauchten wir doch nicht zu hungern. Am andern Morgen machte ich an einem Tragplatze Halt, wo diese Fische sich in großer Menge aufhalten. Ich fing erst einen, und während die Alte diesen kochte, zog ich wohl an hundert Stück aus dem Wasser.

Als wir wieder im Kanot saßen, fuhren einige Fahrzeuge vorüber, in denen Handelsleute saßen. Der Alten war wohl ihr Rausch noch nicht ganz verflogen, und sie vertauschte daher ihre Fische gegen Rum; ich hatte aber so viele davon bei Seite geschafft, daß ich sie gegen einen großen Sack Korn und etwas Fett vertauschte; und Net-no-kwa freute sich darüber sehr, als sie wieder nüchtern war.

Mitten im Wälder-See erhebt sich ein ziemlich hohes, aber kleines Felseneiland, das beinahe ganz ohne Bäume und Ge-

strauch ist. Damals war es von jungen Möwen und Kormoranen förmlich bedeckt, und ich schlug deren eine große Menge mit einem Knüttel todt. Hundert und zwanzig, die recht fett waren, wurden geräuchert und als Vorrath für die Reise mitgenommen. Wir zogen von dort nach dem rothen Flusse, und während wir ihn hinabfuhren, schoß ich einen am Ufer sitzenden mächtig großen Bären an. Er schrie sehr auffallend, fiel in's Wasser und verschwand.

Da, wo später Pembina erbaut wurde und der Nebeninuah-ne-sebee sich in den rothen Fluß ergießt, stand schon früher ein Comptoir, wir fanden dort aber weder Weiße noch Indianer, und setzten, weil wir gerade keinen Ueberfluß an Lebensmitteln hatten, unsere Fahrt auch über Nacht fort, in der Hoffnung, bald Etwas anzutreffen. Am andern Morgen stiegen wir bei Sonnenaufgang an's Land, die Alte sammelte Holz und bemerkte, daß einige Bisons in der Nähe waren. Ich schoß und traf ein Männchen; da es aber sehr mager war, so ging ich etwas weiter und erlegte ein fettes Weibchen, das in einiger Entfernung auf einer offenen Prairie niederstürzte. Ein hinter demselben herlaufendes Männchen bemerkte mich und rannte aus einer Weite von etwa fünfhundert Klaftern auf mich los, und zwar mit einer solchen Wuth, daß ich es für gerathen hielt, mich ins Gehölz zurückzuziehen. Wir blieben den ganzen Tag in der Nähe, und ich machte mehrmals den Versuch, meiner Beute mich zu nähern; allein der Bison hielt so treffliche Wacht, daß ich darauf verzichten mußte. Zur Begattungszeit machen es diese Thiere oft so.

Am andern Morgen trafen wir Handelsleute, mit denen wir unser Fleisch theilten, und zogen darauf ohne weitern Verzug nach dem Tragplatze der Prairie, am Flusse Assinneboin, wo wir Wa-me-gon-a-biew, Waw-be-be-nais-sa und andere Mitglieder unserer Familie, von denen wir so lange getrennt waren, wieder fanden.

Während unserer Abwesenheit hatte Waw-be-be-nais-sa seine erste Frau verstoßen und statt ihrer die Nichte der Net-no-kwa genommen, welche von der Alten seit früher Jugend erzogen und wie eine leibliche Tochter behandelt worden war. Als sie erfuhr, was inzwischen vorgefallen war, nahm sie Alles, was

dem Neuvermählten angehörte, warf es zur Hütte hinaus und sprach: „Du hast schon einmal mich Hungers sterben lassen wollen; ich mag mit dir nichts zu schaffen haben. Geh und sorge für dich selbst, das wird einem so schlechten Jäger, wie du bist, schon sauer genug werden. Du sollst meine Tochter nicht haben." Nun ließ er einige Tage von sich weder etwas hören noch sehen. Als aber Net=no=kwa erfuhr, daß seine erste Frau schon einen andern Mann genommen hatte, und daß es ihm an Allem fehlte, wurde er wieder aufgenommen. Wahrscheinlich nahm er sich seitdem aus Furcht vor der Alten auf der Jagd besser zusammen.

Elftes Capitel.

Der Handelsmann Aneeb. — Gefahr auf der Jagd zu erfrieren. — Jagd auf Elendthiere. — Erzählungen eines Jägers. — Eine Hütte geht in Flammen auf. — Religiöse Gebote.

Ich jagte während jenes Winters für einen Handelsmann, den die Indianer Aneeb, (Anib, die Ulme) nannten. Da die Jahreszeit weiter vorrückte, und die Kälte sehr streng wurde, so war es sehr schwierig, auch jetzt noch so viel Wild als früher zu erlegen; ich konnte nicht so viel schaffen, wie der Handelsmann begehrte. Eines Morgens früh schoß ich ein Elendthier an, verfolgte es bis zum Dunkelwerden, und war eben im Begriff, seiner habhaft zu werden, als mir die Kräfte ausgingen. Denn der furchtbaren Kälte ungeachtet, waren alle meine Kleider vom Schweiß durchnäßt. Als ich nach der Hütte zurückgehen wollte, froren sie mir am Leibe fest, und alle meine Glieder waren erstarrt, als ich auf der Stelle ankam, wo noch am Morgen unsere Hütte stand. Jetzt war sie nicht mehr da. Ich wußte wohl, daß die Alte einen andern, mir bekannten

Platz gewählt hatte, aber wenn sie aufbrechen wollte, das hatte sie mir nicht gesagt.

Nun ging ich den Spuren nach. Bald fühlte ich keine Kälte mehr, wohl aber jenen Drang zum Schlafen, der unter solchen Umständen gewöhnlich dem Tode vorherzugehen pflegt. Das wußte ich, und strengte daher alle meine Kräfte an, aber meine ganze Willenskraft mußte ich aufbieten, um nur so weit meiner Herr zu bleiben, daß ich mich nicht an die Erde legte. Doch verlor ich endlich, wie lange, kann ich nicht sagen, alles Bewußtsein; und als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich, daß ich mich lange in einem Umkreise von zwanzig bis höchstens fünf und zwanzig Klaftern herumgedreht hatte.

Nun suchte ich wieder die Spuren auf und sah bald in der Ferne ein Licht. Auf das ging ich zu, verlor aber bald abermals meine Besinnung. Wäre ich gefallen, nie würde ich wieder aufgestanden sein; zum Glücke drehete ich mich aber auch dieses Mal wieder rund um. Endlich, in der Hütte angelangt, sank ich zu Boden, blieb aber meiner Sinne mächtig. Noch jetzt sehe ich den Glanz des Heerdes, der von den eisbedeckten Wänden widerstrahlte; höre noch, wie meine Mutter mir sagte, sie hätte mich erwartet und deßhalb ein großes Feuer unterhalten; sie wäre in dem Glauben gewesen, daß ich nicht so lange auf der Jagd bleiben würde, und doch gewiß gewußt hätte, daß sie umziehen wolle. Einen Monat lang konnte ich nicht ausgehen; denn Gesicht, Hände und Füße hatten sehr vom Froste gelitten.

Ich ging erst wieder aus, als das Wetter milder wurde und der Schnee zu schmelzen anfing. Als ich eines Tages am Ufer des Assinneboin mit Waw-be-be-nais-sa auf- und abging, bekamen wir wohl an zweihundert Elendthiere zu Gesichte, die sich auf einer kleinen, beinahe ganz vom Flusse umringten Prairie umhertrieben. Wir stellten uns beide auf die Landzunge, durch welche die Halbinsel mit dem übrigen Lande zusammenhing, und die etwa zweihundert Klafter breit sein mochte. Die eingeschüchterten Elendthiere wollten sich nicht auf das glatte Eis wagen, und fingen an, rund um auf der Prairie zu laufen. Einige kamen uns in den Schuß, und wir erlegten zwei, auf die wir sogleich zuliefen. Nun aber theilte sich das Rudel

in zwei Züge; das eine wollte über das Eis entfliehen, und dieses verfolgte ich, während Waw-be-be-nais-sa dem andern nachsetzte, welches dem höher liegenden Lande zu eilte.

Die erschreckten Thiere drängten sich auf dem glatten Eise so dicht aneinander, daß es einbrach, und da sie nichts desto weniger sich anstrengten, das jenseitige Ufer zu erreichen, so brachen sie sich einen Weg durch. Ich lief neben ihnen her, und hoffte aller derer habhaft zu werden, die ich tödten würde; denn das Wasser war nicht so tief, daß sie hätten ersaufen können. Alle meine Kugeln verschoß ich und stach außerdem zwei mit dem Messer todt; aber nach wenigen Minuten versanken die, welche ich erlegt, unter das Eis; nur eins, welches eben am Ufer hinaufklomm, bekam ich. So hatten wir von zweihunderten nur vier. Waw-be-be-nais-sa verließ mich auf der Stelle, eilte zu den Handelsleuten, und verkaufte ihnen alle vier Elendthiere als sein Eigenthum, wiewohl er nur zwei geschossen hatte.

Wa-me-gon-a-biew konnte damals nicht auf die Jagd gehen, denn er hatte sich im Rausche dermaßen verbrannt, daß er nicht auf den Füßen zu stehen vermochte. Einige Tage darauf ging ich mit Waw-be-be-nais-sa wieder auf die Jagd; wir sahen auch bald mehre Elendthiere, und kamen durch das unebene Gelände begünstigt ihnen ziemlich nahe. Ich hatte ein großes, fettes Männchen auf's Korn genommen; aber jener sagte mir: „Schieß nicht, Bruder, Du könntest fehlen; es ist das beste Thier im ganzen Rudel; ich will es erlegen; ziele auf ein anderes." Ich legte also auf eins an, das sich gelegt hatte; wir drückten zusammen ab; und ich traf, während er fehlschoß. Das Rudel stob auseinander, und ohne ihn nur anzusehen, machte ich mich auf, um meine Beute zu verfolgen.

An demselben Tage schoß ich noch zwei Elendthiere, denn sie waren so abgemattet, daß man ihnen leicht nahe kommen konnte. Mit dem Dunkelwerden ging ich nach der Hütte zurück, wohin Waw-be-be-nais-sa etwas Fleisch mitgebracht hatte. Als ich eintrat, erzählte er eben den Uebrigen, wie er ein Elendthier erlegt hätte. „Es freut mich sehr, daß Du eins geschossen hast; ich habe drei erlegt, und morgen werden wir vollauf haben," sprach ich zu ihm, ahnete aber, daß sich die Sache

nicht so verhielt, wie er sagte, und zog ihn bei Seite. Da gestand er mir denn, er hätte gar nichts geschossen, und das mitgebrachte Fleisch von einem meiner zurückgelassenen Elendthiere genommen. Noch einmal ging er zu den Handelsleuten, und verkaufte alle drei als sein Eigenthum. Die Alte aber, als sie Alles erfuhr, machte ihm so bittere Vorwürfe über sein schlechtes Betragen, daß er sich von uns wegpacken mußte. Wa-me-gon-a-biew, der zur Zeit des Blätterfalles (im Herbste) die Tochter eines Dschibbeway zum Weibe genommen hatte, verließ uns auch, um bei seinem Schwiegervater zu leben. So bestand denn unsere Familie nur noch aus Net-no-kwa, mir, Bahwetig, ihrer Enkelin, einem Sohne Taw-ga-we-ninne's, Ke-zhik-o-we-ninne, der eben aus den Kinderjahren trat, und zwei kleinen Kindern. So war ich denn zum ersten Male ganz allein mit derselben, und hatte den ganzen Winter hindurch für ihren Unterhalt zu sorgen, ohne daß mich Jemand dabei unterstützte. Waw-be-be-nais-sa hielt sich etwa eine Tagereise von uns entfernt auf. Ich hatte in der guten Jahreszeit viele Biber und andere Thiere erlegt; auch waren wir gut mit Decken und Kleidungsstücken versehen, und hatten einen ziemlichen Vorrath von Lebensmitteln.

Eines Morgens, da es sehr kalt war, und ich auf die Jagd gehen wollte, nahm ich meinen Silberschmuck ab und hing ihn in der Hütte auf. Als mich die Alte fragte, warum das geschähe, entgegnete ich, er wäre mir bei so kaltem Wetter lästig, auch könnte ich ihn beim Verfolgen des Wildes leicht verlieren. Sie machte mir zwar einige Gegenvorstellungen, aber ich blieb bei meinem Vorsatze und ging endlich fort. Zu derselben Zeit machte sich Net-no kwa auf, um Waw-be-be-nais-sa zu besuchen; sie wollte zwei Tage abwesend bleiben. Unsere Hütte wurde also nur von Skwahschisch (so nannten wir die Bahwetig) und Ke-zhik-o-we-ninne bewacht.

Als ich spät in der Nacht nach einer langen und unglücklichen Jagd heim komme, finde ich die Kinder vor Kälte halb erstarrt und laut schreiend neben der Asche unserer Hütte, die durch ihre Unvorsichtigkeit Feuer gefangen hatte. Alles war verbrannt, mein Silberschmuck, eines meiner Gewehre, mehre Decken und viele Kleidungsstücke; nichts blieb uns übrig, als

ein Medicinbeutel [1]) und ein kleines Faß Rum, welches ich weit weg schleuderte, wüthend darüber, daß der einzige Gegenstand, der verschont blieb, uns unnütz, ja schädlich war. Dem Mädchen nahm ich auf der Stelle seine Decke weg, und es mußte die Nacht im Schnee liegen bleiben. Ich sagte, weil seine Unachtsamkeit schuld wäre, daß wir kein Obdach hätten, so wäre billig und recht, daß gerade es mehr von der Kälte zu leiden hätte, als die Uebrigen. Der Knabe schlief bei mir auf der warmen Asche.

Am andern Morgen ging ich in aller Frühe abermals auf die Jagd, und nahm mir vor, erst spät am Abend wiederzukommen, denn ich wußte wohl, daß die Alte sehr zornig werden würde, wenn sie zurückkam. Als ich mich der Hütte näherte, hörte ich schon von Weitem, daß sie das Mädchen prügelte und ausschalt, und da sie mich erblickte, fragte sie, warum ich es nicht auf der Stelle todt gemacht hätte. „Weil Du es nicht gethan hast, so will ich es," rief sie. — „O, Mutter, bring' mich nicht um! Ich will Dir alles bezahlen, was Du verloren hast." — „Was hast Du zu geben? Womit willst Du mich bezahlen?" — „Ich will Dir den Manito geben; der große Manito wird herab steigen, um Dich dafür zu belohnen, daß Du mir mein Leben nicht nimmst."

Wir hatten gar nichts zu leben und waren fast nackt. Daher gingen wir nach Aneebs Comptoir zu Ke-new-kau-nesche-way-boant, und erhielten Credit für so viel, als ein Ballen Biberfelle werth war. Da wir nun wieder Decken und Kleider hatten, so gingen wir zu Wa-me-gon-a-biew, der nebst seiner Frau uns bis zu der Stelle begleitete, wo vor Kurzem noch unsere Hütte stand.

Wir bauten uns, um Schutz gegen das Wetter zu haben, eine kleine Hütte aus Rasen, und bereiteten den Puk-kwi zu einem neuen Wigwam. Die Weiber arbeiteten sehr fleißig, besonders Skwah-schisch; wenn es dunkel geworden war, und ich

79) Medicin bedeutet sowohl Amulete als Arzneimittel. Der Medicinbeutel, in welchem diese Dinge aufbewahrt werden, ist etwas geheiligtes; man verfertigt sie gewöhnlich aus Biber- oder Otterfell, und er ist meist sehr zierlich ausgeschmückt. Jede Familie als Gesammtheit und außerdem noch jedes Individuum hat einen solchen.

von der Jagd zurück kam, halfen Wa-me-gon-a-biew und ich, so daß nach einigen Tagen die Hütte fertig da stand, und mein Bruder, nachdem er drei Elendthiere erlegt, wieder fort ging.

Bald hatten wir wieder Ueberfluß, und mit demselben kehrte auch die gute Laune zurück. Eines Abends rief die Alte das Mädchen zu sich, und fragte, ob es sich noch seines Versprechens erinnere. Skwah-schisch antwortete nicht, und Net-no-kwa benutzte diese Gelegenheit, um ihm begreiflich zu machen, wie unrecht es sei, sich des Namens der Gottheit auf eine leichtfertige unehrerbietige Weise zu bedienen.

Zwölftes Capitel.

Ahornzucker-Ernte. — Schnee und Frost im Frühlinge. — Rüstungen zum Kriege. — Der Feldzug schlägt fehl. — Zusammentreffen am Biberteiche. — Gastfreundschaft. — Eine vermeintliche Stadt. — Die Prairie. — Der bauchredende Arzt.

Wir blieben an jener Stelle bis zum Frühjahre, und gingen erst, als die Zeit der Zuckerernte nahete, zu Ke-new-kau-nesche-way-boant. Wir baten die Indianer, welche dort wohnten, uns einige Ahornbäume zu überlassen, und sie wiesen uns einen Platz an, auf dem nur einige wenige standen, die noch dazu sehr dünn und schwach waren. Darüber war Net-no-kwa unwillig und wollte nicht bleiben. Als wir demnach zwei Tage lang weiter gewandert waren, fanden wir, was wir suchten, und in der Umgegend viele Biber. Da wir eben mit der Zuckerernte fertig wurden, kam Wa-me-gon-a-biew mit seinem Schwiegervater und der ganzen zahlreichen Familie; Alle waren in einem sehr traurigen Zustande, wir dagegen in einer Lage, die uns möglich machte, ihnen Einiges zu geben; als ihnen aber die Alte zehn meiner besten Biberhäute schenkte, konnte sie nicht unterlassen, hinzuzufügen: „Diese Biber und noch

vieles Andere hat mein junger Sohn getödtet, der doch nicht so erfahren und schwächer ist als Du und Wa-me-gon-a-biew." Sie gab das Geschenk sehr ungern, und dem Alten schien die ganze Sache sehr peinlich.

Einige Tage nachher verließen sie uns, um sich zu den Handelsleuten zu begeben; und Waw-be-be-naiſ-ſa kam zu uns, als wir eben im Begriffe waren, nach dem Comptoir am Moose-River aufzubrechen. Die Blätter wollten schon ausschlagen, und wir fingen bereits Störe im Flusse, als plötzlich Schnee fiel, und zwar so tief, daß er mir bis an die Kniee reichte. Dabei fror es, daß die Bäume Risse bekamen, wie mitten im Winter. Viele starben ab, und das Wasser erhielt eine dicke Eisdecke.

Beim Comptoir am Moose-River versammelten sich die Assinneboins, die Kris und die Oschibbeways abermals, um den Mandanen Hülfe zu leisten gegen die A-gutsch-a-ninne-wugs, einen Stamm, von dem ich schon gesprochen habe. Ich bekam Lust, sie zu begleiten, und sagte zur Alten: „Ich will mit meinen Oheimen gehen, die zu den Mandanen stoßen." Sie wollte mir meinen Vorsatz ausreden, und nahm mir Gewehr und Mocassins weg, als es ihr nicht gelang. Dadurch wurde ich aber nur um so hitziger, und ich folgte den Indianern barfuß und ohne Waffen, in der Hoffnung, Einer oder der Andre würde mir wohl aushelfen. Aber ich hatte mich verrechnet, denn Niemand schenkte meinen Bitten Gehör.

Ich war ärgerlich und mißvergnügt, und sah wohl ein, daß mir nichts weiter übrig blieb, als zu den Weibern und Kindern zurückzukehren und bei ihnen zu bleiben. Mein Gewehr forderte ich von der Alten nicht zurück, sondern nahm meine Fallen, verließ die Hütte und kam nicht eher wieder, als bis ich so viele Biberfelle hatte, daß ich mir dafür eine andere Flinte eintauschen konnte. Meine Kampflust war aber bedeutend abgekühlt. Den meisten Weibern, welche die Krieger zurückgelassen hatten, fehlte es bald an Lebensmitteln, und nur mit Mühe gelang es mir, von den zurückgebliebenen Knaben und Greisen die Hungersnoth abzuhalten.

Endlich kehrten die Krieger zurück. Sie hatten aber wenig oder gar nichts ausgerichtet, und wir trennten uns. Unsere

Familie zog an den Elendthier-Fluß (Elk River), und ein Verwandter der Net-no-kwa begleitete uns. Er hieß Wau-zhe-gaw-maisch-kum (der, welcher dem Ufer entlang geht) und hatte zwei Weiber. Das eine hieß Me-sau-bis (Gänsedune oder Flaum.) Er hatte auch einen andern ausgezeichneten Jäger bei sich, Kau-wa-be-nit-to (der Alle in Schrecken jagt.) Vom Moose-River zogen wir grade nach Norden, und kamen schnell vom Flecke, da wir sechs Pferde hatten. Doch gebrauchten wir manchen Tag, um zur Quelle des Elendthier-Flusses zu gelangen. Dort verließ uns Wau-zhe-gaw-maisch-kum, um am Missouri einen Kriegszug mit zu machen; aber Kau-wa-be-nit-to blieb bei uns, und gab uns immer den besten Theil von seiner Jagdbeute. Auch zeigte er mir in der Umgegend einen Teich, in welchem sich viele Biber aufhielten.

Eines Abends, als ich dorthin ging, bemerkte ich einen Pfad, den die Biber gemacht hatten, und zwar dadurch, daß sie Holz in den Teich schleppten. Ich stellte mich an, und hoffte bald einige ankommen zu sehen. Kaum war Jenes geschehen, so hörte ich unweit von mir ein Geräusch, ähnlich dem, das man vernimmt, wenn eine Frau Häute klopft und zubereitet. Ich ward unruhig; denn da wir keine Indianer in jener Gegend kannten, so war zu befürchten, daß irgend ein feindlicher Stamm sich in der Nähe gelagert haben möchte. Indessen war ich entschlossen, nicht zurückzugehen, ohne Gewißheit darüber zu haben; deshalb hielt ich mein Gewehr bereit, und ging vorsichtig auf dem Pfade weiter. Ich konnte sehr weit und gerade aus sehen, und ging ein wenig weiter vor; da blickte ich zur Seite, und sehe dicht neben mir im Gebüsche, kaum einen Schritt vom Pfade entfernt, einen nackten Indianer, dessen Körper bemalt war. Er lag platt auf dem Bauche, und hielt, eben so wie ich, sein Gewehr im Anschlage. In demselben Augenblicke, und ohne zu wissen, was ich thue, springe ich auf die andere Seite des Pfades, und will eben losbrennen. Da lacht Jener laut auf, meine Furcht verläßt mich, der Indianer steht auf, und redet mich in der Dschibbewaysprache an.

Er hatte, gerade wie auch ich, geglaubt, es hielten sich in der Umgegend außer ihm und seiner Familie keine andern Indianer auf. Er war aus seiner Hütte gekommen, die nur we-

nig höher lag, als der Biberteich, und sehr erstaunt gewesen, als er einen Menschen durch das Gesträuch gehen hörte. Er hatte mich zuerst gesehen, und da er nicht wissen konnte, ob ich Freund oder Feind war, sich versteckt. Nachdem ich Einiges mit ihm geredet, ging er mit mir nach der Hütte und Net-no-kwa erkannte in ihm einen Verwandten. Er blieb mit seiner Familie etwa zehn Tage bei uns und lagerte sich darauf in einiger Entfernung.

Zum zweiten Male hatte ich die trübe Aussicht, einen ganzen Winter lang ganz allein für den Unterhalt der Familie sorgen zu müssen. Als aber der erste Frost eintrat, kamen sieben Naudoways-Jäger (Nadowessier), unter ihnen ein Neffe Net-no-kwa's, von Mo-ne-ong (Montreal), und beschlossen bei uns zu bleiben. Während die Blätter abfielen und im Anfange des Winters tödteten wir viele Biber. Ich war ein besserer Jäger als fünf von den Naudoways, und fing jeden Tag mehr Biber, als jeder Einzelne von ihnen, wiewohl sie Mann für Mann zehn Fallen hatten, und ich nur sechs. Die beiden Anderen aber thaten es mir in Allem zuvor.

Während des Winters nahmen wir noch zwei Naudoways in unser Lager auf, welche für die Pelz-Compagnie jagten. Von den Dschibbeways-Indianern wurden sie Way-met-e-goosch-sche-wug, (die französischen Chippeways) genannt. Da bald nach ihrer Ankunft das Wild seltener wurde, und wir anfingen, Mangel an Nahrungsmitteln zu leiden, so kamen wir überein, sämmtlich auf die Bisonjagd zu ziehen. Am Abend kamen alle Jäger heim, zwei Naudoways, einen großen jungen Mann und einen Greis ausgenommen. Am nächsten Morgen erschien der jüngere mit einer eben erst zubereiteten Bisonhaut so wie einem herrlichen Paare Mocassins, und erzählte, er habe auf seinem Streifzuge sieben Hütten der Kris gefunden und Mühe gehabt, sich diesen Leuten verständlich zu machen, sei aber endlich in eine der Hütten aufgenommen, gut bewirthet und die Nacht über beherbergt worden. Am Morgen hatte er die Bisonhaut, auf welcher er geschlafen, zusammengelegt, um sie wieder zurückzugeben, man hatte sie ihm aber geschenkt, und von einer Frau, die bemerkte, daß seine Mocassins nicht mehr im besten Zustande waren, erhielt er die neuen.

Solche Gastfreundschaft ist unter den Indianern, welche noch wenig Verkehr mit den Weißen haben, sehr gemein; sie ist die Haupttugend, über welche die Alten in ihren Abendgesprächen den Kindern gute Lehren geben; die Naudoways aber waren in der Gegend, aus welcher sie kamen, wenig an eine solche Behandlung gewöhnt.

Bald darauf kam auch der Greis zurück. Er erzählte, er habe fünfzig Hütten der Assinneboins angetroffen, und sei von ihnen sehr gut aufgenommen worden, und diese Indianer hätten Ueberfluß an Lebensmitteln und sehr gastfreundliche Sitten. Er brachte zwar keine augenscheinlichen Beweise für seine Behauptungen bei, äußerte aber, wir könnten nichts Besseres thun, als uns an jene Assinneboins anzuschließen. Am andern Morgen, als wir im Begriffe standen, seinem Rathe zu folgen, sprach er: „Ich bin noch nicht fertig, ich muß erst meine Mocassins zurecht machen.“ Da gab ihm ein junger Jäger, um allen weitern Aufschub zu vermeiden, ein Paar neue; worauf er weiter sprach, er müsse sich aus seiner Decke erst ein Paar Beinschienen schneiden. Einer unserer Gefährten hatte dergleichen übrig und gab sie ihm, worauf er noch allerlei anderes nöthig zu haben vorgab, was er Alles erhielt. Da aber sein Zögern und Ausflüchte suchen kein Ende nahm, so wurden wir mißtrauisch, und endlich brachten einige von uns, die seinen Spuren gefolgt waren, heraus, daß er sich gar nicht weit von unseren Hütten entfernt, gar keine Indianer getroffen und überhaupt seit gestern Morgen nichts gegessen hatte.

Die fünfzig Hütten der Assinneboins bestanden lediglich in seiner Einbildung, und wir suchten daher die Kris auf, welche der junge Naudoway getroffen hatte. Unterwegs fanden wir durch Zufall eine andere Bande von demselben Stamme. Die Leute waren uns fremd, wir fragten aber nach ihrem Häuptlinge und setzten uns am Heerde nieder. Die Weiber stellten die Kessel auf das Feuer, und zogen aus einem Sacke Etwas hervor, das wir nicht kannten, und das unsere Neugierde erregte. Als das Essen bereit war, erfuhren wir, daß es kleine, kaum einen Zoll lange Fische waren; einer so lang, wie der andere. Nachdem sie in den Kessel geworfen waren, wurden sie bald zu einer festen, gallertartigen Masse. Diese kleinen

Fische, von denen wir seitdem häufig welche fingen und aßen, findet man in den tiefen Stellen von Teichen, welche nicht viel Wasser haben; dort sammeln sie sich in solchen Massen, daß man Hunderte auf einmal mit bloßen Händen greifen kann.

Nachdem wir uns gesättigt hatten, untersuchte eine Indianerin, die des Häuptlings angesehenste Frau zu sein schien, unsere Mocassins und gab Jedem ein paar neue. Diese Indianer waren auf der Reise und verließen uns bald. Daher beschlossen wir, ein Sunjegwun oder ein Versteck von allen den Dingen zu machen, die uns unterwegs hätten belästigen können, und dann auf die Bisonjagd zu gehen. Wir folgten dem Pfade der Kris, die wir auf der Prairie trafen.

Es war in der Mitte des Winters. Bald nachher wurde der junge Naudoway, welcher uns geführt hatte, krank, und seine Freunde baten einen alten Arzt, welcher zu der Kris-Bande gehörte und Muk-kwah (der Bär) hieß, ihn wieder gesund zu machen. „Gebt mir," sprach der Alte, „zehn Biberhäute, dann will ich meine Kunst an ihm zeigen." Wir hatten unser Pelzwerk im Sunjegwun gelassen, und seitdem nur neun Biber getödtet; der Alte nahm die neun Felle, ein Stück Tuch statt des Zehnten, und bereitete seine Hütte zur Aufnahme des Kranken, der auf eine Matte neben das Feuer gesetzt wurde. Der alte Muk-kwah war ein ziemlich schlechter Bauchredner und ein Arzt, der in nicht besonders hohem Rufe stand. Er ahmte, so gut es eben angehen wollte, einige Töne nach, und wollte die Umstehenden glauben machen, sie kämen aus der Brust des Kranken. Endlich sagte er, er erkenne deutlich das Geräusch eines bösen Feuers in der Brust des Naudoway, legte diesem die eine Hand auf's Herz, die andere und den Mund auf den Rücken, rieb ihn, und blies so lange, bis endlich eine kleine Kugel, wie durch Zufall, auf die Erde fiel. Er fuhr aber dennoch fort zu blasen und zu reiben, warf die kleine Kugel bald weit weg, drehte sie bald zwischen seinen Händen, und warf sie endlich in's Feuer, wo sie mit einigem Knistern verbrannte, wie es feuchtes Pulver thut.

Dieses überraschte mich nicht im Mindesten, denn ich hatte gesehen, daß er an die Stelle, wohin die Kugel fiel, etwas Pulver gestreuet hatte. Er mochte aber wohl merken, daß die

Naudoways wenig von ihm erbauet waren, und äußerte nun, der Kranke habe eine Schlange im Leibe, die er erst am andern Tage herausschaffen könne. Bei dieser zweiten Sitzung machte er ähnliche Vorkehrungen und Albereien, und wies zuletzt eine kleine Schlange vor, die er aus dem Kranken herausgelockt haben wollte. Eine Weile lang hielt er seine Hand auf die Stelle, wo sie, wie er sagte, herausgekommen wäre, damit Alles wieder zusammenheile. Tödten wollte er die Schlange nicht, verwahrte sie aber sorgsam, damit sie nicht in den Körper irgend eines andern Indianers überginge. Diese schlecht durchgeführte Betrügerei äußerte natürlich auf den Zustand des Kranken nicht die mindeste Wirkung, und gab den Nadowessiern viel zu lachen; sie konnten ihm bald seine verschiedenen Töne nachmachen, und verhöhnten ihn überall auf das Bitterste. Einige achtbare Männer unter den Kris gaben uns den Rath, fernerhin keinerlei Hülfe bei Muk-kwah zu suchen; denn sie hielten ihn für närrisch, was er auch war.

Dreizehntes Capitel.

Jagdrecht. — Gastfreundliche Canadier. — Trunkenheit. — Kaninchenjagd. — Es werden einhundert und achtzig Pferde weggenommen. — Das geschlagene Pferd und die verlassene Frau.

Ich hatte damals einen Zwist mit einem Naudoway, welcher für die Way-me-ta-gu-sche-wugs-Chippeways jagte. Er war später als ich dorthin gekommen, und hatte daher gewiß nicht mehr Recht zum Jagen, als ich; und doch beklagte er sich, daß ich ein paar Mal Bezirke durchstreift hatte, auf die er allein ein Anrecht zu haben vermeinte. Ich hatte vor Kurzem eine Menge Biber entdeckt, legte meine Fallen, und ließ sie wie gewöhnlich bis zum andern Tage liegen. Als ich am nächsten Morgen nachsehe, finde ich, daß jener Indianer meiner Spur

gefolgt ist, meine Fallen in den Schnee geworfen, und dafür die seinigen aufgestellt hat. Es hatte sich nur ein Biber gefangen, den nahm ich, und legte, ganz seinem Beispiele folgend, meine Fallen wieder hin. Die Sache wurde bald ruchtbar; aber alle Indianer, die Naudoways nicht ausgenommen, erklärten sich gegen ihn, und versprachen mir ihren Beistand. Bei Angelegenheiten dieser Art hat das, was bei einem Stamme herkömmlich ist, Gesetzes Kraft, und wer dagegen handelt, darf nirgend auf Unterstützung hoffen. Unterdrückung oder Ungerechtigkeit, die ein Mann an dem andern in Privat-Angelegenheiten ausübt, kommen selten bei den Indianern vor.

Wir blieben etwa einen Monat in der Prairie, ehe wir nach der Hütte zurückkehrten, in welcher wir die Alte gelassen hatten. Darauf gingen wir nach dem Comptoir am Elk-River. Ich hatte mich von den Naudoways getrennt und war mit meiner Familie allein. In unserer Nachbarschaft stand eine Hütte der Tus-kwaw-go-mees aus Canada. Als ich sie das erste Mal besuchte und unter ihr Dach trat, wußte ich nicht, wer sie waren. Der Mann kam auf mich zu, nahm meine Schneeschuhe, stellte sie an's Feuer, damit sie trocknen sollten, und gab sie, da er sah, daß sie einiger Ausbesserung bedürftig waren, einem Greise in die Hand. Bis dieser sie wieder zurecht gemacht, ging ich mit ihm auf die Jagd. Er tödtete an jenem Tage mehre Biber, die er sämmtlich mir gab. Dieses freundliche Benehmen jener Familie blieb dasselbe, so lange wir uns in ihrer Nachbarschaft befanden. Ihre Sprache hat Aehnlichkeit mit jener der Oschibbeways, und weicht nicht mehr von ihr ab, als etwa die der Kris von jener der Muskegoes.

Als die Zeit der Zuckerernte herannahete, verlegte ich mein Lager etwa zwei Meilen unterhalb des Forts am Elk-River. Die Zuckerbäume, welche von den Indianern Sche-sche-ge-mawinzhs genannt werden, sind von derselben Art, wie die, welche man in den Thälern am obern Missisippi findet, wo die Weißen sie Flußahornbäume nennen. Sie sind groß, stehen aber sehr zerstreut, und deshalb machten wir zwei Lagerplätze, auf jeder Seite des Flusses nämlich eins. Ich blieb allein auf dem einen Ufer, die Alte mit den Kindern auf dem andern. Während ich den Zucker sammelte, tödtete ich eine Menge Enten,

Gänse und Biber. Neben meinem Lager war eine Quelle, aus welcher die Handelsleute oft Salz holten, das sie an Ort und Stelle bereiteten. Sie hat etwa dreißig Fuß im Durchmesser, ihr Wasser ist blau, und man hat mit den längsten Stangen nicht auf den Grund reichen können. Sie liegt ganz nahe am Elk-River, zwischen dem Assineboin und dem Sas-kaw-ja-wun, etwa zwanzig Tagereisen vom Comptoir am Winnipeg-See entfernt. In jener Gegend sind überhaupt viel salzige Quellen und Seen vorhanden; eine zweite von so beträchtlichem Umfange ist mir aber nicht vorgekommen.

Ich traf dort mit einem Weißen zusammen, der sich viel mit mir beschäftigte, und mich bewegen wollte, ihm nach England zu folgen. Aber ich war bange, er möchte mich im Stiche lassen, und es mir dann unmöglich seyn, wieder zu meinen Verwandten, wenn deren in den Vereinigten Staaten noch am Leben waren, zu gelangen. Auch war mir das Jägerleben zu lieb geworden, einmal, weil es für meinen Lebensunterhalt nothwendig war, und sodann, weil es mir Vergnügen machte; ich schlug darum alle seine Anträge ab. Unter den Indianern, die sich im Frühjahre beim Comptoir versammelten, fand ich auch unsern alten Gefährten und Freund Pe-schau-ba. Der ganze Ertrag der Winter- und Frühlingsjagd, aller Zucker, kurz jegliches, was sie nur besaßen, wurde von den Indianern gegen Whiskey vertauscht. Als Alles versoffen war, holte Net-no-kwa noch ein zehn Gallonen haltendes Faß hervor, das sie im vergangenen Jahre hinter einer Platte am Heerde des Comptoirs versteckt hatte.

Auf dieses Schwelgerleben, während dessen es an Zank, Streit und Ungebührlichkeiten aller Art nicht fehlte, folgte wie gewöhnlich Hunger und Elend. Einige Indianer schlugen, um dem Mangel abzuhelfen, ein Auskunftsmittel vor, welches darin bestand, daß jeder anwesende Jäger sich alle Mühe geben sollte, möglichst viele Kaninchen zu fangen. Es war ein förmlicher Wettkampf, in welchem ich den Pe-schau-ba, einen der besten Jäger, und der mich in der Jagdkunst unterwiesen hatte, übertraf. Wenn es aber darauf ankam, größere Thiere zu erlegen, dann that er es mir immer zuvor.

Vom Comptoir reiseten wir über den Schwanenfluß und den Me-nau-ko-nos-keeg nach dem rothen Flusse; hielten jedoch unterwegs an, um, von Nau-ba-schisch, einem jungen Menschen, welcher sich uns seit einigen Tagen angeschlossen hatte, unterstützt, Biber zu fangen. Bald entdeckte ich Spuren von Indianern, die kaum zwei Tage vor uns desselben Weges gezogen sein mußten. Ich beschloß, sie einzuholen, ließ die Alte nebst den übrigen Familiengliedern bei Nau-ba-schisch zurück, setzte mich auf mein bestes Pferd, und ritt den Spuren folgend durch die Prairie.

Nachdem ich einige Stunden scharf hatte austraben lassen, kam ich an eine Stelle, wo noch am vorigen Abend eine Hütte gestanden hatte; und mein Pferd setzte über einen im Wege liegenden Baumstamm, als ein Prairiehuhn [1]) aufflatterte. Das Roß ward scheu und warf mich ab, so daß ich an den Baumstamm fiel und dann auf die Erde hinabsank. Den Zügel hatte ich nicht losgelassen, und das Pferd mich mit beiden Vorderhufen auf die Brust getreten. So lag ich mehre Stunden da, und faßte endlich, da ich wieder aufgestiegen war, den Entschluß, mich zu den Indianern zu begeben, weil ich diesen näher zu seyn glaubte, als meiner eigenen Hütte. Als ich sie eingeholt hatte, konnte ich kein Wort hervorbringen; sie sahen aber gleich, daß ich Schaden genommen hatte, und waren recht gut gegen mich. Mein Sturz war sehr gefährlich gewesen und die Folgen desselben spüre ich bis auf den heutigen Tag.

Meine Hauptabsicht, welche mich bewog, diese Indianer zu besuchen, war keine andere, als mich nach Wa-me-gon-a-biew und dessen Lage zu erkundigen. Sie waren ihm aber noch nicht begegnet. Jetzt hielt ich es für das Beste, die Alte am Me-nau-ko-nos-keeg zurückzulassen und allein nach dem rothen Flusse zu gehen. Ich besaß vier Pferde, und eines derselben, ein schönes, munteres Thier, galt für das beste unter den einhundert und achtzig Stücken, welche ein aus Kris, Assinneboins und Oschibbeways bestehender Kriegerhaufen den Fall-Indianern abgenommen hatte. Während eines sieben Monate dauern-

---

1) Tetrao urophasianus des Bonaparte; die Amerikaner nennen es Prairie-Hen. Es ist besonders häufig am obern Missouri.

den Feldzuges hatten die Krieger ein Dorf zerstört, einhundert und funfzig Schädelhäute erbeutet und viele Gefangene gemacht.

Am zehnten Tage nach meiner Abreise vom Me-nau-ko-nos-keeg erreichte ich das Comptoir am Moose-River, und vernahm dort, daß Wa-me-gon-a-biew sich zu Pembina am rothen Flusse aufhalte. Herr Mackee gab mir einen Führer mit, der mich bis zur Quelle des Flusses von Pembina geleitete, wo ich den Handelsmann Aneeb traf, von welchem ich schon einmal gesprochen habe. Eine Tagereise von seiner Hütte entfernt, fand ich die Wohnung von Wa-me-gon-a-biew's Schwiegervater, der mich aber, weil sein Schwiegersohn gerade abwesend war, nicht sehr herzlich aufnahm. Er wohnte neben einer Bande Kris, die etwa hundert Hütten haben mochten. Da ich wohl sah, daß die Sachen nicht so standen, wie ich wünschte, so schlief ich Nachts bei einem alten Kri, den ich anderweitig kennen gelernt hatte. Dieser sprach am andern Morgen zu mir: „Ich fürchte, sie machen Dir Dein Pferd todt. Sieh einmal nach, wie sie damit umgehen." Ich eilte demnach fort, und sah denn auch, daß mehre junge Menschen und Kinder mein Pferd zu Boden gerissen hatten und schlugen. Mehre hielten es fest, und ein Mann stand auf dem Leibe und prügelte es, soviel nur seine Kräfte erlaubten. „Mein Freund,"[1]) rief ich ihm zu, „steig' mal da hinunter." — „Das will ich wohl bleiben lassen," erhielt ich zur Antwort. — „Nun, so sollst Du denn sehen, wie Dir es geht," sprach ich, warf ihn um, riß einigen andern den Zügel aus den Händen, und führte das Pferd nach der Behausung des alten Kri. Es hat sich aber nie wieder recht erholt, so schändlich hatten sie es behandelt.

Ich wollte natürlich den Grund eines so auffallenden Benehmens wissen, und erfuhr endlich, daß Wa-me-gon-a-biew nach einem Zwiste, den er mit seinem Schwiegervater gehabt, seine Frau verlassen hatte. Bei jener Gelegenheit waren das Pferd und der Hund des Alten getödtet worden, und nun hatten seine jüngern Freunde auf meine Kosten Rache genommen. Wa-me-gon-a-biew hatte, wie mir es schien, anfangs keine

---

1) Needjee (Nidschi), mein Freund, hat bei den Indianern denselben Sinn, wie bei uns, und wird auch bei drohenden Anreden gebraucht, wie in diesem Falle.

Schuld gehabt; er behandelte seine Frau, wie jeder andere Indianer, und hatte sie nur verlassen, weil der Alte sich nicht von ihr trennen wollte, und von ihm verlangte, er solle ihn auf allen seinen Zügen begleiten. Wa-me-gon-a-biew wollte nicht so abhängig sein, hatte sich aber so lange ruhig und friedlich gehalten, bis die Verwandten seiner Frau ihn zuerst angriffen.

Da ich allein war, so fürchtete ich, sie möchten auch mich verfolgen und schlecht behandeln. Das ließen sie indessen bleiben, und ungehindert erreichte ich am andern Tage die Hütte, in welcher damals Wa-me-gon-a-biew mit seiner zweiten Frau wohnte. Sein neuer Schwiegervater, den ich schon länger kannte, war sehr erstaunt, als er hörte, daß ich vom Me-nau-ko-nos-keeg kam; denn man pflegt in jener Gegend nicht gern allein zu reisen.

Nachdem ich vier Tage mit meinen Freunden gejagt hatte, machte ich mich, von Wa-me-gon-a-biew begleitet, auf den Rückweg zu Net-no-kwa. Wir mußten in dem Dorfe, wo sie mir hatten mein Pferd todt schlagen wollen, anhalten. Der Alte war gerade nicht da, kam aber, als er von unserer Ankunft hörte, mit seinen Brüdern eilig herbei.

Wir schliefen in jener Nacht in einer Hütte, die unweit vom Zelte des Handelsmannes lag. Ich hatte mir vorgenommen, wach zu bleiben, denn ich fürchtete, bestohlen oder schlecht behandelt zu werden; doch die Müdigkeit übermannte mich und ich schlief ein. Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als Wa-me-gon-a-biew mich weckte, um mir zu sagen, daß der Alte dagewesen sei und ihm sein Gewehr unter dem Kopfe weggenommen habe. Er sei völlig wach gewesen, habe sich aber unter seiner Decke ganz ruhig gehalten und seinen vormaligen Schwiegervater nicht aus den Augen gelassen; dieser sei nach vollbrachtem Diebstahl aus der Hütte hinausgegangen. Ich antwortete, es geschehe ihm ganz recht, und er habe verdient, sein Gewehr einzubüßen, weil er gestattet, daß ein Greis ihm dasselbe unter dem Kopfe habe wegnehmen dürfen. Meine Bemühungen, ihm dasselbe wieder zu verschaffen, blieben fruchtlos.

Vierzehntes Capitel.

Mangel und Gefahren. — Der weiße Kranich. — Reize und Annehmlichkeiten des Lebens in der Wildniß. — Der erfrorene Mann. — Der alte Jäger. — Bemerkungen über das Moosethier, das Elendthier und das Caribou.

Noch bevor ich den Moose-River erreichte, war mein Pferd so matt und mager geworden, daß es nicht einmal mehr im Stande war, Wa-me-gon-a-biew's Frau zu tragen. Wir hielten darum zwei Tage Rast, hatten aber viel vom Hunger zu leiden, denn seit langer Zeit hatten wir weiter nichts geschossen, als einen sehr magern Bison. Wir trafen damals mit einer Bande von Kris zusammen, deren Häuptling O-ge-ma-wa-schisch hieß, das heißt: der Sohn des Häuptlings. Diese aber kamen uns nicht nur nicht zu Hülfe, sondern empfingen uns sogar sehr übel, und ich hörte, daß sie davon sprachen, ob es nicht gut sei uns zu tödten, wegen eines alten Streites, den sie einst mit den Oschibbeways gehabt hatten. Sie wollten uns weiter nichts als einen kleinen Dachs verkaufen, und wir verloren keine Zeit, um so schnell als möglich aus ihrer Nähe zu kommen. Nachdem wir noch zwei Tage sehr elend verlebt hatten, begegneten wir einem Oschibbeway, Namens Wab-uche-chawk (der weiße Kranich), der eben ein fettes Moosethier erlegt hatte.

Mit diesem Manne lebten wir etwa einen Monat lang zusammen, hatten immer vollauf zu essen und schliefen Nachts in seiner Hütte. Wir brachen dann allesammt auf, und er trennte sich von uns am Rush-lake-river (d. h. der Fluß der Binsen am See). Die Alte hatte sich aus dem Comptoir, wo ich sie zurückgelassen, entfernt, um bei Indianern zu leben, die einige Tagereisen weit von demselben entfernt wohnten. Alle meine Pferde waren durchaus vernachlässigt worden und, wiewohl ich es Net-no-kwa auf die Seele gebunden hatte, für sie zu sorgen, gefallen. Auch das, welches mich bis an den rothen Fluß getragen hatte, war nicht mehr am Leben, und so blieb mir nur noch eins übrig. Net-no-kwa hatte allem Anscheine

nach aufgehört, mich zu ihrer Familie zu rechnen, und auch Wa=me=gon=a=biew verließ mich.

So hielt ich mich einige Zeit allein beim Comptoir auf, bis endlich Herr Mac=Glees, der Handelsmann, aufmerksam auf mich wurde, und mich einlud, bei ihm zu leben. Er redete mir soviel zu, ich möchte doch die Indianer verlassen, daß ich mehr als einmal in Versuchung gerieth, seinem Rathe zu folgen. Aber wenn ich daran dachte, stets auf dem Comptoir bleiben zu müssen, bemächtigte sich meiner eine große Unbehaglichkeit; das widerstrebte mir durchaus.[1]) Denn in meinen Augen war das Schicksal, zeitlebens alle meine Zeit auf der Jagd zuzubringen, viel beneidenswerther, als das einförmige Leben der Leute in den Comptoirs. Ein solches schien mir unerträglich.

An der Quelle des Me=nau=ko=nos=keeg befand sich damals ein Comptoir, wohin ich mit fünf von Herrn Mac=Glees abgeschickten Franzosen (Canadier) und einem Dschibbewayweibe aufbrach. Wir nahmen nur für eine einzige Mahlzeit Essen mit, und dieses wurde am ersten Abend verzehrt. Als wir gegen Mittag des dritten Tages an einen kleinen salzigen Bach gelangten, gewahrten wir einen Menschen, der auf einem benachbarten Hügel saß. Wir gingen näher zu ihm hinan; er gab aber auf unsere Fragen keine Antwort; wir wollten ihn rütteln und aufheben, aber er war vor Kälte erstarrt, und fiel, als wir unsere Hände von ihm abzogen, zusammen, wie eine gefrorne Masse. Sein Athem war zwar noch nicht ganz erloschen, aber seine Lippen konnte er nicht mehr bewegen, und war bereits, wie alle Zeichen andeuteten, halb todt. Neben ihm lagen ein kleiner Kessel, ein Beutel, in welchem wir Feuerstein und Stahl, einen Pfriem und ein paar Mocassins fanden. Alle unsere Bemühungen, ihn wieder in's Leben zurückzurufen, waren vergeblich. Da ich ihn doch einmal verloren gab, so ertheilte ich den Franzosen den Rath, ihn nach dem Comptoir

---

1) Es ist eine durch hunderte von Beispielen bestätigte Erfahrung, daß ein Weißer weit eher das Indianerleben gewohnt wird und lieb gewinnt, ehe ein rother Mann sich in jenes der Weißen schickt. Auch die Trappers im fernen Westen und jenseits der Felsengebirge sind in ihrer Lebensart, ja nicht selten in Gedanken und Vorstellungen mehr Indianer als Europäer.

zu schaffen, damit er ein ehrlich Begräbniß bekäme. Den befolgten sie, und ich habe nachher erfahren, daß er etwa zwei Stunden nachher seinen Geist aufgegeben hat.

Wie mir scheint, hatte man ihn aus dem Comptoir an der Flußquelle fortgeschickt, weil er zu faul und träge war, als daß man ihn hätte ernähren mögen. Damals war er fast ganz ohne Lebensmittel gewesen und nach Wa-me-gon-a-biew's Hütte gegangen. Dieser hatte ihm zu essen gereicht, und versprochen, ihm auch noch etwas mit auf den Weg zu geben. Er hatte das aber nicht nehmen wollen, und gesagt, er könne es nicht tragen. Damals war er schon sehr schwach und matt gewesen, und hatte, obwohl die Strecke nur kurz war, zwei volle Tage gebraucht, um bis zu dem Orte zu kommen, wo wir ihn trafen. Ich ging von dort mit der Oschibbewayfrau nach Wa-me-gon-a-biew's Hütte.

Ich hatte dort schon einen Monat lang mit meinem Bruder gejagt, als Net-no-kwa, die mich überall gesucht hatte, zu uns kam. Wa-me-gon-a-biew machte am Elam-River, in einer Gegend, die ich ihm bezeichnet hatte, Jagd auf Biber, und ich ging mit Net-no-kwa an den Me-nau-ko-nos-keeg, weil wir dort Zucker ernten wollten. Wir alle, die wir dort versammelt waren, hatten zehn Feuer, und gingen nach vollbrachter Ernte sämmtlich auf die Biberjagd. Bei Jagdzügen dieser Art wird zuweilen Alles, was erlegt wird, gleichmäßig vertheilt; diesmal aber hatten wir ausgemacht, Jeder sollte behalten, was er getödtet hätte. Binnen drei Tagen hatte ich so viele Häute, als ich nur tragen konnte; auf so langen und eiligen Zügen aber kann man nicht viel Lebensmittel bei sich führen, und bald ward die ganze Bande von Hungersnoth heimgesucht. Die meisten wurden, mich selbst nicht ausgenommen, bald so schwach, daß Niemand mehr in einer weiten Entfernung zu jagen vermögend war.

Eines Tages, als das Eis auf den Teichen bereits mit Wasser bedeckt war, gewahrte ich, etwa eine Meile weit vom Lager, in einem kleinen Sumpfe Spuren von einem Moosethiere; ich folgte denselben und erlegte das Wild. Da es das erste seiner Gattung war, so feierten wir ein Fest, und das ganze Fleisch wurde an einem einzigen Tage verzehrt.

Bald nachher begaben sich sämmtliche Indianer in zwei Tagemärschen an die Mündung des Flusses, wo Wa-me-gon-a-biew mit uns zusammenstieß; seine Jagd am Clam-River war sehr glücklich gewesen. Wir blieben etwa eine Meile vom See entfernt, beim Comptoir, um zu trinken, bis alle unsere Pelzwerke verkauft waren, und meine Familie, nur von Wa-me-gon-a-biew begleitet, kehrte nach der Mündung des Flusses zurück. Diese Ueberfahrt war so kurz, daß wir nicht einmal die Hunde mit in die Kanots nahmen; sie jagten am Ufer ein Elendthier auf, das sich sogleich in's Wasser stürzte. Wir ruderten ihm nach, und schossen es nieder, da es eben an's Ufer kletterte.

Um dieselbe Zeit trafen wir mit einem alten Ottawwahäuptling zusammen. Er hieß Wa-ge-to-tah-gun (der eine Glocke hat), wurde aber für gewöhnlich Wa-ge-to-te genannt, war mit Net-no-kwa verwandt und seine Familie hatte drei Hütten inne; einer seiner Söhne hatte auch zwei Weiber. Wir blieben zwei Monate beisammen, und fast alle Morgen forderte er mich auf, mit ihm zu jagen. Wenn wir zurückkamen, schenkte er mir jedes Mal das beste Stück, und zuweilen sogar Alles, was er geschossen hatte. Er gab sich große Mühe, mich die Jagd auf die Moosethiere und anderes Wild zu lehren, dem man nur schwer beikommen kann. Dann verließ uns Wa-me-gon-a-biew mit seiner Frau, und ging nach dem rothen Flusse.

Die Indianer sind insgesammt fest überzeugt, daß das Moosethier geschickter sei, als irgend ein anderes Wild, sich vor dem Jäger zu hüten, und namentlich das Vermögen habe, sehr lange unter dem Wasser ausdauern zu können. Zwei Männer von Wa-ge-to-ta-gun, die ich recht gut kannte, und für glaubwürdige Leute hielt, kamen eines Abends von der Jagd zurück, nachdem sie den ganzen Tag fort gewesen waren, und erzählten, sie hätten ein Moosethier bis zu einem kleinen Teiche verfolgt, in dessen Mitte es verschwunden sei. Sie hätten darauf Stellungen gewählt, von denen aus sie das ganze Wasser überblicken konnten, hätten geraucht und bis zum Abend gewartet. Während der ganzen Zeit sei aber nicht die mindeste Spur von Bewegung auf dem Wasser zu sehen gewesen, und sie hätten endlich die Hoffnung aufgegeben, von dem Thiere etwas zu sehen, und wären zurückgekommen.

Bald nachdem diese beiden Männer ihre Erzählung beendigt hatten, kam ein einzelner, mit Fleisch beladener Jäger an, und berichtete, er habe eine Weile lang die Spur eines Moosethiers verfolgt, sei an einen Teich gekommen, wo er die Spuren von zwei Männern bemerkt habe. Aus allen Umständen sei ihm klar geworden, daß sie fast zu gleicher Zeit mit dem Moosethier an jener Stelle angelangt wären, und er sei der Meinung gewesen, sie hätten es erlegt. Indessen habe er sich doch vorsichtig dem Ufer genähert, hingesetzt, und bald nachher gesehen, wie das Wild ganz sacht aus dem Wasser, das nicht tief war, aufgetaucht und gerade auf ihn losgekommen sei. Und so habe er es denn ganz in der Nähe erlegt.

Die Indianer halten das Moose für dasjenige Thier, das klüger und darum auch schwerer zu erlegen ist, als alles übrige Wild. Es ist auch jedenfalls weit mehr auf der Hut, und hat viel schärfere Sinne als der Bison und das Caribou, ist flinker und beweglicher als das Elendthier und viel pfiffiger als die Antilopen. Wenn während des heftigsten Sturmes, wo der Wind heult, und Donnerschlag auf Donnerschlag folgt, dazu noch der Regen in Strömen vom Himmel gießt, ein Mann mit der Hand oder dem Fuße auch nur den kleinsten dürren Zweig abbricht, so darf er sicher sein, daß das Moosethier es hört, dann flieht es nicht allemal davon, sondern hört häufig nur auf zu fressen und horcht auf jedes Geräusch. Wenn etwa eine Stunde lang der Mensch unbeweglich steht, und gar nichts von sich hören läßt, dann erst fängt es wieder an zu fressen, vergißt aber darum nicht, daß es etwas Verdächtiges gehört hat, und bleibt noch einige Stunden wachsam.

Wa-ge-to-tah-gun, der Häuptling, mit dem wir zusammen lebten, nahm jede Gelegenheit wahr, um mich mit den Gewohnheiten der Moose- und anderer Thiere bekannter zu machen, und freute sich jedes Mal sehr, wenn meine Bemühungen auf der Jagd erfolgreich waren. Da wir uns bald trennen mußten, so rief er alle jungen Jäger zusammen, damit wir einen ganzen Tag jagen könnten. Dabei waren auch mehre Weiber. Er schoß ein sehr fettes Moosethier, das er mir schenkte.

Zwischen dem Winnipeg-See und der Hudsonsbay ist das Land niedrig und sumpfig; dort vorzugsweise leben die Caribous.

Weiter nach Westen, zwischen dem Assinneboin und dem Saskaw-ja-wun findet man lauter Prairien, auf denen sich Elendthiere und Bisons umhertreiben. Weder die Elendthiere noch die Caribous kommen einander jemals ins Gehege.

Funfzehntes Capitel.

Ein Heirathsvorschlag. — Handel, Trunkenheit und Diebstahl. — Die betrunkene Frau. — Der entdeckte Oschibbeway. — Seuche unter den Bibern. — Fasten.

Als der Frühling kam, kehrten wir, den Weg über den Lagerplatz nehmend, welchen wir zur Zeit der Zuckerernte inne gehabt hatten, nach Me-nau-ko-nos-keeg zurück. Da ich stets nur ungern bei den Indianern war, wenn sie ihrer Trunksucht fröhnten, so rieth ich der Alten, sie möchte doch ja mit den Andern nicht nach dem Comptoir gehen; stellte ihr vor, wie unvernünftig es sei, unser gesammtes Pelzwerk gegen schädliche und giftige Getränke zu vertauschen, und zum Glücke gelang es mir, sie ohne weitern Verzug nach dem Jagdlager zu bringen, welches ich mir ausgewählt hatte.

Sie hatte von Wa-ge-to-te Abschied genommen, und ich sah es ihr bei der Zurückkunft gleich am Gesichte ab, daß etwas Außergewöhnliches vorgegangen war. Sie ließ mich ganz nahe herantreten und sprach: „Mein Sohn, Du siehst nun wohl, ich bin alt geworden, und kaum noch im Stande, Dir Mocassins zu machen, das Pelzwerk zuzubereiten und aufzubewahren. Die Arbeiten, die in der Hütte zu verrichten sind, werden mir auch sauer genug, Du wirst nun ein Mann und ein Jäger, und mußt darum auch eine junge, starke Frau haben, die Alles bewacht, was Dir gehört, und für Deine Hütte Sorge trägt. Wa-ge-to-te ist ein wackerer Mann, den alle Indianer achten. Er will Dir seine Tochter geben. Auf solche Art bekommst Du

einen Freund und mächtigen Beschützer, der Dir in schwierigen Lagen sehr nützlich sein kann; und ich wäre dann auch vieler Sorgen, unserer Familie wegen, überhoben."

Sie sprach noch lange in dieser Weise fort; ich aber antwortete, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, daß ich mich darauf nicht einlassen könnte; denn ich hatte noch gar nicht daran gedacht, unter den Indianern ein Weib zu nehmen; wohl aber war es mir manchmal in den Sinn gekommen, ehe ich alt würde, eine Weiße zu heirathen. Ich erklärte daher der Alten rund heraus, daß ich das Mädchen, welches sie mir antrug, unter keiner Bedingung zum Weibe nehmen würde. Dennoch drang sie weiter in mich, sagte, die ganze Angelegenheit sei bereits zwischen ihr und Wa-ge-to-te abgemacht und das Mädchen damit einverstanden. Sie könne unmöglich etwas anderes thun, als mir meine Frau in die Hütte führen. Da sagte ich, das stehe ihr frei, ich aber würde Wa-ge-to-te's Tochter sicherlich nicht als mein Weib betrachten.

So standen die Sachen am Morgen des Tages, der jenem, an welchem wir uns von der Bande trennen wollten, vorherging. Da ich mich mit Net-no-kwa nicht verständigen konnte, so ging ich früh auf die Elendthierjagd, und schoß ein fettes Männchen. Abends, als ich heim kam, legte ich meine Ladung Wildpret vor der Hütte nieder, und sah erst zu, wie es im Innern derselben stand; denn ich war fest entschlossen, unter einem andern Dache zu schlafen, wenn ich das Mädchen darin gefunden hätte.

Am andern Morgen besuchte mich Wa-ge-to-te in meiner Hütte, zeigte sich sehr theilnahmsvoll und herzlich gegen mich und sagte, daß er für mich die besten Wünsche hege. Dann kam Net-no-kwa hinzu und drang wieder in mich; ich blieb aber fest. Und so wurden die Vorschläge von Zeit zu Zeit erneuert, bis sich für das Mädchen endlich ein anderer Mann gefunden hatte.

Nachdem wir uns von Wa-ge-to-te und seiner Bande getrennt, zogen wir nach dem Jagdbezirke, den ich ausgesucht hatte, blieben dort beinahe den ganzen Sommer über, und hatten stets Ueberfluß; denn ich erlegte viele Elendthiere, Biber und anderes Wild. Als die Blätter fielen, begaben wir uns zum Comp-

wir Me-nau-ko-nos-keeg; wo wir Waw-zhe-kwaw-maisch-koon trafen, der uns voriges Jahr verlassen hatte. Wir blieben bei ihm.

Da der Handelsmann nach seinem Winteraufenthalte eilte, so folgten ihm die Indianer, deren sehr viele versammelt waren, und lagerten sich am See, unweit der Factorei. Er hatte einen bedeutenden Vorrath Rum mitgebracht, und hielt sich, wie gewöhnlich, mehrere Tage an einer Stelle auf, damit die Indianer Zeit hatten, zu handeln und sich zu betrinken. Der Unfug, der dabei statt fand, war auf einem gewöhnlichen Lagerplatze nicht so lästig, als er ihm in seinem Hause unangenehm gewesen wäre. Ich war verständig genug, mich gleich anfangs mit einigen für den Winter unumgänglich nothwendigen Sachen zu versehen, z. B. mit Decken, Pulver und Blei.

Nachdem wir mit unserem Handel zu Stande gekommen waren, gab die Alte dem Handelsmanne zehn herrliche Biberfelle, und bekam für dieses Geschenk, das sie gewöhnlich im Herbste zu machen pflegte, einen Anzug, Häuptlingsschmuck, und ein zehn Gallonen haltendes Fäßchen Branntwein. Als der Handelsmann zu ihr schickte, und sie rufen ließ, damit sie diese Geschenke in Empfang nähme, war sie so betrunken, daß sie nicht auf den Beinen stehen konnte; also ging ich hin. Ich hatte auch etwas getrunken, war nicht vollkommen Herr meiner Sinne, legte die Kleider und Schmucksachen an, lud das Faß auf meine Schultern, brachte es in die Hütte, warf es auf die Erde, und schlug ihm mit der Axt den Boden aus: „Ich gehöre nicht zu den Häuptlingen," sprach ich, „welche den Branntwein aus kleinen Löchern laufen lassen; wer Durst hat, komme hierher und trinke." Dabei war ich aber doch noch so bedächtig, daß ich etwa drei Gallonen in ein kleines Gefäß laufen ließ, und dieses in einen Kessel und bei Seite stellte. Nun kam die Alte mit drei Kesseln herbei und in fünf Minuten war alles weggetrunken. Das war das zweite Mal, daß ich mich mit den Indianern berauschte; ich war aber unmäßiger gewesen, als das erste Mal, denn ich ging heimlich zu dem, was ich versteckt hatte, und blieb auf diese Weise zwei volle Tage im Rausche. Endlich nahm ich den letzten Rest meines Vorrathes, trank dem Waw-zhe-kwaw-maisch-koon zu, und

nannte ihn, als den Sohn einer Schwester Net-no-kwa's, meinen Bruder. Er war noch ziemlich nüchtern; seine Frau aber, deren Kleidung mit Silberschmuck geziert war, lag völlig sinn- und bewußtlos vor dem Feuer.

Eben hatten wir uns niedergesetzt, um zu trinken, da taumelte ein mit uns bekannter Dschibbeway in die Hütte und sank neben dem Feuer zu Boden. Es war schon tief in der Nacht, aber das ganze Lager war noch unruhig; es wurde gerufen und geschrieen, und ich ging mit meinem Gefährten hinaus, um überall zu trinken, wo man uns etwas mittheilen wollte. Da wir doch noch einige Besinnung hatten, so stellten wir den Kessel, in welchem noch etwas Branntwein war, in eine Ecke und bedeckten ihn, so daß er nicht Jedem in die Augen fallen konnte. Nachdem wir ein Paar Stunden umhergeschwärmt waren, kamen wir zurück. Die Frau lag noch am Feuer, aber alle ihre Schmucksachen waren fort; wir sahen nach unserem kleinen Kessel; aber auch der war nicht mehr da, und der Dschibbeway nirgend zu sehen. Aus mehreren Gründen hielten wir ihn für den Dieb. Bald erfuhr ich, daß er gesagt hatte, ich hätte ihm zu trinken gegeben, und so ging ich am anderen Morgen zu ihm in seine Hütte, und forderte geradezu meinen Kessel. Er befahl seiner Frau, ihn zu bringen. Nun hatten wir den Dieb heraus, und mein Bruder ging ebenfalls zu ihm, und holte sich die Schmucksachen wieder. Jener Dschibbeway war ein Mensch, der große Ansprüche machte, und für einen Häuptling gelten wollte; allein das that ihm in der Meinung des Volkes großen Schaden, und man sprach nur mit Verachtung von ihm.

Die alte Net-no-kwa wurde endlich, nachdem die Trunkenheit so lange angehalten, wieder nüchtern. Sie ließ mich rufen, und fragte, ob ich die Geschenke, welche der Handelsmann gewöhnlich zu machen pflegte, erhalten hätte. Anfangs wollte sie nicht glauben, daß ich den ganzen Inhalt des Fasses Preis gegeben hätte, ohne für sie etwas zurückzulassen. Als sie aber sich endlich überzeugt hatte, daß ich die Wahrheit sagte, ja daß ich selbst zwei Tage hintereinander betrunken gewesen war, warf sie mir in den heftigsten Ausdrücken meine Undankbarkeit vor, und fragte, wie ich so viehisch hätte seyn und mich be-

rauschen können. Die Indianer, welche bei diesen Zornesausbrüchen gegenwärtig waren, stellten ihr aber vor, daß ihr gar kein Recht zustände, mir Vorwürfe zu machen, am wenigsten aber einer Ausschweifung wegen, wozu gerade sie mir das Beispiel gegeben habe. Und so ward ihre üble Laune bald beschwichtigt, besonders nachdem Alle gemeinschaftlich ihr etwas Rum schenkten, von dem sie nun so lange trank, bis sie abermals völlig berauscht war.

Als endlich alles Pelzwerk losgeschlagen und kein Tropfen Rum mehr da war, hörten diese viehischen Ausschweifungen auf, und die Indianer zerstreueten sich über die Gegend, um zu jagen. Wir aber begleiteten den Handelsmann nach seiner Wohnung, ließen dort unsere Kanots, und dann ging Waw-zhe-kwaw-maisch-koon mit uns in die Wälder, gleichfalls um zu jagen. Wir bildeten damals nur eine Familie, und ihm zumeist lag es ob, für sie zu sorgen, denn er hatte viele kleine Kinder. Als kaum die Kälte eingetreten war, und der Schnee erst einen Fuß tief lag, hatten wir Hungersnoth, trafen aber zum Glücke gerade damals auf ein Rudel Elendthiere, von denen wir vier Stück in einem Tage erlegten.

Wenn die Indianer ein Treibjagen auf diese Thiere anstellen, dann stören sie dieselben auf, und verfolgen sie mehrere Stunden lang raschen Schrittes. Die erschreckten Thiere kommen anfangs einige Meilen weit voraus, aber die Indianer folgen ihren Spuren, und bekommen sie dann wieder zu Gesichte, worauf das Rudel von Neuem fortläuft, und abermals einige Stunden lang den Jägern aus den Augen bleibt. Die Zwischenräume, in denen man sie sehen kann, werden nun immer länger und länger, bis man sie endlich nicht mehr aus den Augen verliert; denn zuletzt sind die Elendthiere dermaßen abgemattet, daß sie nur noch in kurzem Trabe laufen, und endlich kaum noch fort können. Freilich sind dann auch die Jäger auf's Aeußerste erschöpft, haben aber doch gewöhnlich noch so viel Kraft, daß sie bis nahe an das Rudel hinan und schießen können. Alsdann raffen die Thiere, welche der Knall erst wieder aufschreckt, noch einmal alle ihre Kraft zusammen, und man muß sehr gut auf dem Zeuge sein, wenn man mehr als eins oder zwei schießen will, falls nicht der Schnee sehr tief liegt.

Das Elendthier kann nämlich im Laufe seine Füße nicht gut wieder loskriegen, und wird deshalb bei tiefem Schnee am leichtesten eine Beute des Jägers. Es giebt auch einige Indianer, die es auf der Prairie verfolgen und einholen können, wenn auch kein Schnee oder Eis den Boden bedeckt; es sind deren aber nur äußerst wenige. Das Moosethier und der Bison sind weit flinker und beweglicher als das Elendthier und nur höchst selten ist ein Mann im Stande zu Fuße sie einzuholen.

Das Fleisch jener vier Elendthiere wurde geräuchert, aber sehr ungleich vertheilt, und auf Lage und Bedürfnisse unserer Familien keine gehörige Rücksicht genommen. Ich beklagte mich nicht, denn ich war, wie ich selbst wohl wußte, ein trauriger Jäger, und hatte bei dieser letzten Jagd nicht eben Besonderes geleistet. Ich legte mich immer am meisten auf den Biberfang, und kannte mehr als zwanzig Baue in der Umgegend. Allein ich war nicht wenig erstaunt, als ich die Wohnungen gänzlich leer fand, bis ich mich endlich überzeugte, daß unter diesen Thieren eine Seuche herrschte, welche eine große Menge derselben hinraffte. Ich traf auf eine Menge Biber, die theils schon todt, theils noch im Sterben waren, und im Wasser, auf dem Eise oder auf der Erde lagen; der eine hatte einen Baum zur Hälfte gefällt, und lag nun neben den Wurzeln; der andere war eben im Begriffe gewesen, eine Ladung Holz nach seinem Baue zu schleppen, aber unterwegs neben seiner Last niedergesunken und gestorben. Die meisten, welche ich öffnete, waren ums Herz herum roth und blutig; die welche an großen Flüssen, und überhaupt an fließendem Wasser wohnten, litten viel weniger, während die in Teichen und Morästen lebenden fast Alle starben. Seit jener Zeit sind am rothen Flusse und an der Hudsonsbay die Biber bei weitem nicht mehr so häufig als vorher. Wir wagten es nicht, von diesen todten Thieren etwas zu genießen, die Felle aber waren ganz gut.

Während unseres Zusammenlebens mit Wah-zhe-kwawmaisch-koon machte sich der Hunger sehr häufig recht fühlbar. Einst, nachdem ich länger als vier und zwanzig Stunden nicht das Mindeste genossen hatte, ging ich mit ihm auf die Jagd, und wir trafen auch ein Rudel Elendthiere, wovon wir zwei Stück erlegten. Ein drittes, das bloß angeschossen wurde,

mußten wir bis tief in die Nacht hinein verfolgen. Das Fleisch wurde zerschnitten, und unter dem Schnee verborgen. Aber mein Gefährte nahm auch nicht den kleinsten Bissen für uns, und doch waren wir weit entfernt von unserem Lagerplatze, und konnten nicht daran denken, ihn eher zu erreichen, als am andern Morgen. Ich wußte, daß Jener eben so lange gefastet hatte, als ich; aber ungeachtet mich der Hunger furchtbar quälte, schämte ich mich doch, ihm Speise abzufordern, damit er nicht glauben möchte, ich könne die Noth nicht so gut ertragen, wie er. Am Morgen gab er mir ein wenig Fleisch, wir nahmen uns aber nicht die Mühe es erst zu kochen, und machten uns auf den Rückweg. Nachmittags kamen wir an, und Net-no-kwa, die wohl sah, daß ich nicht mit leeren Händen zurück kam, sprach zu mir: „Das ist gut, mein Sohn; ich konnte es mir wohl denken, daß Du nach so langer Entbehrung gestern Nacht mit großem Appetite gegessen haben wirst.“ Ich entgegnete ihr aber, daß ich nichts genossen hätte, und darauf ließ sie sogleich einen Theil des von mir mitgebrachten Fleisches kochen; allein mein ganzer Antheil hielt nur zwei Tage vor. Ich kannte noch zwei Biberbaue, die von der Seuche verschont geblieben waren; dort legte ich nun Fallen, und hatte, noch ehe zwei Tage um waren, schon acht Stück gefangen, von denen ich zwei dem Waw-zhe-kwaw-maisch-kun gab.

Sechszehntes Capitel.

Der A-go-kwa. — Ozaw-wen-dib, der Gelbkopf. — Der Vermittelungstanz. — Wittwen und Waisen erhalten Unterstützung. — Der Brudermörder. — Indianische Geistererscheinung. — Das geschenkte Pferd. — Der Bisonjagd-Abhang. — Der Felsenhügel. — Indianische Hochzeit. — Reisernte. — Seuche. — Taubheit. — Gedanken an Selbstmord. — Der Selbstmord bei den Indianern.

Im Laufe dieses Winters kam zu unserem Lagerplatze der Sohn des berühmten Dschibbewayhäuptlinges, Wesch-ko-bug,

der am Leech- (Blutigel-) See wohnte. Dieser Mensch gehörte zu denen, welche sich ganz so betragen, wie Weiber, und von den Indianern auch Weiber genannt werden. Es giebt dergleichen unter den meisten, und vielleicht unter allen indanischen Völkern, und insgemein nennt man sie A-go-kwas. Dieses Geschöpf, genannt Dzaw-wen-dib (der Gelbkopf), war damals wohl bald funfzig Jahre alt, und hatte mehrere Männer gehabt. Ich weiß nicht ob sie mich gesehen hätte, oder ob nur von mir gehört; genug sie sagte mir alsbald, daß sie weither gekommen sei, um mich zu sehen, und darauf rechnete, mit mir leben zu können. Diese Anträge wurden oft von ihr wiederholt, sie ließ sich durch keine abschlägigen Antworten irre machen oder zurückweisen, und wiederholte ihre ekelhaften Zumuthungen so häufig, daß sie mich gewissermaßen aus der Hütte vertrieb.

Die alte Net-no-kwa, mit welcher sie recht gut bekannt war, lachte über meine Verlegenheit und schamhafte Zurückhaltung, wenn die Gelbköpfin mich mit ihren Zumuthungen belästigte. Ja es hatte sogar den Anschein, als würde dieselbe von ihr aufgemuntert, noch länger in unserer Hütte zu verweilen. Der A-go-kwa zeigte große Geschicklichkeit in allen Weiberarbeiten, womit er sich auch sein ganzes Leben lang beschäftigt hatte. Endlich aber, als er wohl sah, daß alle seine Bemühungen, mich anzulocken vergebens waren, und vielleicht auch, um nicht länger Hunger zu leiden, denn wir hatten nur wenig zu essen, verließ uns Dzaw-wen-dib, und ich hoffte schon, von nun an seinen Nachstellungen entgangen zu seyn. Nach drei oder vier Tagen aber kam er wieder, brachte uns geräuchertes Fleisch, und erzählte, er habe die Horde Wa-ge-to-tahgun's getroffen, und sei von diesem Häuptlinge beauftragt, anzufragen, ob wir uns nicht mit demselben vereinigen wollten? Der nämlich hatte vernommen, wie karg sich Waw-zhekwaw-maisch-kun gegen uns zeigte, und der A-go-kwa sagte mir in seinem eigenen Namen: „Mein Neffe, ich begreife nicht, daß du hier bleibst, um mit anzusehen, daß ein anderer Jäger Wild tödtet, und dabei doch so geizig ist, daß er nicht mit Dir theilt. Komm zu mir; es soll weder Dir noch meiner Schwester an Etwas fehlen, wenn ich irgend im Stande bin,

es Euch zu schaffen." Diese Einladung kam zur rechten Zeit, und wir brachen unverzüglich auf.

Als ich auf unserem Lagerplatze eben beim Feuer beschäftigt war, hörte ich den A-go-kwa pfeifen, wodurch er mir andeuten wollte, ihm in den Wald zu folgen. Als ich hin kam, sah ich, daß er seinen Blick starr auf ein Stück Wild geheftet hatte; es war ein Moosethier. Ich schoß zweimal; beide Male stürzte es nieder, stand aber wieder auf; wahrscheinlich hatte ich zu hoch angelegt, denn endlich entrann es mir. Die Alte machte mir die heftigsten Vorwürfe, und sagte, ich würde wohl niemals ein tüchtiger Jäger werden; doch am andern Tage kamen wir noch vor Einbruch der Nacht beim Lagerplatze Wa-ge-to-te's an, und konnten unsern Hunger stillen. Dort wurde ich auch endlich von den lästigen Zumuthungen des A-go-kwa erlöset; sie waren mir aber auch unerträglich geworden. Wa-ge-to-te nämlich, der schon zwei Weiber hatte, nahm ihn zur dritten Frau. Daß eine neue Person zur Familie hinzukam, gab Veranlassung zu manchen Scherzen, Späßen und ergötzlichen Vorfällen; es entstand aus dieser Heirath aber weit weniger Unruhe und Zank, als wenn er eine dritte Frau weiblichen Geschlechtes genommen hätte.

Die Horde, welche uns aufnahm, bestand aus einer zahlreichen Menge von Indianern, und die Jagd war bereits nicht mehr ergiebig; die besten Schützen kamen oft ohne Beute heim, wobei es sich denn einmal traf, daß ich nebst einem andern Manne, der gleichfalls für keinen sonderlich guten Jäger galt, mehr erlegte als alle übrigen. Nachher traten die Indianer zusammen, um den Meta, oder Mediationstanz aufzuführen, der für eine große Feierlichkeit gilt, und wobei Net-no-kwa stets eine wichtige Rolle spielte.

Ich wurde es endlich überdrüssig, länger in Gesellschaft dieser großer Menschenmenge zu leben; denn wenn eine solche sich lange an einem und demselben Orte aufgehalten hatte, machte sich stets der Hunger sehr fühlbar. Ich suchte mir daher einen besondern Pfad und ging fort, um meine Biberfallen zu legen. Als ich Wa-ge-to-te meine Absicht, ihn zu verlassen mittheilte, zeigte er sich sehr theilnahmevoll gegen mich, und sagte, ich würde Hungers sterben, wenn ich mich so weit entfernen würde;

ich aber hörte weder auf seine Vorstellungen noch auf seine Bitten. Dann erbot er sich, mich bis zu der Stelle zu begleiten, wo meine Fallen lagen, um sich zu überzeugen, ob ich auch eine passende Gegend gewählt hätte, die im Stande wäre, mich mit meiner Familie zu ernähren. In einer der Fallen hatte sich ein prächtiger Biber gefangen; Wa-ge-to-te gab mir noch gute Rathschläge, ermahnte mich, frohen Muthes zu seyn, und sagte mir, wo er sein Lager aufschlagen würde. Dorthin sollte ich kommen, falls es mir hier traurig gehen würde.

Meine Familie war durch Hinzukommen einer alten Oschibbewayfrau und zweier Kinder verstärkt worden; Net-no-kwa hatte sie aufgenommen, weil kein Mann da war, welcher für sie gesorgt hätte. Das war nun freilich ein Zuwachs an Last und Bürde; dennoch aber hielt ich es immer noch für vortheilhafter, getrennt von der Horde zu leben; auch war meine Jagd ausnehmend glücklich, und wir blieben bis zur Zeit der Zuckerernte in jener Gegend. Net-no-kwa wollte nun zum Me-nau-ko-nos-keeg, während ich im Comptoir am rothen Flusse mehrere nothwendige Bedürfnisse einkaufen sollte. Ich packte einen Ballen Biberfelle zusammen und schiffte mich allein in einem Kanot aus Bisonfellen ein, welches so klein war, daß es kaum mein Gepäck zu tragen vermochte. So fuhr ich den kleinen Sas-kaw-jawun hinab.

Am Ufer dieses Flusses liegt eine Stelle, wie die Indianer sie sich nur immer zu einem Lagerplatze wünschen können. An dem einen Ufer ist eine bequeme Anfahrt; weiter hinauf liegt eine kleine Ebene, ein dichtes Gehölz, und ein kleiner Hügel, der plötzlich aus der Ebene aufsteigt. Aber hier ward ein Brudermord begangen, ein Verbrechen, so unerhört unter den Indianern, daß der Ort, wo derselbe vorfiel, für verflucht und unheilbringend gehalten wird. Jedermann betrachtet ihn mit dem größten Abscheu. Kein Indianer wird sein Kanot auf den Strand der beiden todten Männer ziehen, [1]) und nur höchst ungern dort die Nacht über verweilen. Die Sage erzählt: vor vielen Jahren, als Indianer hier lagerten, sey ein

---

1) Jebing neezh o shin naut. D. H.
Zwei Todte liegen da. Anm. des amerik. H.

Zank zwischen zwei Brüdern entstanden, welche beide den Falken zum Totem hatten; der eine stach den andern mit seinem Messer todt. Die, welche bei dem so traurigen Vorfalle gegenwärtig waren, entsetzten sich dermaßen über das abscheuliche Verbrechen, daß sie ohne weiteres den Brudermörder todt schlugen, und darauf beide Leichen zusammen begruben.

Als ich mich dieser Stelle näherte, dachte ich an nichts weiter als an die Geschichte von den beiden Brüdern, die denselben Totem gehabt hatten, welchen auch ich führte; vielleicht, dachte ich, sind sie wohl gar Verwandte deiner indianischen Mutter. Man hatte mir erzählt, daß die beiden Brüder, wenn Jemand auf ihrem Begräbnißplatze schliefe, aus der Erde herauskämen, sich zankten, den Mord erneuerten, oder doch wenigstens den Lebenden dermaßen peinigten, daß er gar nicht einschlafen könnte. Das hatte schon mehr als Einer erfahren. Nun stachelte mich die Neugier, und ich wollte gern zu den Indianern sagen können: seht, ich habe an dem Platze, den ihr so sehr fürchtet, angehalten, ja auf demselben sogar geschlafen. — Als ich dort ankam, ging eben die Sonne unter; ich zog mein Kanot aufs Trockene, machte ein Feuer an, aß mich satt, und schlief ein.

Bald nachher sah ich, wie zwei Todte emporstiegen, und sich, mir gerade gegenüber, ans Feuer setzten. Sie blickten mich starr und fest mit ihren großen Augen an, lächelten nicht und sagten kein Wort; da stand ich auf und setzte mich neben sie. In dieser Lage oder Stellung erwachte ich, die Nacht war stürmisch und düster; ich sah keinen Menschen, und hörte auf weiter nichts als das Geräusch des Windes, welcher die Bäume bewegte. Wahrscheinlich schlief ich gleich nachher wieder ein, denn bald erblickte ich die beiden Todten abermals; sie standen ohne Zweifel unten am innern, niedrigen Rande des Ufers, denn ihre Köpfe befanden sich in derselben Fläche mit dem Boden, auf dem ich mein Feuer angemacht hatte. Ihre Augen waren auch jetzt starr auf mich geheftet; da erhob sich erst der eine, darauf der andere, und beide setzten sich mir gegenüber; diesmal aber lachten sie, schlugen mit Gerten nach mir und quälten mich auf alle nur mögliche Art. Ich wollte mit ihnen reden, aber die Stimme versagte mir; ich wollte

fliehen, konnte aber meine Beine nicht von der Stelle bewegen. Die ganze Nacht hindurch befand ich mich in einem Zustande der stärksten Aufregung und Besorgniß. Sie sprachen Manches zu mir, und unter anderem sagte mir der eine, ich möchte doch einmal nach dem nahen Hügel hingucken; ich sah dort ein Pferd, dem die Beine gebunden waren, und das mich anblickte. „Dort, Bruder," sprach der Jebi, „ist ein Pferd, das ich Dir für Deine Reise auf morgen gebe; wenn Du auf dem Rückwege nach Deiner Hütte hier wieder vorbeigehst, kannst Du es abermals nehmen, und es uns in einer andern Nacht wiederbringen."

Endlich brach der Tag an, und ich war nicht wenig froh, als ich bemerkte, daß diese furchtbaren Gestalten verschwanden, so wie es hell wurde. Mein langer Aufenthalt unter den Indianern jedoch, und der Umstand, daß häufig eingetroffen war, was man im Traume gesehen hatte, bewogen mich unwillkürlich an das Pferd zu denken, welches mir der Jebi gegeben hatte. Ich stieg also den Hügel hinan, sah hier und da Spuren von Hufen, und fand wirklich ein Pferd, das ich noch dazu kannte; denn es gehörte demselben Handelsmanne, welchen ich besuchen wollte. Da ich mehre Meilen am Wege ersparte, wenn ich von hier aus zu Lande nach dem Assinneboin ging, so ließ ich mein Kanot zurück, nahm das Pferd, lud ihm meinen Ballen auf, und eilte geraden Weges dem Comptoir zu, das wir am andern Tage erreichten. Auf allen meinen späteren Reisen vermied ich sorgfältig die Nähe des Todtenufers, und die Erzählungen, welche ich über das, was ich gesehen und ausgestanden, zum Besten gab, erhöhete noch den abergläubischen Schrecken der Indianer.

Als ich vom Comptoir am rothen Flusse zurück war, schlug ich meine Hütte am Naowawgunwudju, d. h. dem Hügel der Bisonjagd, unweit vom Sas-kaw-jawun auf. Das ist ein hoher Felsenhügel, der wahrscheinlich sehr metallreich seyn muß, denn man findet im Gesteine Massen, die höchst sonderbar und auffallend aussehen. Dort fanden wir Zuckerbäume im Ueberflusse, und der Platz war überhaupt zu einer Lagerstätte für die Frühlingszeit geeignet; Wild so häufig, und Alles so gut, daß ich dort zu bleiben beschloß, und die Indianer nicht begleiten

mochte, die sich am Klarwasser-See versammelten, und wie gewöhnlich berauschten. Ich hatte Wa-me-gon-a-biew Nachricht von mir gegeben, und er kam mit einem Pferde zu uns. Damals schoß ich das herrlichste Moosethier, das ich je gesehen habe; es war so fett, daß wir, um das Fleisch fortzuschaffen, drei Pferde, unsere ganze Familie und alle Hunde damit beladen mußten.

Vier Tage nach seiner Ankunft machte sich Wa-me-gon-a-biew auf den Weg, um Wa-ge-to-te zu besuchen, sagte mir aber nicht, in welcher Absicht. Er kam bald wieder zurück, und theilte mir mit, er habe das Mädchen sehen wollen, welches mir so oft zur Frau angetragen worden sei; er müsse mich jetzt fragen, ob ich etwa im Sinne hätte, es zu heirathen. Ich sagte nein, und fügte hinzu, daß ich sehr geneigt sei, alles mögliche beizutragen, damit ihm sein Wille geschähe. Da bat er mich, mit ihm zu gehen, auf daß die Aeltern endlich einsähen, wie ich fest entschlossen sei, ihre Tochter niemals zu heirathen, und darauf seine junge Frau heimzugeleiten.

Ich sagte ihm das ohne weiteres Bedenken zu, sah aber, als wir Anstalten zum Weggehen trafen, aus dem ganzen Wesen und Benehmen der Net-no-kwa, daß diese Handlungsweise ihr mißfiel, obschon sie kein Wort sagte. Da fiel es mir ein, daß es gegen alle hergebrachte Sitte ist, daß die junge Frau von ihrem Manne in die Familie eingeführt wird, und ich stellte dem Wa-me-gon-a-biew vor, wie Jedermann uns verspotten würde, wenn wir bei unserer Absicht verharrten. „Da ist,“ sprach ich, „unsere Mutter; ihr liegt es ob, Weiber für uns auszuwählen, wenn wir deren nöthig haben; sie muß dieselben uns zuführen und ihnen ihren Platz in der Hütte anweisen; es ist am Besten, daß Alles so abgemacht wird.“ Die Alte war offenbar sehr erfreut über diese Worte, und erklärte sich bereit, auf der Stelle hin zu gehen und Wa-ge-to-te's Tochter zu holen.

Als sie dieselbe brachte, waren Wa-me-gon-a-biew und ich in der Hütte. Mein Bruder hatte ihr noch nichts von seinen Absichten gesagt; auch die Alte hatte unterwegs geschwiegen. Als nun das Mädchen eintrat, schien es zu zaudern, denn es wußte nicht, welcher von den beiden jungen Menschen, die vor

ihm saßen, es gewählt hatte. Net-no-kwa sah, wie verlegen es ward, und sagte, es möchte nur neben Wa-me-gon-a-biew Platz nehmen, und diesen als seinen Mann betrachten. Wenige Tage darauf führte er diese neue Frau zu seiner ersten, und beide lebten im besten Einverständnisse mit einander.

Als die Blätter abfielen, ging ich mit meinem Bruder und mehren Indianerfamilien an die Arbeit, und wir ernteten den wilden Reis ein; damals war ich etwas über ein und zwanzig Jahre alt. Während wir den Reis sammelten und zubereiteten, wurden mehre von uns sehr krank. Diese Krankheit fing mit Husten und Heiserkeit an, manchmal auch mit Mund- und Nasenbluten. Binnen wenigen Tagen starben mehre, und nicht Einer war noch im Stande auf die Jagd zu gehen. Ich blieb zwar auch nicht frei von Beschwerden, aber das Uebel war doch anfangs bei mir durchaus nicht so schlimm, wie bei den anderen.

Schon seit einigen Tagen hatten wir im Lager nichts mehr zu leben; einige Kinder waren von der Seuche verschont geblieben, und mehre Kranke, die sich jetzt wieder erholten, und auf dem Wege der Besserung waren, wollten zu essen haben. Außer mir befand sich noch ein Mann so ziemlich im Zustande der Wiedergenesung; wir vermochten uns aber trotz dem nicht zu bewegen, und konnten kaum auf die Pferde steigen, welche die Kinder uns vorführten. Wenn wir aber auch hätten gehen können, so würde doch das Wild vor uns geflohen seyn, weil wir jeden Augenblick husten mußten. In dieser Noth schweiften wir auf gut Glück in den Ebenen umher, und erlegten einen Bären. Wir selbst konnten aber von dem Fleische keinen Bissen genießen, und brachten es nach dem Lager, wo es gleichmäßig vertheilt wurde.

Es ging mit mir immer besser, und ich glaubte unter Allen am ersten wieder gesund zu werden, konnte auch schon wieder auf die Elendthierjagd gehen, schoß zwei Stück binnen drei Stunden, und brachte, wie gewöhnlich, eine volle Ladung Fleisch heim. Dabei hatte ich mich ein wenig erhitzt, und war auch stark abgemattet; indessen aß ich mit großem Vergnügen ein Stück Fleisch, das für mich zubereitet worden war, und schlief dann ein. Mitten in der Nacht aber wachte ich in Folge eines hef-

tigen Schmerzes auf, es war mir als wühlte etwas in meinen Ohren herum; ich rief Wa=me=gon=a=biew, der konnte aber nichts finden; der Schmerz wurde in den beiden nächsten Tagen immer unerträglicher, und ich verlor endlich alles Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir selbst kam — es war, wie ich später erfuhr, nach zwei Tagen — saß ich vor der Hütte und sah, wie die Indianer dem Trunke fröhnten, denn es war ein Handelsmann vor unserm Lagerplatze vorbeigekommen. Mehre Männer zankten sich miteinander, und ich sah, wie Wa=me=gon=a=biew, der sich mitten in einer sehr aufgeregten Gruppe befand, ein Pferd mit seinem Messer todt stach. Gleich nachher aber verlor ich abermals die Besinnung gänzlich, und verblieb in diesem Zustande mehre Tage lang; denn ich erinnere mich nichts von Allem was vorging, bis zu dem Augenblicke, wo unsere Horde Anstalten traf, weiter zu ziehen.

Meine Kräfte waren indessen doch noch nicht völlig geschwunden, und ich war, als ich wieder zu Sinnen kam, im Stande zu gehen. Damals dachte ich viel an Alles das, was sich seit meinem Aufenthalte unter den Indianern ereignet hatte; ich durfte im Allgemeinen, seitdem mich Net=no=kwa in ihre Familie aufgenommen hatte, mit meinem Schicksale zufrieden seyn; aber diese Krankheit betrachtete ich als den Anbeginn eines Unglückes, das mich mein ganzes Leben hindurch verfolgen würde. Ich hatte nämlich mein Gehör durchaus verloren, meine Ohren waren voller Geschwüre und eiterten; wenn ich in der Hütte saß, sah ich, wie Alle den Mund bewegten; ich konnte aber kein Wort hören. Ich nahm meine Flinte und ging auf die Jagd; allein die Thiere witterten mich schon, ehe ich sie nur gesehen hatte, und wenn ich ja einmal eines Moose= oder Elendthiers ansichtig wurde, und ihm nahe kommen wollte, dann erfuhr ich zu meinem großen Leidwesen, daß Glück und Geschicklichkeit von mir gewichen waren. Ja ich war überzeugt, daß die Thiere selbst wüßten, ich wäre nun wie ein unnützer Greis.

Diese traurige Gemüthsstimmung hatte sich meiner in einem so hohen Grade bemächtiget, daß ich den Entschluß faßte, mich zu tödten; denn ich sah kein anderes Mittel, dem drohenden

Elende zu entrinnen. Als die Zeit zum Aufbruche gekommen war, führte mir Net-no-kwa mein Pferd vor unsere Hütte, und fragte, ob ich im Stande sei, es zu besteigen, und das Reiten bis zum neuen Lagerplatze auszuhalten. Ich antwortete: ja, das wäre ich, bat sie, mir mein Gewehr zu lassen, und sagte, ich würde den Uebrigen in geringer Entfernung folgen. Dann nahm ich das Pferd beim Zaume, und ließ alle Familien unseres Stammes fort und an mir vorüber ziehen. Als das letzte alte Weib mit seiner schweren Tracht hinten auf der Prairie verschwand, war es mir, als würde ich eine drückende Last los; ich ließ den Zaum los und das Thier frei umhergehen, zog den Hahn auf, stemmte das Gewehr an die Erde, und hielt den Lauf an meinen Mund. Vermöge des Ladestockes wollte ich losdrücken; ich wußte, daß das Schloß in gutem Stande war, und das Gewehr seit vorgestern geladen. Aber der Schuß wollte nicht losgehen; das Gewehr war nicht geladen, mein Pulverhorn und mein Kugelbeutel waren beide ausgeleert worden; das Messer, welches gewöhnlich am Riemen meines Pulverhornes hing, war auch nicht da. Da ich mich solchergestalt verhindert sah, mir das Leben zu nehmen, packte ich die Flinte mit beiden Fäusten und schleuderte sie weit weg von mir, stieg auf mein Pferd, das ganz gegen seine sonstige Gewohnheit in meiner Nähe geblieben war, und folgte meiner Familie; denn Net-no-kwa und Wa-me-gon-a-biew, die wahrscheinlich von meinen Absichten unterrichtet waren, hatten sich nur so weit entfernt, daß ich sie nicht sehen konnte, und hatten sich hingesetzt, um auf mich zu warten. Vermuthlich mochte ich wohl, während ich irre redete, von Selbstmord gesprochen haben, und sie waren vorsichtig genug gewesen, mir Alles zu nehmen, womit ich leicht meinen Vorsatz hätte ausführen können.

Der Selbstmord gehört unter den Indianern keineswegs zu den Seltenheiten, und sie bringen sich auf mehrerlei Weise um's Leben; sie erschießen, erhängen, ersäufen und vergiften sich. Die Ursachen, weshalb sie sich umbringen, sind gleichfalls sehr verschieden. Einige Jahre vor dem Zeitpunkte, von welchem ich jetzt rede, kannte ich in Mackinack, wo ich mich mit Net-no-kwa aufhielt, einen jungen Ottawwah, der ein hoffnungsvoller Mensch war und schon sehr in Ansehen stand. Dieser

erschoß sich auf dem Indianerkirchhofe. Er hatte sich betrunken, in der durch die starken Getränke bewirkten Geistesabwesenheit seine Kleider zerrissen, und sich überhaupt so heftig und wild bezeigt, daß seine Schwestern, damit er nicht sich selbst oder Anderen Leides anthun möchte, in seiner Hütte ihn an Händen und Füßen gebunden hatten. Am andern Morgen wachte er auf, und war wieder bei Sinnen. Als man ihn losgebunden hatte, ging er in die Hütte seiner Schwestern, die nahe beim Begräbnißplatze lag, nahm ein Gewehr, unter dem Vorwande, er wolle Tauben schießen, und schoß sich mitten unter den Gräbern todt. Wahrscheinlich glaubte er in der Trunkenheit irgend eine entehrende Handlung begangen zu haben, die seiner Ansicht zufolge nur durch einen Selbstmord gesühnt werden konnte. Unglücksfälle und Verluste mannichfacher Art, zuweilen auch der Tod geliebter Personen, manchmal auch Unglück in der Liebe, kann man als Ursachen des Selbstmordes unter den Indianern betrachten.

Ich tadelte es, daß Wa-me-gon-a-biew in dieser Angelegenheit sich so gegen mich benommen, mein Gewehr abgeschossen und mir Pulver und Blei genommen hatte; wahrscheinlich hatte aber nicht er es gethan, sondern die Alte. Als ich nach und nach wieder gesünder ward und mich erholte, schämte ich mich meines Beginnens; doch waren meine Freunde feinfühlend genug, nie ein Wort darüber gegen mich fallen zu lassen. Aber mein Gehör hatte ich immer noch nicht wieder, und es vergingen mehre Monate, ehe ich eben so gut jagen konnte, wie vor meiner Krankheit. Und doch hatte ich bei weitem nicht soviel davon gelitten, wie manche Andere. Denn unter denen, welche mit dem Leben davon kamen, blieben Viele ihr ganzes Leben lang taub; andere verloren zum Theil den Verstand und wurden blödsinnig; noch Andere hatten im wüthenden Schmerze sich gegen Felsen oder Bäume geschmettert, dabei Arme und Beine gebrochen, oder noch auf andere Art verkrüppelt. Fast Allen aber floß noch lange nachher eine Menge Eiter aus den Ohren, oder sie hatten, besonders im Anfange, häufiges Nasenbluten. Diese Krankheit war ganz neu unter den Indianern; sie wandten auch nur wenig oder gar keine Mittel dagegen an.

Siebenzehntes Capitel.

Clarke's und Lewis Reise nach den Felsengebirgen. — Die Indianer sind leidenschaftliche Spieler. — Das Mocassinspiel. — Das Beg-ga-sah. — Mis-kwa-bun-o-kwa, die Morgenröthe. — Neuer Heirathsantrag. — Ahnung einer alten Indianerin. — Die indianische Flöte. — Heirath.

Als ich nach dem Comptoir am Moosflusse unterwegs war, erfuhr ich, daß einige Weiße aus den Vereinigten Staaten dorthin gekommen wären, um Mehrerlei für Leute einzukaufen, welche sich damals gerade im Dorfe der Mandanen aufhielten. Ich bedauerte sehr, daß sich mir keine Gelegenheit bot, meine Landsleute zu sehen; da man mir indessen zu verstehen gab, daß sie in jenem Dorfe eine feste Ansiedelung gründen würden, so tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß schon einmal eine Zeit kommen würde, wo ich sie besuchen könnte. Nachher habe ich erfahren, daß jene Männer zum Gefolge des Gouverneurs Clarke und des Capitains Lewis gehörten, die eben damals nach den Felsengebirgen und dem stillen Weltmeere unterwegs waren.

Als wir uns an den Ke-nu-kau-ne-sche-way-boant, wo reichlich Wild vorhanden war, auf den Weg machten, waren schon beinahe alle Blätter abgefallen. Wir beschlossen, dort den Winter zu verleben, und ich überließ mich hier zum ersten Male mit Wa-me-gon-a-biew und anderen Indianern dem Spiele, einem Laster, das unter diesen Völkern eben so verderblich wirkt, wie die Trunksucht. Besonders häufig spielten wir das Mocassinspiel. Die Zahl der Spieler ist dabei unbegränzt; es sind ihrer aber insgemein nicht viele. Man nimmt vier Mocassins; in einen derselben wird irgend ein Gegenstand, z. B. ein Stückchen Holz oder Tuch verborgen, und zwar von Seiten der einen Partei. Dann werden die Mocassins in eine Reihe gestellt, und einer vom Gegenparte muß zwei derselben mit dem Finger oder einem kleinen Stabe bezeichnen. Befindet sich das Stückchen Holz oder Tuch in dem ersten von ihm berührten Mocas-

sin, so verliert er acht Points, ist es im zweiten nicht, dann verliert er zwei. Er gewinnt aber acht, wenn es nicht im ersten, wohl aber im zweiten befindlich ist. Die Kris spielen dieses Spiel auf eine abweichende Art; sie stecken die Hand in jeden einzelnen Mocassin, und gewinnen nur, wenn das Pfand sich im letzten befindet; ist es gleich im ersten, so verliert der, welcher hineingegriffen hat, acht Points. Diese letzteren haben einen willkührlichen Werth; zuweilen gilt eine Biberhaut oder eine Decke acht Points; ein Pferd oder ein Ochs hundert. Mit Fremden spielen die Indianer gern recht hoch, so daß manchmal ein Pferd nur zu zehn Points gerechnet wird.

Am leidenschaftlichsten aber spielen sie das Bug=ga=sauk= oder Beg=ga=sah=Spiel,[1]) und daraus entstehen denn oftmals die traurigsten Folgen. Die Beg=ga=sah=nuks sind kleine Stücken Holz, Knochen oder Metall von einem alten Kessel. Die eine Seite ist schwarz bemalt, während man die andere recht gern sehr glänzend hat. Die Anzahl der Stückchen ist verschieden; weniger als neun nimmt man aber niemals. Diese werden zusammen in ein großes hölzernes Gefäß gethan, oder einen eigends zu diesem Behufe verfertigten Napf oder Eimer. Die Spieler, in zwei Abtheilungen getrennt, von denen jede einzelne manchmal dreißig Mann stark ist, setzen sich einander gegenüber, oder bilden einen Kreis. Das Spiel besteht nun darin, daß man an den Rand des Gefäßes so schlägt, daß alle Beg=ga=sah=nuks emporspringen, und von der Art, wie sie wieder in das Gefäß zurückfallen, hängt Gewinn oder Verlust ab. Wenn das Ergebniß bis zu einem gewissen Punkte günstig gewesen ist, dann spielt der Spieler weiter fort, ohne daß die Reihe an einen Andern käme, ganz wie beim Billard; erst wenn er fehlt, kommt ein Anderer. Gewöhnlich werden beide Parteien bald sehr hitzig, und da der Eine gern dem Andern das Gefäß wegreißen will, ehe der Letztere sich genau überzeugt hat, ob er wirklich verlor, so entsteht sehr häufig Zank und Streit.

Die alten und vernünftigen Leute sind erklärte Feinde dieses Spieles, und Net=no=kwa hatte bisher nie gelitten, daß ich

1) Lafitau, Tom. II. Seite 340. ff.

Theil an demselben nahm. Anfänglich hatte unsere Partie ziemliches Glück; aber bald wandte sich das Blatt, und wir verloren endlich Alles, was wir besaßen. Da die, welche gewonnen hatten, wohl sahen, daß uns nicht das Geringste mehr übrig blieb, so schlugen sie ihr Lager in einiger Entfernung von uns auf, und machten, wie das gewöhnlich geschieht, viel Geschrei über ihren Sieg. Als ich das hörte, rief ich alle Männer von unserer Partei zusammen, und sagte ihnen, wir müßten eine Wette mit ihnen eingehen, um ihrer unverschämten Ruhmredigkeit ein Ende zu machen. Wir borgten daher einige Dinge von unseren Freunden, und gingen damit zu unseren Gegnern, die bereitwillig waren, abermals mit uns zu spielen, als sie sahen, daß wir nicht mit leeren Händen kamen. Dies Mal schlug uns das Beg-ga-sah ein, und wir gewannen am Abend so viel, daß wir für den andern Morgen tüchtig etwas einzusetzen hatten. Es wurde Scheibenschießen gespielt, und wir setzten Alles, was wir besaßen. Jene hatten gewiß keine große Lust, konnten aber unser Anerbieten nicht wohl ablehnen. Das Ziel wurde etwa hundert Ellen weit gesteckt; ich schoß zuerst, und meine Kugel saß ziemlich im Mittelpunkte; keiner unserer Gegner traf so gut, ich war Sieger, und so gewannen wir auf einmal so ziemlich Alles wieder, was wir im Laufe des Winters verspielt hatten.

Der Frühling war schon ziemlich vorgerückt, und wir trafen bereits Vorkehrungen zum Abzuge, als ein alter Mann, Namens O-zhusk-ku-kon (die Moschusrattengalle), der einer der Metais-Oberhäupter war, mit seiner Enkelin und den Verwandten dieses Mädchens in meine Hütte kam. Sie war sehr schön und erst funfzehn Jahre alt; Net-no-kwa hatte aber keine sehr gute Meinung von ihr. Sie sprach zu mir: „Mein Sohn, diese Leute werden nicht aufhören, Dich zu quälen, so lange Du hier bleibst, und da das Mädchen sich durchaus nicht zu Deiner Frau paßt, so rathe ich Dir, nimm Dein Gewehr und geh fort; mache Dir ein Jagdlager, und komm nicht eher wieder, als bis sie sich überzeugt haben, daß Du auf ihre Anträge nicht eingehen willst.“ Diesen Rath befolgte ich, und O-zhusk-ku-kon schien die Hoffnung aufgegeben zu haben, mich mit seiner Enkelin zu verheirathen.

Als ich bald nach meiner Zurückkunft eines Abends vor meiner Hütte saß, sah ich ein junges hübsches Mädchen, das rauchte, spazieren gehen. Es blickte mich von Zeit zu Zeit an, kam endlich zu mir, und schlug mir vor, mit ihm zu rauchen. Ich antwortete aber, ich rauchte nicht. „Du schlägst es mir nur ab," sprach sie, „weil Du meine Pfeife nicht berühren willst." Da nahm ich die Pfeife und rauchte ein wenig, was ich in der That früher noch niemals gethan hatte. Die Unbekannte blieb noch einige Zeit bei mir, und fing an mir zu gefallen. Seit jenem Abende kamen wir öfter zusammen, und nach und nach gewann ich sie sehr lieb.

Ich erzähle dieses, weil eine solche Art Bekanntschaft zu machen, sonst unter den Indianern gar nicht gebräuchlich ist; denn wenn ein junger Mann ein Mädchen aus seinem Stamme heirathet, dann hat er vorher mit ihr noch in keinerlei vertrautem Umgange gestanden; beide haben sich im Dorfe wohl schon gesehen, aber vielleicht noch nie mit einander gesprochen. Die Heirath wird von den Eltern bestimmt und abgemacht, und das junge Paar ist gewöhnlich beiderseits damit zufrieden, da sie wissen, daß die Verbindung sehr leicht aufgelöst werden kann, wenn eines dem Andern mißfällt.

Ueber meine Unterhaltungen mit Mis-kwa-bun-o-kwa (der Morgenröthe), denn so hieß das Mädchen, welches mir seine Pfeife angeboten hatte, wurde bald im ganzen Dorfe hin- und hergesprochen. Eines Tages trat der alte O-zhusk-ku-kun in meine Hütte und führte abermals eine seiner zahlreichen Enkelinnen an der Hand; denn er hoffte, daß ich nun, wie alle jungen Männer in meinen Jahren, mir endlich eine Frau nehmen würde. „Hier ist," sprach er zu Net-no-kwa, „das hübscheste und beste Mädchen aus meiner gesammten Nachkommenschaft; ich trage sie Deinem Sohne an." Nachdem er diese Worte gesprochen, ging er aus der Hütte und ließ seine Enkelin stehen.

Dieses junge Mädchen war von der Net-no-kwa stets mit einer ungewöhnlichen Aufmerksamkeit behandelt worden, und galt in unserer Horde für eine vortreffliche Partie. Net-no-kwa schien ein wenig verlegen, und nahm endlich einen günstigen Augenblick wahr, mir zu sagen: „Das Mädchen, welches Dir angetragen wird, mein Sohn, ist hübsch und gut; aber Du

darfst es nicht nehmen, weil es in seiner Brust ein Uebel trägt, woran es, ehe ein Jahr vergeht, sterben muß. Du mußt eine gesunde, starke Frau haben; diesem Mädchen hier wollen wir ein hübsches Geschenk machen, und es nach Gebühr behandeln; es kann alsdann zu seinem Vater zurückkehren." Das Mädchen zog ab mit reichen Geschenken beladen; aber ehe ein Jahr verging, war die Prophezeiung der Alten eingetroffen.

Mis-kwa-bun-o-kwa und ich gewannen einander von Tage zu Tage mehr lieb, und wahrscheinlich mißbilligte Net-no-kwa nicht, was ich that; ich sagte ihr zwar nichts, aber sie mußte doch etwas davon erfahren haben, und bald überzeugte ich mich davon. Ich hatte zum ersten Male einen großen Theil der Nacht bei meiner Geliebten zugebracht, war erst spät in meine Hütte geschlichen und dann eingeschlafen. Am andern Morgen früh erhielt ich einen leisen Schlag auf meine Füße, und wachte auf.

„Steh auf!" rief die Alte, die einen dünnen Stecken in der Hand hielt und dicht neben mir stand, „steh auf, junger Mensch. Du willst ein Weib nehmen; Du mußt aber auch auf den Beinen sein und dem Wilde nachjagen; dann wird die Frau, welche Du Dir selbst gewählt hast, Dich höher achten, wenn sie weiß, daß Du schon früh mit ergiebiger Beute zurückkommst. Das ist besser, als wenn Du noch im Dorfe umhergehst, und den Schönen spielst, wenn alle Anderen schon auf der Jagd sind." Ich entgegnete kein Wort, nahm aber mein Gewehr, ging fort, und kam schon um Mittag mit einer schweren Ladung Fleisch von einem Moosethiere zurück. Das warf ich der Alten vor die Füße, und sprach in barschem Tone: „hier hast Du, Alte, was Du heute früh von mir fordertest." Sie freute sich sehr und lobte mich, woraus ich schloß, daß sie mein Verhältniß zur Morgenröthe nicht ungern sah. Es machte mir viel Vergnügen, daß mein Betragen von ihr gebilligt wurde. Es giebt unter den Indianern Viele, die ihre alten Eltern vernachlässigen und abstoßend behandeln; ich aber habe der Net-no-kwa, obwohl sie jetzt schon alt und schwächlich geworden war, stets die unbedingteste Achtung erwiesen.

Ich verdoppelte meine Thätigkeit auf der Jagd, kam daher gewöhnlich schon früh oder doch gewiß vor Abend heim

und nie ohne Beute; auf meinen Anzug verwandte ich möglichst viel Sorgfalt, und ging zuweilen, die indianische Flöte, Pe-be-gwun, spielend, im Dorfe umher. Eine Zeit lang that Mis-kwa-bun-o-kwa, als wollte sie mich nicht zum Manne nehmen; als aber meine Neigung etwas nachlassen zu wollen schien, entsagte sie dieser Ziererei. Ich meinerseits aber fühlte bald nachher in allem Ernste, wie mein bisheriger Wunsch, bald ein Weib in meine Hütte einzuführen, immer schwächer ward; ich legte es darauf an, allen Verkehr mit ihr abzubrechen und sie nicht mehr zu besuchen. Als sie deutlich sah, daß meine Gleichgültigkeit immer augenscheinlicher wurde, suchte sie bald durch Vorwürfe und Tadel, bald durch Bitten und Thränen mein Herz zu rühren; ich sagte aber der Alten nicht, daß sie mir die Morgenröthe in unsere Hütte bringen sollte, und hatte von Tag zu Tage weniger Lust, sie öffentlich als meine Frau anzuerkennen.

Um diese Zeit mußte ich nach dem Comptoir am rothen Flusse reisen, und ging dahin in Begleitung eines halbblütigen Indianers, welcher zu jener Niederlassung gehörte; er hatte ein sehr leichtes Pferd, und der Weg, welchen wir zurückzulegen hatten, beträgt, wie späterhin durch englische Pflanzer ausgemittelt worden ist, siebenzig (englische) Meilen. Wir stiegen abwechselnd zu Pferde, und wer gerade gehen mußte, hielt sich am Schweife des Thieres fest. Den weiten Weg (vierzehn deutsche Meilen) legten wir in einem Tage zurück. Die Rückreise machte ich zwar allein und ohne Pferd, wollte aber den Weg in eben so kurzer Zeit zurücklegen; doch mußte ich, weil es dunkel ward, und mein Körper zu abgemattet war, nur noch sechs Meilen von meiner Hütte entfernt, liegen bleiben.

Als ich am andern Morgen in dieselbe eintrete, sehe ich Mis-kwa-bun-o-kwa an meiner Stelle sitzen. Ich bleibe an der Thür stehen, und zaudere weiter hineinzugehen; sie senkte den Kopf. Da sprach Net-no-kwa in barschem Tone, in welchem sie sonst nie mit mir zu reden pflegte: „Willst Du unserer Hütte den Rücken kehren, und dieses junge Weib entehren, das in allem Betrachte mehr werth ist, als Du? An allem, was geschehen ist, bist Du schuld; sie oder ich haben keine Veranlassung dazu gegeben. Bis diesen Tag bist Du ihr im Dorfe

nachgelaufen; willst Du sie nun verstoßen, als ob sie sich Dir in den Weg geworfen hätte?" Die Vorwürfe, welche Net-no-kwa mir machte, waren nicht ganz ohne Grund, und meine Neigung that ein Uebriges. So trat ich denn näher, setzte mich neben Mis-kwa-bun-o-kwa, und wir wurden auf diese Weise Mann und Frau.

Während meiner Reise nach dem rothen Flusse hatte die alte Net-no-kwa, ohne sich darum zu scheren, ob ich einwilligen würde oder nicht, die Sache mit den Eltern meiner Geliebten richtig gemacht, und diese in unsere Hütte eingeführt. Sie mochte wohl denken, daß es nicht schwer seyn würde, von mir Billigung und Gutheißen ihres Betragens zu erhalten. Bei den meisten Verbindungen, welche die jungen Leute unter den Indianern mit einander eingehen, haben sie weit weniger dabei zu thun, als dies Mal ich und meine Frau. Der Werth der Geschenke, welche die Eltern eines jungen Mädchens für die Abtretung ihrer Person in Anspruch nehmen können, wird um so geringer, je mehr Männer die Braut schon gehabt hat.

Achtzehntes Capitel.

Vorbereitungen zum Kriege gegen die Sioux. — Schlechter Ruf der Muskegoes. — Einweihung der Krieger. — Lager der Indianer. — Todten-Andenken. — Ansehen der Häuptlinge.

Vier Tage nach meiner Heimkunft vom rothen Flusse machten wir uns auf, um in die Wälder zu ziehen. Unsere Gesellschaft bestand aus Wa-me-gon-a-biew mit seinen beiden Weibern, Waw-be-be-nais-sa, einer Frau mit mehren Kindern, mir nebst meiner Frau, endlich Net-no-kwa und ihrer Familie. Wir nahmen unsern Weg nach dem Craneberryflusse (Pembina), an dessen Ufern wir eine Stelle auswählen wollten, wo wir Weiber und Kinder zurücklassen konnten, während wir an einem

Kriegszuge gegen die Sioux, der eben vorbereitet wurde, Theil zu nehmen gedachten. Als wir einen passenden Platz gefunden hatten, beschäftigten wir uns ausschließlich mit der Jagd, damit unsere Familien während unserer Abwesenheit hinlängliche Lebensmittel haben möchten. Eines Morgens war ich mit nur drei Kugeln ausgegangen, und schoß zweimal fehl auf ein großes und fettes Moasethier, weil ich zu früh abdrückte; beim dritten Male traf ich seine Schulter, und kam ihm bald ziemlich nahe. Da ich aber keine Kugeln mehr hatte, so lud ich dreimal hinter einander Schrauben ein; und dann erst stürzte das Thier.

Wir hatten viel Wild geschossen; und während die Weiber damit beschäftigt waren, es zu dörren und zu räuchern, stiegen mein Bruder und ich zu Pferde; denn wir wollten wissen, wie es mit den zu Pembina versammelten Kriegern stände, und ob sie sich bald in Bewegung setzen würden. Waw-be-be-nais-sa blieb bei unseren Familien zurück. Wir trafen auf vierzig Muskegoes, die bereit waren, am andern Morgen sich in Bewegung zu setzen. Auch viele Kris und Oschibbeways hatten sich versammelt, schienen aber nur wenig Lust zu haben, die Muskegoes zu begleiten, welche bei ihnen in keinem guten Rufe stehen. Wir beide, mein Bruder und ich, hatten keine Mocassins, oder etwas, das man statt derselben unter den obwaltenden Umständen zu tragen pflegt. Wa-me-gon-a-biew drang darauf, wir sollten zu den Unsrigen zurückkehren, und meinte, wir könnten zur Zeit des Blätterabfalles mit den Oschibbeways einen andern Kriegszug mitmachen. Ich sagte ihm aber, daß nichts in der Welt mich abhalten sollte, die schöne Gelegenheit, die sich mir jetzt darböte, zu benutzen, und daß wir ja an beiden Zügen Theil nehmen könnten. Am andern Morgen gingen wir mit den Muskegoes ab.

Schon am Abend des zweiten Tages nach unserem Aufbruche waren uns die Lebensmittel ausgegangen, und der Hunger machte sich fühlbar. Als wir uns Nachts auf unserer Lagerstätte zum Schlafen niederlegten, und die Ohren dicht an die Erde hielten, hörten wir ein dumpfes Geräusch, das unserer Meinung nach von einer Bisonheerde herrührte; wenn man aufstand, hörte man aber nichts mehr. Am andern Morgen

war kein Bison zu sehen, obwohl wir von unserem Lagerplatze aus weit und breit die Prairie überblicken konnten. Wenn wir aber die Ohren wieder dicht auf die Erde legten, hörten wir immer noch dasselbe Getöse, und in gleicher Entfernung wie am Abend. Nun wurden acht Mann, unter denen ich mich befand, nach der Gegend, in welcher wir Bisons vermutheten, abgeschickt, und ein Versammlungsort bezeichnet, wo wir am Abend wieder zusammentreffen, und wohin wir das Fleisch der erlegten Thiere schaffen sollten. Also machten wir uns früh Morgens auf den Weg, und gingen mehre Stunden vorwärts, ohne etwas Auffallendes zu bemerken. Endlich aber sahen wir einen langen schwarzen Streif, der am Horizonte sich lang hinstreckte, etwa wie ein niedriges Ufer eines See's, das man aus weiter Ferne erblickt. Es war eine Heerde Bisons, die noch etwa eine Strecke von zehn Meilen weit weg sein mochte.

Eben damals hatte die Zeit der Begattung angefangen; die ganze Heerde trieb sich wirr durcheinander herum, und die Männchen kämpften miteinander auf Leben und Tod. Sie stampften mit aller Gewalt auf die Erde, brüllten in ihrer Wuth ununterbrochen und so laut, daß wir es meilenweit hören konnten, und rannten mit unbeschreiblicher Heftigkeit gegen einander ein. Wir wußten recht gut, daß unter diesen Umständen unser Nahekommen die Thiere weit weniger bekümmern würde, als zu jeder andern Zeit; gingen daher geraden Wegs auf die Heerde zu, und schossen zuerst einen verwundeten Bullen, der gar keine Miene machte, uns zu entrinnen. Er hatte aber auch in den Seiten so tiefe Wunden, daß ich bequem die ganze Faust hineinlegen konnte.

Da wir wußten, daß in dieser Jahreszeit das Fleisch der Männchen sehr schlecht schmeckt, so wollten wir dergleichen nicht schießen, wiewohl wir mit leichter Mühe eine große Menge hätten erlegen können. Nun stiegen wir von unseren Pferden, bei denen ein Paar Mann zur Bewachung blieben, während die Uebrigen sich mitten in die Heerde schlichen, um den Weibchen nahe zu kommen. Ich hatte mich von meinen Gefährten getrennt, dabei aber etwas zu weit vorgejagt, und sah mich jetzt auf einmal rings von Bisons umgeben. Noch immer war mir kein Weibchen in den Schuß gekommen, als auf einmal

mehre Männchen wüthend miteinander kämpften und bis dicht in meine Nähe kamen. In ihrer Hitze achteten sie entweder gar nicht auf meine Gegenwart, oder bemerkten sie nicht; kurz sie wirthschafteten in meiner Nähe dermaßen herum, daß ich für meine Sicherheit besorgt wurde, und in einem der tief ausgehöhlten Löcher Schutz suchte, die man überall in Gegenden findet, wo die Bisons sich häufig aufhalten, und die sie selbst auswühlen, um sich in denselben herumzuwälzen. Aber auch da war ich noch nicht sicher, und mußte Feuer geben, um sie von mir fern zu halten; selbst das gelang mir indessen erst, als ich vier Stück niedergeschossen hatte. Der wiederholte Knall versetzte die Weibchen in großen Schrecken, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß ich von meinem Standpunkte aus auch nicht eins würde erlegen können. Deshalb eilte ich nach der Stelle, wo mein Pferd stand, um zu den Indianern zu kommen, die ziemlich weit entfernt waren und glücklicher Weise ein Weibchen erlegt hatten, das recht hübsch fett war. Aber auch dies Mal war, wie es gewöhnlich bei Jagden dieser Art der Fall zu seyn pflegt, die ganze übrige Heerde davon gerannt; nur ein Männchen hatte den Indianern gegenüber Stand gehalten, und that es noch, als ich ankam.

„Ihr seid Krieger," sagte ich zu ihnen, „ihr geht in weite Ferne, um einen Feind aufzusuchen, und könnt diesem alten Bison da, der nichts in den Händen hat, nicht einmal sein Weibchen abnehmen." Darauf ging ich geradezu auf den Bullen los, der sein todtes Weibchen bewachte, und von uns etwa zweihundert Yards (englische Ellen) entfernt seyn mochte; kaum hatte er bemerkt, daß ich mich ihm näherte, da rannte er auch schon auf mich zu, und zwar so furchtbar stürmisch, daß ich für meine und meines Pferdes Sicherheit fürchtete, und in schleuniger Hast umwandte. Nun lachten die Indianer herzhaft über mein Mißgeschick, gaben aber ihre Hoffnung noch nicht auf, das Weibchen in ihre Hände zu bekommen. Endlich lenkten sie die Aufmerksamkeit des Bullen bald hierhin und bald dorthin, kamen ihm nahe und schossen ihn todt.

Während wir das Weibchen in Stücken schnitten, bemerkten wir, daß die Heerde nicht weit entfernt war, und ein anderes älteres Weibchen, welches die Indianer für des erlegten

Thieres Mutter hielten, den Blutspuren folgte, und wüthend gegen uns einrannte. Die Indianer flohen vor Schreck weit weg, weil die wenigsten ihre Waffen zur Hand hatten, während ich mich schnell zusammen nahm, mein Gewehr in aller Eile lud, und bereit war zu seinem Empfange. Vorsichtig legte ich mich hinter die Reste des zerschnittenen Weibchens, ließ die Alte nahe kommen und drückte los. Sie stutzte, schlug ein paar Mal über und sank todt zu Boden. Nun hatten wir also das Fleisch von zwei fetten Weibchen; mehr brauchten wir nicht, und eilten daher möglichst schnell nach dem verabredeten Sammelplatze, wo wir unsere Gefährten trafen. Sie hatten unterwegs einen Damhirsch erlegt, und sich also satt essen können.

Damals nahm ich zuerst Theil an den Feierlichkeiten, welche man die Einweihung eines Kriegers nennen könnte. Die drei ersten Male, wenn ein junger Mann in den Krieg zieht, muß er dem indianischen Brauche zufolge mancherlei Vorschriften und Gebote befolgen, von denen die älteren Krieger befreit sind. Der junge Krieger nämlich muß sich stets sein Gesicht schwarz anmalen, einen Hut oder sonst einen Kopfputz tragen, und den alten Kriegern auf dem Fuße folgen. Nie darf er vor ihnen hergehen; auch ist ihm verboten, sich mit den Fingern den Kopf oder irgend einen andern Theil des Körpers zu kratzen; hält er das für nöthig, so muß er es mit einem Stückchen Holz thun. Das Gefäß, woraus er ißt oder trinkt, das Messer, dessen er sich bedient, darf außer ihm selbst, Niemand anrühren. Bei einigen Stämmen sind auch die Weiber in der ersten Zeit ihrer monatlichen Reinigung den beiden letzteren Geboten eben sowohl unterworfen, wie die jungen Krieger. Diese letzteren dürfen ferner, wie lang und ermüdend auch der Zug ist, am Tage weder essen noch trinken, noch sich setzen; macht einer von ihnen einen Augenblick Halt, so wendet er sein Antlitz seinem Geburtslande zu, damit der große Geist sehen kann, daß es sein Wunsch ist, wieder in seine Hütte zurückzukehren.

Auch beim Nachtlagern wird eine bestimmte Ordnung beobachtet; sind an der Stelle, welche ausgewählt wird, Baumzweige genug vorhanden, so steckt man sie in die Erde, und umgiebt mit denselben den Lagerplatz, der in der Regel viereckig oder länglich viereckig ist, und auf der Seite, welche dem

feindlichen Lande zuliegt, eine Oeffnung oder eine Art von Thor hat. Sind aber keine Baumzweige vorhanden, so nimmt man kleine Stäbe oder Stengel von Kräutern, die auf der Prairie wachsen, und stellt diese ganz so wie die Zweige um den Lagerplatz herum. Unfern vom Eingange hat der oberste Häuptling seinen Platz, und die alten Krieger halten sich dicht in seiner Nähe. Auf diese folgen die übrigen Krieger nach ihrem Range und Ansehen; endlich liegen im Hintergrunde des Lagers die Männer mit geschwärzten Gesichtern, welche ihren ersten Kriegszug machen.

Alle Krieger ohne Ausnahme, junge sowohl wie alte, schlafen in einer solchen Lage, daß ihr Gesicht der Heimath zugewandt ist; wie unbequem das auch seyn mag, und wie viel Anstrengungen sie auch schon ertragen haben mögen, so dürfen sie doch unter keinerlei Umständen oder Verhältnissen eine andere Lage wählen, auch niemals zu zweien beisammen auf oder unter derselben Decke liegen. Unterwegs setzen die Krieger sich niemals auf die bloße nackte Erde; sie müssen zum allerwenigsten ein Stück Rasen oder einige Zweige unterlegen; auch soviel als möglich dahin sehen, daß ihnen die Füße nie naß werden. Können sie nicht umhin, durch einen Morast zu waten, oder über ein fließendes Wasser zu setzen, so ist es nothwendig, daß die Kleider wenigstens so trocken als möglich bleiben, und sie umwickeln die Beine mit Blättern oder Gras, sobald sie aus dem Wasser kommen. Nie gehen sie auf einem schon betretenen Pfade, wenn sie es auf irgend eine Art vermeiden können; geht dieses nicht an, so reiben sie Füße und Beine mit einer Masse ein, welche sie zu diesem Behufe bei sich tragen. Niemand darf über irgend einen Gegenstand hinweg schreiten, der einem Krieger zugehört, z. B. über ein Gewehr, seine Decke, eine Streitaxt, ein Messer oder eine Kriegskeule; auch nicht über die Beine, Hände oder den Körper eines Mannes, der sitzt oder liegt. Wird dieses Gebot unvorsichtiger Weise übertreten, so muß der, dessen Glieder, Waffen oder Geräthschaften entweihet worden sind, den Mann, welcher sich ein solches Vergehen hat zu Schulden kommen lassen, anpacken und zu Boden werfen, und dieser läßt sich das immer gefallen, wenn er auch der Stärkere seyn sollte Die Gefäße, aus denen sie

essen und trinken, sind gewöhnlich eine kleine Art Tassen, aus Holz oder Birkenrinde verfertigt, und in der Mitte des Randes mit einem Zeichen versehen. Die Indianer achten genau auf beide Seiten; auf dem Hinzuge trinken sie stets so, daß sie immer nur die eine Seite an den Mund setzen, und auf dem Heimzuge geschieht dasselbe mit der anderen. Wenn sie nur noch eine Tagereise von ihrem Dorfe entfernt sind, dann hängen sie alle diese Gefäße entweder an Bäumen auf, oder werfen sie auf die Prairie hin.

Ich hätte anführen sollen, daß von ihren Biwachten aus der Anführer zuweilen einige junge Krieger voraussendet, damit sie das Puschkwawgumme-genahgun bereiten, d. h. einen Fleck Landes frei machen von Gestripp oder Gras, auf welchem das Ko-zau-bun-zichegun vollzogen wird, das heißt, man nimmt dort die Zauberoperationen vor, vermittelst deren man die Stellung und den Ort, wo der Feind sich befindet, ausmitteln zu können glaubt. Auf jener Stelle wird nämlich auf einer beträchtlichen Strecke der Rasen abgestochen, und die Erde mit den Händen durchgewühlt, damit sie feiner wird. Darauf umgiebt man sie mit Ruthen oder kleinen Stangen und Niemand darf hineingehen.

Wenn der Häuptling oder Anführer benachrichtigt wird, daß Alles in Bereitschaft ist, dann setzt er sich an das Ende, welches dem Lande des Feindes gegenüber liegt. Nachdem er gesungen und gebetet hat, legt er vor sich an den Rand des Fleckes Erde, welchen man mit einem Gartenbeete vergleichen kann, zwei kleine, runde Steine. Wenn er eine Weile allein geblieben ist, um den großen Geist anzuflehen, daß er ihm den Pfad zeigen möge, auf welchem er seine jungen Leute führen solle, kommt ein Ausrufer aus dem Lager auf ihn zu, kehrt auf halbem Wege wieder um, ruft die bedeutendsten Krieger beim Namen, und sagt; „Kommt und raucht." Nun können außer diesem auch noch andere dem Häuptlinge nahe kommen, und das Ergebniß des Ko-zau-bun-zichegun sich in der Nähe betrachten. Die beiden Steine, welche der Häuptling oben auf das Beet gelegt hat, sind nun von demselben herabgefallen, und von der Beschaffenheit des Eindruckes, welchen sie in der

weichen Erde zurückgelassen haben, hängt es ab, welche Richtung eingeschlagen werden soll.

Auf dieser geweiheten Stätte werden die Opfer an Kleidern, Getreide oder worin sie sonst bestehen mögen, allnächtlich an einem Pfahle aufgehängt, zusammen mit den Jebi-ug's oder den Andenken, welche man von verstorbenen Freunden hat. Diese letzteren müssen auf das Schlachtfeld geworfen, oder wenn irgend möglich in den zerrissenen Eingeweiden der im Kampfe erschlagenen Feinde verborgen werden. Wenn einem Krieger ein Kind gestorben ist, das er sehr lieb hatte, dann trägt er, wenn es irgend angeht, ein Kleidungsstück oder ein Spielzeug, dessen es sich bediente, am häufigsten aber eine Haarlocke bei sich, und wirft sie hin auf's Schlachtfeld.

Die Späher, welche in Feindeslande stets dem Zuge vorausgeschickt werden, ermangeln nie, die verlassenen Hütten zu durchsuchen, und sorgfältig alles Kinderspielzeug, dessen sie ansichtig werden, mitzunehmen; z. B. kleine Bogen, oder ein Stück von einem zerbrochenen Pfeile. Kennen sie einen Mann, dessen Kind gestorben ist, so zeigen sie ihm dasselbe und sagen dabei: „Dein kleiner Knabe ist da und da; wir sahen ihn mit den Kindern unserer Feinde spielen." Der betrübte Vater nimmt fast immer jenes Spielzeug, sieht es einige Zeitlang an, fängt an zu schreien, und will ins Gefecht stürzen. Ein Indianerhäuptling hat auf einem solchen Kriegszuge keine andere Gewalt, als solche, die sein persönlicher Einfluß ihm verschafft; er muß daher zu Mitteln aller Art seine Zuflucht nehmen, um die Hitze und den Eifer seiner Krieger rege zu erhalten.

Neunzehntes Capitel.

Der Muskegoe-Prophet. — Das Jebi. — Ta-busch-schah, der Zankanstifter. — Die Kriegsgebote werden außer Acht gelassen. — Rednerstreit. — Desertion. — Der Kriegszug schlägt fehl. — Das Stachelschwein. — Der rothe Damhirsch. — Indianische Blutrache. — Gefährliches Geschenk. — Eigenthümliche Art zu tauschen. — Eine weiße Bärin. — Bärenjagd. — Der Bisonhöcker-See.

A-gus-ko-gaut, der Muskegoe-Häuptling, den wir damals begleiteten, gab sich selbst für einen Propheten des großen Geistes aus, ganz so wie es einige Jahre später der that, welcher unter den Schahnis erschien. Er hatte kurz vorher seinen Sohn verloren, und trug nun ein Jebi bei sich, das er auf dem Schlachtfelde lassen wollte. Dieser Entschluß gab seinem Wunsche, mit den Feinden handgemein zu werden, neue Kraft.

Bald nachher erhielten wir eine Verstärkung von zwanzig Mann, unter der Leitung des Ta-busch-schah (d. h. des Zank- und Streitanstifters, Chicaneurs). Dieser war ein Dschibbeway, von unruhigem, hochfahrenden Geiste, und konnte es nicht leiden, daß ein anderer als er selbst, einen Kriegszug gegen die Sioux anführen sollte. Mehr als Alles fürchtete er aber, seine Großthaten durch die Standhaftigkeit eines so verachteten Volkes, wie die Muskegoes sind, verdunkelt zu sehen. Indessen schien es jetzt nicht, als wollte er unserer Unternehmung Hindernisse in den Weg legen, und er sagte, er sei gekommen, um seinen Brüdern, den Muskegoes, Hülfe zu leisten. A-gus-ko-gaut kannte sicherlich die Denkungsart und Handlungsweise Ta-busch-schah's; empfing ihn aber scheinbar mit großer Herzlichkeit und Freude.

Nachdem wir mehre Tage lang vorwärts gegangen waren, und eben weite Prairien überschritten, wurde unser Durst so stark, daß wir nothwendig einige Kriegsgebote verletzen mußten. Mehre Indianer kannten das Land recht gut, und wußten, daß in einer Entfernung von mehren Meilen, Wasser vorhanden

war; die Mehrzahl der alten Krieger aber marschirte zu Fuße, und war vor Hitze und Anstrengung äußerst abgemattet. In dieser Noth mußten die berittenen Krieger es auf den Zufall ankommen lassen, und sehen, wo Wasser zu finden war. Wa-me-gon-a-biew und ich hatten Pferde. Wir verabredeten die Zeichen, welche gegeben werden sollten, um unserem kleinen Armeecorps die Richtung anzudeuten, welche es einschlagen müßte, um zu dem Wasserplatze zu gelangen, welchen wir aufsuchen wollten. Ich war so ziemlich der erste, welcher einen Ort fand, wo man den Durst löschen konnte; aber noch bevor Alle diese Stelle erreichen konnten, war bei Manchen die Qual auf's allerhöchste gestiegen. Die, welche beim Quelle sich schon befanden, schossen die ganze Nacht hindurch Gewehre ab, und so kamen endlich die Nachzügler von verschiedenen Seiten herbei. Einige spieen Blut, andere waren förmlich wahnsinnig.

Bei dieser Quelle machte ein Greis, Namens Ah-tek-oons (das kleine Caribou) ein Ko-zau-bun-zichegun, oder eine Weissagung, und verkündete, daß in einer gewissen Richtung eine zahlreiche Schaar von Sioux-Kriegern sich befinde, die gerade auf uns zu käme; wir würden aber ohne beunruhigt zu werden, in ihr Land kommen, wenn wir unseren Weg nach der rechten oder linken Seite nähmen; alsdann könnten wir die Weiber in den Dörfern überfallen. Wenn wir sie aber herankommen ließen, so daß es ihnen möglich würde uns anzugreifen, dann würden sie uns ohne Ausnahme, bis auf den letzten Mann ums Leben bringen. Ta-busch-scha schien dieser Prophezeiung unbedingten Glauben beizumessen; der Muskegoe-Häuptling aber und die Mehrzahl seiner Krieger legten gar keinen Werth darauf.

Indessen entstand ein Gemurmel; mehre Indianer sprachen es laut aus, man müsse den A-gus-ko-gaut verlassen, und in die Heimath zurückkehren; doch vergingen mehre Tage, ohne daß sich weiter etwas besonderes ereignete. Nur trafen unsere Späher auf einen einzelnen Indianer, der sich aus dem Staube machte, sobald er sich bemerkt sah; man vermuthete, es sei ein Sioux-Krieger gewesen. Eines Morgens kamen wir in die Nähe einer Bisonheerde, und mehre junge Jäger machten Jagd auf dieselbe, weil uns die Lebensmittel völlig ausgegangen wa-

ren. Seitdem jener Indianer gesehen worden war, marschirten wir nur während der Nacht, und blieben den ganzen Tag über an verborgenen Stellen liegen; diesmal aber gestatteten es die Muskegoe's, daß ihre jungen Krieger die Bisons am hellen Tage und ohne alle weitere Vorsicht verfolgen durften. Sie feuerten ihre Gewehre sehr oft ab.

Nun hatten wir vollauf zu essen in unserem Lager, und es war wie bei einem Feste; die Krieger hatten sich vereinigt, um gemeinschaftlich zu essen. Nach beendigter Mahlzeit stand Ta-busch-schah auf und sprach mit lauter Stimme: „Muskegoes! Ihr seid keine Krieger; Ihr seid fernher aus Euerem Lande gekommen, um die Sioux anzugreifen, hunderte von Eueren Feinden sind ganz nahe bei uns, und Ihr versteht es doch nicht einmal, einen Einzigen zu treffen, wenn sie nicht über Euch herfallen, und Euch todt schlagen." — Nachdem er so gesprochen, äußerte er, es sei seine Absicht, eine Kriegerabtheilung zu verlassen, die so schlecht angeführt werde, und mit seinen zwanzig Mann in seine Heimath zurückzukehren. Ich bin überzeugt, daß er bei seiner ganzen Reise keinen anderen Zweck hatte, als eine Gelegenheit zu finden, um A-gus-ko-gaut's Gefolge in Unordnung zu bringen.

Als er gesprochen hatte, entgegnete ihm Pe-zhew-o-ste-gwon (der Kopf der wilden Katze), der Redner des Muskegoehäuptlings, folgendes: „Wir sehen jetzt recht gut ein, weshalb unsere Brüder, die Dschibbeways und Kris nicht mit uns vom rothen Flusse fortziehen wollten. Ihr seyd nahe bei Euerem Lande, und es kommt Euch wenig darauf an, ob Ihr jetzt schon mit den Sioux zusammentrefft, oder erst wenn die Blätter abfallen. Wir aber kommen aus weiter Ferne, wir tragen nun schon lange die, welche unsere Freunde und Kinder waren, mit uns herum, damit wir sie im Lager unserer Feinde niederlegen können. Ihr wißt recht wohl, daß in einer noch dazu zahlreichen Schaar, wie die unserige ist, einem zurückkehrenden Krieger allmälich auch die Anderen folgen, so daß zuletzt keiner mehr da ist, und nur um es dahin zu bringen, habt Ihr Euch mit uns vereinigt. Ihr lockt unsere jungen Krieger an Euch, um uns zum Umkehren zu zwingen, noch ehe wir gefochten haben." — Gleich nachdem diese Worte gesprochen worden waren,

stand Ta=busch=schah, ohne das Mindeste zu entgegnen, auf, wandte das Gesicht seiner Heimath zu, und setzte sich mit seinen zwanzig Mann dorthin in Bewegung.

Dieser Abfall schien die jungen Muskegoes zu empören, und mehre schossen hinter den abziehenden Oschibbeways her; diese wollten Solches vergelten, ihr Häuptling aber, der immer klug war, wußte dieser ersten Bewegung Einhalt zu thun, und diese scheinbare Großmuth machte einen tiefen Eindruck auf die Männer, welche jetzt gefährliche Feinde geworden waren. A=gus=ko=gaut und die angesehensten Muskegoes blieben ruhig und schweigend sitzen, und die jungen Krieger folgten einer nach dem andern, den Spuren der Oschibbeway's, und thaten dasselbe, wie jene. Auch Wa=me=gon=a=biew folgte dem Strome; und als er fortging, setzte ich mich ganz in die Nähe des Häuptlings, von dem ich nur ein Paar Schritte entfernt war. Beinahe den ganzen Tag blieben A=gus=ko=gaut und seine treuesten Krieger ohne sich zu bewegen auf der Stelle sitzen, wo sie Ta=busch=schahs Rede angehört hatten; als aber der alte Häuptling endlich sah, daß sein ganzes aus sechszig Mann bestehendes Gefolge bis auf fünf zusammengeschmolzen war, konnte er die Thränen nicht mehr halten.

Da trat ich ganz dicht an ihn hinan, und sagte, daß ich ihn auch ferner begleiten wollte, falls er im Sinne habe, weiter zu gehen; ich würde mit ihm ziehen. Die drei anderen Krieger, als seine besonderen Freunde, waren auch bereit ihm zu folgen; allein er sagte, mit so geringen Kräften könne er nicht viel ausrichten, und wir würden unfehlbar erschlagen werden, wenn wir jetzt mit den Sioux zusammenträfen. So nahm der Kriegszug ein Ende, und Jeder kehrte auf dem ersten besten Wege heim, ohne ferner an etwas anderes zu denken, als an seine Sicherheit; jeder Einzelne that, was ihm genehm war. Ich vereinigte mich möglichst schnell wieder mit Wa=me=gon=a=biew, der noch drei Männer bei sich hatte, so daß wir unserer fünf waren, die zusammen zogen; wir schlugen aber eine ganz andere Richtung ein, als die meisten unserer Gefährten. Wild war auf unserem Wege häufig, und Hunger machte sich also nicht fühlbar.

Eines Morgens früh lag ich, in meine Decke gewickelt, in einem tiefen Pfade, den die Bisons ausgetreten hatten; er führte durch eine Prairie zu einem kleinen Bache, in dessen Nähe wir uns gelagert hatten. Die Blätter waren damals schon in großer Menge abgefallen (d. h. der Herbst bereits weit vorgerückt), und das Gras auf den Prairien durch den Frost längst ganz trocken geworden. Damit dasselbe kein Feuer fangen möchte, ließen wir unser kleines Feuer mitten in jenem Pfade brennen. Die anderen Indianer waren schon aufgestanden, gingen zur rechten oder linken Seite des Pfades umher und bereiteten das Frühstück. Da ward unsere Aufmerksamkeit durch einen auffallenden Ton rege, und wir sahen, daß ein Stachelschwein langsam und tölpisch auf uns zu kam.

Ich hatte oft von der Dummheit dieses Thieres erzählen hören, selbst aber noch keine Proben davon gesehen. Es kam näher, ohne sich um irgend etwas zu bekümmern, bis es endlich mit seiner Nase an die glühenden Kohlen stieß; dann sprang es schnell zurück und stellte sich auf die Hinterpfoten, blieb aber doch der Flamme so nahe, daß diese, vom Winde getrieben, ihm die Haare auf dem Kopfe versenkte. In dieser Stellung blieb es einige Minuten, schloß und öffnete die Augen abwechselnd, und sah dabei sehr dumm aus. Endlich schlug ein Indianer, der sich langweilte, es so da zu sehen, ihm mit einem Stücke Moosefleisch, das er auf einen Baumzweig, der statt Bratspieß diente, gesteckt hatte, nach dem Kopfe; und ein anderer schlug es mit dem Tomahawk todt. Wir aßen etwas von seinem Fleische, und es schmeckte sehr gut. Die Indianer erzählten mir damals, was ich auch später selbst gesehen habe, daß ein Stachelschwein, wenn es bei Nacht am Ufer eines Flusses herumgeht, um zu fressen, einen Menschen gar nicht bemerkt, selbst wenn derselbe Futter ans Ende eines Ruders legt, und ihm solches dicht unter die Nase hält; es frißt ganz ruhig auf, was man ihm so darbietet. Es beißt und kratzt nicht, wenn man es fängt, und vertheidigt sich nur mit seinen sehr gefährlichen Stacheln. Die Hunde lassen sich nur selten auf ein Stachelschwein hetzen; und gehen sie ja darauf, so ist entweder der Tod die Folge, oder sie werden so verwundet, daß sie lange Zeit schreckliche Schmerzen ausstehen müssen.

Nachdem wir vier Tage lang gegangen waren, kamen wir an den Fluß des großen Waldes, der in einem Gebirge seine Quelle hat, längere Zeit durch eine Prairie fließt, endlich auf einer Strecke von zehn Meilen verschwindet, und sich nachher in den rothen Fluß ergießt. Unterhalb der Stelle, wo er auf der Prairie unsichtbar wird, bekommt er einen anderen Namen; es ist aber ohne Zweifel noch derselbe Fluß. Wir erlegten an seinen Ufern einen rothen Damhirsch, ganz von derselben Art, wie die, welche man in Kentucky findet. Dieses Thier wird übrigens im Norden nur selten angetroffen.

Als ich wieder zu meiner Familie kam, hatte ich nur noch sieben Kugeln. In der Nähe war kein Handelsmann, und ich konnte mir darum keine neuen Vorräthe verschaffen. Indessen schoß ich doch etwa zwanzig Moose- und Elendthiere; denn sehr oft geht die Kugel, wenn man ein solches Thier erlegt, nicht durch und durch, und man kann sie noch einmal benutzen.

Die Jahreszeit war schon vorgerückt, und ich machte mich auf nach dem Comptoir am Mooseriver, um von dort einige Munition zu holen. Wa-me-gon-a-biew wollte für sich allein leben, Net-no-kwa aber bei mir bleiben. Als wir uns gerade trennen wollten, trafen wir beim Comptoir einige Mitglieder einer Kris-Familie, die vor langer Zeit einmal mit Wa-me-gon-a-biews Vorfahren Streit gehabt hatte. Diese Leute gehörten zu einer ansehnlichen Bande, die uns völlig fremd und zu zahlreich war, als daß wir uns mit ihnen hätten einlassen können. Es wurde uns gesagt, daß sie sich vorgenommen hätten, Wa-me-gon-a-biew zu tödten; und wir hielten für zweckmäßig, ihr Wohlwollen durch ein Geschenk zu erkaufen, da wir doch einmal mehr oder weniger in ihrer Gewalt waren.

Wir hatten zwei Fäßchen Whiskey; diese gaben wir der Bande, und eins namentlich erhielt der Häuptling der Familie, welche Wa-me-gon-a-biew bedrohete. Als sie sich ans Trinken machten, kam ein Indianer, der sich sehr herzlich stellte, lud meinen Bruder zum Trinken ein, und wollte mit ihm zechen. Bald darauf schien er betrunken zu seyn; ich aber hatte ihn beobachtet, und wußte daher, daß er noch vollkommen Herr seiner selbst war, weil er fast noch gar nichts getrunken. Ich sah nun wohl, was er eigentlich bezweckte, und beschloß, so

viel nur in meiner Macht stände, Wa=me=gon=a=biew gegen die Nachstellungen seines Feindes zu schützen. In der Erwartung, daß es uns wohl gelingen würde, die Freundschaft jener Kris=Familie zu erwerben, hatten wir unser Feuer unweit von dem ihrigen angezündet; meinen Bruder, der jetzt zu betrunken war, als daß ich mich auf ihn hätte verlassen können, trug ich in unser Lager.

Kaum hatte ich ihn unter seine Decke gelegt, so sah ich mich auch schon von der feindlich gesinnten Familie umringt; Alle waren mit Gewehren und Messern bewaffnet. Sie sprachen davon, daß Wa=me=gon=a=biew getödtet werden müsse. Zum Glück hatte der von uns ausgetheilte Branntwein ihnen allen die Köpfe verdrehet; nur der eine Mann, von dem ich eben gesprochen habe, war nüchtern; von ihm allein glaubte ich etwas Schlimmes befürchten zu müssen. Zwei Indianer traten näher, um Wa=me=gon=a=biew todt zu stechen; ich aber warf mich dazwischen und verhinderte es. Da packten sie mich bei den Armen, und ich ließ das ruhig geschehen; ich wußte, daß in dem Augenblicke, wo sie einen Streich gegen mich würden führen wollen, Jeder mich mit einer Hand würde loslassen müssen, und bei der Gelegenheit wollte ich mich losreißen. Mit meiner rechten Hand hielt ich den Griff eines großen Messers fest, das ich unter meiner Decke versteckt hatte, und auf welches ich mich jetzt völlig verließ. Der Indianer, welcher mich an meiner linken Seite gepackt hatte, ergriff nun sein Messer, um es mir in den Leib zu rennen; allein sein Genosse, der betrunken war, bemerkte, daß er sein Messer hatte fallen lassen, und bat ihn daher so lange zu warten, bis er es wieder gefunden hätte; alsdann wollte er ihm behülflich seyn, mich todt zu machen. Er ließ meine rechte Hand mir frei, und eilte hinweg, um sein Messer zu holen.

Auf eine solche Gelegenheit hatte ich eben gewartet und gehofft; alle Kraft aufbietend, rang ich mich in einem Augenblicke los, und sofort erglänzte auch vor den Augen des Indianers die Schneide meines Messers. Jetzt war ich frei, und hätte mein Leben durch die Flucht außer aller Gefahr setzen können; aber ich wußte, daß Wa=me=gon=a=biew, wenn ich ihn verließ, unrettbar eine Beute des Todes werden mußte; und

ich entschloß mich daher, ihn in dieser gefährlichen Lage nicht im Stiche zu lassen.

Die Indianer schienen einen Augenblick verblüfft über meinen Widerstand; sie staunten aber noch mehr, als sie sahen, daß ich meinen betrunkenen Gefährten aufnahm, zwei oder drei Sprünge machte, und ihn in ein Kanot legte, das eben im Begriffe war, abzufahren. Ich verlor keine Zeit, und ruderte schnell über das Wasser, welches zwischen ihrem Lagerplatze und der Factorei floß. Weßhalb schossen sie nicht nach mir, da sie doch bei dem hellen Scheine, welchen ihr Feuer verbreitete, mich gar wohl erkennen konnten? Ich weiß es nicht. Vielleicht waren sie wohl ein wenig eingeschüchtert, als sie mich so gut bewehrt sahen und erfuhren, daß ich so flink und ganz Herr meiner Sinne war. Namentlich gab mir dieser letztere Umstand ein großes Uebergewicht über die meisten unter ihnen.

Bald nach dieser Scene verließ mich Wa-me-gon-a-biew, wie das von vornherein seine Absicht war, und ich begab mich an den Assinneboin. Dort befand ich mich erst einige Tage, da besuchte uns A-ke-wah-zains, der Net-no-kwa Bruder, und kurze Zeit darauf sahen wir eines Tages einen sehr bejahrten Indianer in einem Holzkanot den Fluß hinaufrudern. A-ke-wa-zains erkannte ihn auf den ersten Blick für den Vater der Männer, welche kürzlich das Leben Wa-me-gon-a-biews bedrohet hatten. Als der Greis hörte, daß man ihm etwas zurief, ruderte er schnell dem Ufer zu, und wir überzeugten uns bald, daß er von alle dem, was zwischen uns und seinen Söhnen vorgefallen war, auch nicht das Geringste wußte. A-ke-wah-zains erzählte ihm Alles, wurde dabei aber so wüthend, daß ich meine große Noth hatte, ihn zurückzuhalten; er hätte ohne meine Dazwischenkunft sicherlich den wehrlosen Greis auf der Stelle erwürgt. Ich konnte aber nicht verhindern, daß er sich eines Vorrathes Rum bemächtigte, den sein Feind bei sich führte; dem Alten war ich inzwischen zur schleunigen Flucht behülflich; denn ich wußte wohl, daß es keine Sicherheit für ihn unter uns mehr gab, sobald das starke Getränk anfing, seine Wirkung zu äußern.

An demselben Abend machte mir A-ke-wah-zains den Vorschlag, ich möchte sein kurzes leichtes Gewehr gegen mein

gutes, das lang und vortrefflich war, eintauschen. Ich hatte dazu nur geringe Lust, obwohl ich sein Gewehr damals noch gar nicht kannte, auch Net-no-kwa billigte den Tausch nicht; ich durfte indessen den Antrag nicht ablehnen, da Solches ganz gegen den Brauch gewesen wäre, welchen die Indianer in jenen Gegenden beobachten.

Um diese Zeit erlegte ich eine alte Bärin, die über und über weiß war. Von den vier Jungen war das eine weiß wie die Alte, und hatte rothe Augen, ein anderes war rothbraun, und die beiden übrigen waren schwarz. Die Alte glich an Wuchs, Gestalt und sonst in aller Hinsicht dem gemeinen schwarzen Bären, sie hatte aber weiter nichts Schwarzes an sich, als die Haut an den Lippen. Der Pelz dieser Thiere ist sehr schön, doch schlagen ihn die Pelzhändler nicht so hoch an, als den rothen. Die alte Bärin war nicht sehr wild, und ich tödtete sie mit leichter Mühe. Zwei Junge erlegte ich in ihrer Höhle, die beiden andern kletterten auf einen Baum. Ich hatte sie eben herabgeschossen, als drei Männer, herbeigezogen durch den Knall, auf mich zukamen. Sie waren sehr abgehungert; deshalb nahm ich sie mit in meine Hütte, gab ihnen zu essen, und reichte Jedem noch ein Stück auf den Weg. Am andern Morgen schoß ich wieder einen Bären, der auf einem Pappelbaume saß; hatte dabei aber Gelegenheit mich zu überzeugen, wie schlecht das Gewehr war, welches A-ke-wah-zains mir gegeben hatte, denn funfzehn Mal versagte es; ich mußte auf den Baum klettern, und die Mündung des Laufes dem Bären dicht an den Kopf halten; da stürzte er.

Einige Tage später jagte ich zu gleicher Zeit ein Elendthier und drei junge Bären auf; letztere kletterten schnell einen Baum hinan. Ich schoß nach ihnen, und zwei stürzten herunter. Nun eilte ich auf den Baum zu, aber kaum war ich da, so kam eine alte Bärin, die Mutter der Jungen, in aller Eile von der andern Seite hergelaufen. Sie nahm eines der Jungen, auf das sie zuerst stieß, auf, stellte sich auf die Hintertatzen, und hielt es mit den beiden vordern, wie eine Mutter ihr Kind hält. Sie betrachtete es einen Augenblick, beroch das Loch, welches die Kugel, die mitten in den Leib gegangen war, gemacht hatte, warf es, als sie sich überzeugt hatte, daß es todt

war, weit weg, lief, die Zähne fletschend auf mich zu, und hielt sich so gerade aufwärts, daß ihr Kopf mit dem meinigen gleich hoch war. Das Alles aber geschah in einer solchen Schnelligkeit, daß ich kaum noch Zeit gehabt hatte, mein Gewehr zu laden, und nur mit knapper Noth konnte ich es noch anlegen. Nie empfand ich es so, als damals, wie verständig ein Brauch ist, den die Indianer nie außer Acht lassen: wenn sie geschossen haben, dann ist immer das erste was sie thun, daß sie gleich wieder laden.

Während eines einmonatlichen Zeitraums schoß ich, ungeachtet mein Gewehr so schlecht war, vier und zwanzig Bären und zehn Moosethiere. Ich hatte jetzt so viel Fett, daß wir es gar nicht verzehren konnten, und ging daher zu einem Sunjegwun, das ich damals machte, als ich zwanzig Moosethiere mit sieben Kugeln geschossen hatte. Dort barg ich auch meine neuen Vorräthe. Als aber das Wild seltener wurde, und ich mit meiner Familie nach jenem Verstecke kam, um bei demselben bis zum Frühlinge mich aufzuhalten, und von jenen Vorräthen zu zehren, sah ich, daß das Sunjegwun von Wa-me-gon-a-biew und anderen Indianern verletzt worden war, und fand es völlig leer. So hatte ich denn die Noth im Hintergrunde, und mußte, um ihr zu entgehen, mich aufmachen, und den Bisons nachstellen. Glücklicherweise war der Winter streng, und diese Thiere mußten sich deßhalb von den Prairien in die Wälder zurückziehen. In kurzer Zeit tödtete ich eine beträchtliche Anzahl, und damals vereinigten sich Wa-me-gon-a-biew und viele andere Indianer mit mir.

Wir lagerten in einem kleinen Gebüsche mitten auf der Prairie; da träumte eines Nachts der Alten und mehren anderen Mitgliedern unserer Familie, daß ein Bär bei unserer Hütte wäre. Am andern Morgen suchte ich ihn auf, und fand ihn wirklich in seiner Höhle. Ich gab Feuer auf ihn, und wartete dann, bis der Rauch von meinem Schusse verschwand; da sah ich, daß er ausgestreckt am Boden lag, und bückte mich, um ihn hervorzuziehen; mein Körper bedeckte zum Theil das Loch und verdunkelte es. Ich glaubte nicht, daß noch Leben in ihm wäre, und packte ihn daher an; er aber stand auf und wollte auf mich einspringen. Da lief ich fort, so schnell ich nur konnte;

er hielt sich jedoch mir so dicht auf den Fersen, daß ich während meines Laufes seinen heißen Athem spüren konnte; er hätte mich recht gut fassen können, machte aber keinen Versuch dazu. Da ich aus der Höhle sprang, hatte ich eben noch Zeit gehabt, mein Gewehr zu packen; als ich daher endlich ein Paar Schritte voraus war, schlug ich hinten aus, und dem Bären die Kinnlade entzwei; darauf tödtete ich ihn völlig.

Seitdem wurde ich vorsichtiger, und ging nie eher in eine Bärenhöhle, als bis ich überzeugt war, daß das Thier nicht mehr lebte. Gegen Ende des Winters wurden die Bisons in unseren Umgebungen so häufig, daß wir sie mit Pfeilen todt schießen konnten, und einige junge fingen wir mit ledernen Schlingen.

Zur Zeit der Zuckerernte machten wir am Pe-kau-kau-ne-sah-kie-gun (Bisonhöcker-See), etwa zwei Tagereisen weit von der Quelle des Pembinah entfernt, Jagd auf Biber. Unsere Frauen begleiteten uns, während Net-no-kwa mit den Kindern Zucker bereitete. Wir wollten so viele Biber fangen, daß wir uns Jeder ein gutes Pferd kaufen konnten, um im nächsten Sommer auf dem Zuge gegen die Sioux beritten zu seyn. Binnen zehn Tagen fing ich zwei und vierzig schöne und große Biber; Wa-me-gon-a-biew beinahe eben so viele. Darauf gingen wir nach der Factorei am Moosefluße. Herr Mackie hatte mir versprochen, ein schönes, großes Pferd abzulassen, das ich schon gesehen hatte; ich war daher sehr mißvergnügt, als ich hörte, er habe es an die Nordwestcompagnie verkauft, und sagte ihm, weil das Pferd nach Nordwesten gegangen wäre, so sollten die Biber auch dorthin ihren Weg nehmen. Ich ging daher auf das andere Ufer, und kaufte für dreißig Biberfelle eine große graue Stute, die in mancher Hinsicht eben so gut war, wie jenes Pferd; sie gefiel mir aber nicht ganz so. Auch Wa-me-gon-a-biew kaufte sich ein Pferd von den Indianern, und wir wollten nun wieder mit Net-no-kwa am Flusse des großen Waldes zusammentreffen; sie war aber schon unterwegs nach dem rothen Flusse, und dorthin folgten wir ihr nach.

Zwanzigstes Capitel.

Verspottung und Ehrgefühl. — Die Waw-be-no-Religion. — Trommel und Klapper der Indianer. — Amerikanischer Gaukler. — Feuerfeste Männer. — Ansichten der Indianer über den Donner. — Beginn des Kriegszuges. — Nächtliche Weissagung. — Oschibbeways werden ermordet. — Pferde gestohlen. — Der rothe Donner. — Der Galgen, an welchem Gefangene hängen. — Das Hauptgebirge. — Schwarze Ente. — Kriegsgeschrei. — Desertion. — Kriegscontribution. — Der Feldzug mißglückt durchaus.

Wir hielten uns einige Zeit an der Mündung des Assinneboin auf, und es hatten sich viele Indianer um uns versammelt, unter anderen mehre Verwandte meiner Frau. Ich hatte diese noch niemals gesehen. Unter ihnen war einer ihrer Oheime, ein an allen Gliedern gelähmter Indianer, der schon seit einigen Jahren gar nicht mehr hatte gehen können. Man hatte ihm nur gesagt, daß der Mann meiner Frau ein Weißer sei, und daraus schloß er, daß ich nicht jagen könnte. Da er nun meine Frau sah, hatte er zu ihr gesagt: „Nun, meine Tochter, schießt Dein Mann wohl zuweilen ein Stück Wild?" — „O ja," antwortete sie ihm, wenn ein Moose- oder Elendthier ihm in den Weg kommt, so fehlt er es nicht jedes Mal." — „Ist er heute etwa auf die Jagd gegangen? Wenn er etwas schießt, so will ich es holen und herschleppen, und Du kannst mir die Haut schenken, damit Mocassins für mich daraus gemacht werden können." — Er wollte scherzen und mich etwas verspotten; allein ich gab ihm in der That die Haut von einem Elendthiere, das ich an demselben Tage erlegt hatte. Ueberhaupt hatte ich fortwährend Glück auf der Jagd, gab allen Verwandten meiner Frau Fleisch, und so hörten denn bald die Spötteleien auf.

Einige Zeit nachher wurde das Wild seltener, und wir hielten es für zweckmäßig, uns zu zerstreuen. Ich fuhr eine Strecke von etwa zehn Meilen den Assinneboin hinan, und wir fanden dort zwei Hütten, die von Indianern bewohnt wurden, welche gleichfalls Verwandte meiner Frau waren; ihr Ober-

haupt war Po-ko-taw-ga-maw (der kleine Teich). Als wir dort ankamen, kochte die Frau des Häuptlings gerade eine Zunge von einem Moosethiere für ihren Mann, der noch nicht von der Jagd zurückgekehrt war; sie gab uns dieselbe ohne Zögern, und würde uns wohl noch mehr zugestellt haben, wenn nicht eben ihr Mann heimgekommen wäre. Seit diesem Augenblicke reichte sie uns gar nichts mehr, obwohl unsere kleinen Kinder vor Hunger schrien, und sie in ihrer Hütte Lebensmittel im Ueberflusse hatten. Es war schon spät und ich zu ermüdet, als daß ich an jenem Abende noch hätte auf die Jagd gehen können. Dennoch erlaubte ich nicht, daß meine Frauensleute ihnen Fleisch abkauften; den Gefallen wollte ich ihnen nicht thun, weil sie darauf rechneten.

Als kaum der Morgen heraufdämmerte, nahm ich mein Gewehr, stellte mich vor die Thür meiner Hütte und sprach mit lauter Stimme: „Ist etwa Po-ko-taw-ga-maw der Einzige, welcher Elendthiere schießen kann?" Meine Frau kam auch heraus, und reichte mir ein Stück geräucherten Fleisches, das etwa so groß seyn mochte, wie meine Hand; sie sagte dabei, ihre Schwester hätte es heimlich weggenommen, um es ihr zu geben. Es waren jetzt schon mehre Indianer aus den Hütten herausgetreten; ich schleuderte das Stück Fleisch weit weg unter die Hunde und rief dabei: „Kann man solche Nahrung meinen Kindern bieten, wenn in den Wäldern Elendthiere so häufig sind?".

Noch ehe es Mittag war, hatte ich bereits zwei fette Elendthiere geschossen, und war mit einer schweren Last frischen Fleisches nach meiner Hütte zurückgekehrt. Bald nachher erlegte ich eine große Anzahl von Bisons, und wir vertheilten uns, um das Fleisch zu räuchern und zu dörren, ehe wir unsere Familien verließen, und uns dem Kriegszuge gegen die Sioux anschlossen. Darauf gingen wir in die Wälder, um uns gute Moose- und Elendthierhäute zu verschaffen, aus denen wir Mocassins machen wollten. Die Häute jener Thiere, die in den offenen Prairien leben, sind zu weich, und geben kein gutes Leder.

Als wir eines Tages über die Prairie gingen, und uns zufällig umdrehten, gewahrten wir in einiger Entfernung einen

Mann, der mit Gepäck beladen war, und zwei große Ta-wa-e-gun-nums oder Trommeln trug, die bei den Feierlichkeiten des Waw-be-no gebraucht werden. Wir suchten eine Erklärung in den Augen unserer jungen Frauensleute, und erkannten bald in dem Reisenden, welcher uns nahe kam, den Pich-e-to, einen der ungastlichen Verwandten, welche wir verlassen hatten. Das Gesicht der Schaw-schisch, des jungen Mädchens Bah-we-tig, deutete uns an, daß sie ungefähr wußte, was für Absichten Pich-e-to hatte.

Zu jener Zeit war die Waw-be-no-Religion unter den Dschibbeways Mode, die alten Leute aber und die verständigsten Männer haben dieselbe stets für sehr gefährlich und falsch erklärt. Die Ceremonien des Waw-be-no unterscheiden sich wesentlich von denen des Metai, und sind gewöhnlich von sehr viel Zügellosigkeiten und Unordnung begleitet. Das Ta-wa-e-gun, das bei diesem Tanze die Stelle der Trommel vertritt, gleicht weder dem Woin-ah-keek, noch dem Me-ti-kwaw-keek, die beim Metai gebräuchlich sind; der erstere wird aus einem Holzreife gemacht, der wie eine Soldaten-Trommel auseinandergespannt wird; der zweite ist nur ein Stück von einem durch Feuer ausgehöhlten Baumstamme, mit einer Haut überspannt, auf welcher sich die Klapper, Sche-zhe-gwun, befindet; er unterscheidet sich gleichfalls durch seine Bauart von dem Instrumente, welches beim Metai gebraucht wird.

Beim Waw-be-no tanzen und singen Männer und Weiber gemeinschaftlich; auch wird stark gespielt, und allerlei Gaukelei mit dem Feuer getrieben. Die Eingeweiheten nehmen Kohlen und im Feuer geröthete Steine in die Hände und zuweilen in den Mund; halten auch wohl in ihrer hohlen Hand, die vorher angefeuchtet worden ist, Pulver, das durch die glühenden Kohlen oder die Steine getrocknet wird, und endlich anbrennt und losgeht. Oft hat auch einer der Hauptheilnehmer am Waw-be-no einen Kessel vor sich, der mit Wasser angefüllt ist, und glühheiß aus den Kohlen hervorgezogen wird. Ehe derselbe sich abkühlt, taucht der Mann seine Hände tief in das siedende Wasser und zieht den Kopf eines Hundes oder irgend eines andern Thieres heraus, zerreißt das heiße Fleisch mit seinen Zähnen, singt und tanzt wie ein Narr um den Kessel

herum. Ist das Fleisch verzehrt, dann zerbricht er die Knochen und wirft sie weg, fortwährend dabei singend und herumtanzend.

Die Indianer verstehen es, die Wirkungen des Feuers und anderer brennenden Dinge unschädlich zu machen, und zu verhindern. Den Nichteingeweihten möchten sie gern glauben machen, daß sie übernatürliche Kraft besitzen; ihre ganze Zauberkunst beschränkt sich indessen lediglich darauf, daß sie gewisse Kräuter kennen, welche sie zuzubereiten wissen, so daß die Körpertheile, welche man damit bestreicht, vom Feuer nicht leiden. Die Pflanzen, deren sie sich bedienen, sind Waw-be-no-wusk und Pe-zhe-ke-wusk. Die erstere wächst in großer Menge auf der Insel Mackinack; die Bewohner der Vereinigten Staaten nennen es Yarrow (Tausendblatt); das andere findet man auf den Prairien; sie mischen beide untereinander und zerstoßen oder kauen sie, um dann Hände und Arme damit einzureiben. Wenn man sich verbrannt hat, so leistet ein Umschlag von Waw-be-no-wusk oder Yarrow treffliche Dienste, und die Indianer bedienen sich desselben sehr häufig. Ein Gemisch aus beiden Pflanzen giebt der Haut, und selbst den Lippen und der Zunge eine erstaunliche Fähigkeit, den Wirkungen des Feuers Widerstand zu leisten.

Pisch-e-to holte uns endlich ein und machte bei uns Halt. Die alte Net-no-kwa verlor keine Zeit, ihn nach seinen Absichten zu fragen. Er wollte weiter nichts, als das junge Mädchen Bahwetig; jene gab ihre Zustimmung und verheirathete Beide ohne weitere Umstände. Am andern Morgen früh erlegte Wa-be-be-nais-sa, der nebst Wa-me-gon-a-biew mit mir an der Mündung des Assinneboin war, ein männliches Elendthier, und ich schoß ein Moosethier. Damals fing ich an, meine bisherige Art zu jagen gänzlich aufzugeben, und nahm eine andere an. Ich faßte nämlich den Entschluß, stets, und möchte die Anstrengung auch noch so groß seyn, wo möglich jedesmal das erlegte Wild auf einmal heim zu schaffen; seitdem wurde ich viel bedächtiger, und gab niemals früher Feuer, ehe nicht das Thier wirklich in einer bequemen Schußweite war. Das fing ich im Frühjahre an, ging häufig auf die Jagd, und erlegte im Sommer eine große Menge Wild; während der ganzen Zeit schoß ich nur zweimal fehl. Wer Moosethiere schießen

will, muß zu jeder Jahreszeit sehr vorsichtig und geschickt zu Werke gehen, vor allen Dingen aber im Sommer.

Da ich jetzt anfing, für einen sehr guten Jäger zu gelten, so wurde Waw-be-be-nais-sa neidisch auf meinen guten Erfolg. Nicht selten kam er, wenn ich abwesend war, in meine Hütte, bog mir das Gewehr krumm, oder lieh es mir ab, unter dem Vorwande, an dem seinigen müsse dieses oder jenes gebessert werden; und wenn er es mir wiedergab, dann war stets etwas daran beschädigt.

In den ersten Tagen des Frühlings brachen heftige Stürme los. Eines Nachts war der Sturm so furchtbar, daß Pisch-e-to erschrocken aufstand, dem Donner Taback opferte, und ihn anflehte, er möge doch aufhören zu rollen. Die Oschibbeways und die Ottawwahs glauben, der Donner sei die Stimme gewisser beseelter Wesen, welche sie An-nim-me-keegs nennen. Einige betrachten dieselben als Menschen, Andere dagegen behaupten, sie hätten weit mehr Aehnlichkeit mit Vögeln. Ich kann nicht bestimmt sagen, ob sie einen nothwendigen Zusammenhang zwischen dem Donnerschlage und dem vorhergehenden Blitze annehmen; sie halten den Blitz für ein Feuer, und viele unter ihnen behaupten, daß man, wenn in dem Augenblicke an dem Baume, in welchen der Blitz geschlagen hat, nachgesucht werde, in der Erde eine Feuerkugel finden würde. Ich habe oftmals nachgesucht, aber niemals dergleichen gefunden; ich verfolgte die Spuren des Blitzes dem Stamme entlang, bis an die äußerste Spitze einer großen Wurzel; habe aber da, wo die Spur aufhörte, nie etwas anderes als Erde gefunden.

Am Morgen nach dem letzten Sturme, von welchem ich eben gesprochen habe, sahen wir, daß eine vom Blitze angezündete Ulme noch brannte. Die Indianer haben eine abergläubige Furcht vor einem solchen Feuer, und es wollte keiner von ihnen hingehen, um von dort Feuer zu holen, damit wir das unsrige, welches der Regen ausgelöscht hatte, wieder anzünden konnten. Endlich entschloß ich mich dazu, und brachte etwas, aber ganz unbefangen war ich doch nicht; wiewohl ich mich weit weniger fürchtete, als die Indianer.

Nachdem wir viel Fleisch geräuchert hatten, machten wir ein Sunjegwun, und legten die zum Unterhalte unserer Familie

nothwendigen Lebensmittel hinein; so hatten sie während unserer Abwesenheit doch zu leben. Ich war mit meinen Vorbereitungen zur Reise noch nicht fertig, als schon ein aus zweihundert Sioux bestehender Kriegerhaufe über die unsrigen herfiel, und einige Mann tödtete; eine kleine Partie Assinneboins und Kris hatten sich bereits in Bewegung gesetzt nach dem Lande der Sioux, unterwegs die Spuren jener zweihundert Mann gefunden, und waren ihnen so nahe gefolgt, daß sie mehr als einmal den Kranichkopf bemerkten, dessen der Häuptling sich statt der runden Steine beim Ko-sau-bun-zitsch-e-gun oder der nächtlichen Weissagung bediente, durch welche er sich von der Stellung und dem Aufenthalte des Feindes unterrichten wollte.

Diese kleine Bande von Kris und Assinneboins hatte nicht Muth genug gehabt, über die Sioux herzufallen, sondern auf einem Seitenwege Boten zu den Oschibbeways abgeschickt. Diese Männer waren in die Hütte eines Oschibbeway-Häuptlinges gekommen, der allein, und seine Leute weit hinter sich lassend, ein Jagdlager hatte, und dabei alle Klugheitsmaßregeln und Alles was die Sicherheit gebot, außer Acht ließ. Wenn er sich ohne weiteres Zögern nach dem Fort des Handelsmannes zurückgezogen hätte, dann wäre er sicherlich der drohenden Gefahr entgangen. Er traf freilich einige Vorkehrungen zur Abreise; aber seine ältere Frau, eifersüchtig auf eine jüngere, die bei ihm in mehr Gunst stand, tadelte ihn sehr darüber, daß er dieser letztern mehr als ihr gegeben hätte. Er antwortete ihr: „Du verfolgst mich seit langer Zeit mit Deinen eifersüchtigen Klagen; ich will jetzt aber so etwas nicht mehr anhören. Die Sioux sind hier in der Nähe; ich werde sie erwarten." Er blieb also und fuhr fort zu jagen. Eines Morgens früh war er auf eine unweit von seiner Hütte sich erhebende Eiche geklettert, um zu sehen, ob Bisons auf der Prairie wären; als er aber eben wieder hinabsteigen wollte, ward er von zwei jungen Sioux getödtet, welche sich einen großen Theil der Nacht hindurch hinter den Nußbäumen versteckt gehalten hatten. Wahrscheinlich wäre es ihnen recht gut schon weit früher möglich gewesen, ihn todt zu schießen, aber die Furcht hinderte sie daran; jetzt indessen hörten sie schon aus weiter Ferne das Stampfen der Rosseshufe, und als kaum die Indianer, welche in des Häuptlings

Hütte wohnten, aus derselben hervorgestürzt waren, kamen schon zweihundert berittene Sioux vor der Thür an. Einer jener Späher war Wah=ne=tah, [1]) der jetzt ein wohlbekannter Häuptling der Yanktongs ist; sein Vater führte den Zug an. Wah=ne=tah war gleichfalls bei jener Expedition, er hatte aber bei Weitem noch nicht die Berühmtheit, welche er später erwarb. Das Gefecht dauerte fast den ganzen Tag hindurch; alle Dschibbeways — es waren ihrer zwanzig — wurden getödtet, ausgenommen des Häuptlings Bruder, Aisanse, zwei Weiber und ein Kind, die mit dem Leben davon kamen.

Herr H., Handelsmann zu Pembinah, gab den Dschibbeways ein zehn Gallonen haltendes Faß Pulver, und dazu noch hundert Pfund Kugeln, damit sie gegen jene Sioux, welche den Häuptling, seinen Schwiegervater getödtet hatten, in den Kampf ziehen möchten. Nun rückten vierhundert Mann ins Feld; nämlich hundert Assinneboins und dreihundert Kris und Dschibbeways, nebst einigen Muskegoes. Schon am ersten Tage nach unserer Abreise von Pembinah rissen etwa hundert Dschibbeways aus, in der folgenden Nacht thaten viele Assinneboins dasselbe, und stahlen obendrein noch eine Menge Pferde, von denen mir und Wa=me=gon=a=biew vier Stück gehörten. Dieser Verlust war für mich sehr schmerzlich, denn ich hatte gehofft, den ganzen Kriegszug zu Pferde machen zu können, und deshalb nur sieben Paar Mocassins bei mir. Ich ging zu Pe=schau=ba, dem Häuptlinge der Ottawwasbande, welcher ich mich angeschlossen hatte, und sagte ihm, daß ich an den wenigen Assinneboins, welche noch bei uns geblieben waren, Vergeltungsrecht ausüben würde; er wollte das aber nicht leiden, und stellte mir vor, daß, wenn ich auf solche Weise Streitigkeiten in unserm Lager anfangen wollte, eine Uneinigkeit die Folge seyn müßte, die alle unsere Absichten vereiteln würde.

Ich sah wohl ein, daß er ganz recht hatte, was das All=

---

1) In Beschreibung der zweiten Reise des Major Long wird der Name dieses ausgezeichneten Häuptlings Wanotan geschrieben. Dieses ist aber nicht richtig, und giebt von seinem Namen einen eben so falschen Begriff, als das in diesem Werke befindliche Bildniß desselben die Schönheit seines Gesichtes und seiner Gestalt nur mangelhaft andeutet.

Anmerkung John Tanner's.

gemeine betraf; aber meinen persönlichen Beschwerden war dadurch nicht abgeholfen. Darum wandte ich mich abwechselnd an jeden einzelnen der Ottawwas und der Oschibbeways, welche ich für meine Freunde hielt, und bat sie, mir behülflich zu seyn, denn ich wollte den Assinneboins Pferde wegnehmen. Aber Keiner mochte sich darauf einlassen, einen jungen Menschen ausgenommen, der Gisch-kau-ko hieß, und ein Verwandter des gleichnamigen Mannes war, der mich von meinen Eltern weg, in die Gefangenschaft geführt hatte. Dieser wollte mir die dreizehn Assinneboins, welche noch bei uns geblieben waren, bewachen, und gelegentlich die Pferde wegnehmen helfen. Bald nachher bemerkte ich eines Morgens, daß acht Assinneboins noch sehr spät auf ihrem Lagerplatze waren, und ich schloß daraus, daß sie die Absicht hätten, auszureißen; daher rief ich Gisch-kau-ko herbei, damit er sie gleichfalls beobachte; und als die Mehrzahl der Oschibbeways sich in Bewegung gesetzt hatte, und vorwärts gezogen war, setzten sich jene auf ihre Pferde und jagten ihrer Heimath zu.

Sie waren gut bewaffnet, und wir folgten ihnen unbewehrt, weil wir mit Gewalt unmöglich ihre Pferde wegnehmen konnten. Da hielt einer von ihnen an, ließ die übrigen voraus reiten, und stieg vom Pferde, um mit uns zu reden, sie waren aber alle wohl auf der Hut, und wir fanden keine Gelegenheit, unsern Vorsatz auszuführen. Daher legten wir uns auf's Bitten, und als auch das nichts half, sagte ich zuletzt, daß die fünf noch bei unserm Zuge befindlichen Assinneboins nur ja nicht glauben möchten, daß sie vor mir sicher wären. Diese Drohung machte aber keinen guten Eindruck; sie schickten vielmehr eilig einen Boten ab, der diese Leute warnte, sie möchten ja vor mir sich in Acht nehmen.

Wir beiden gingen also zu Fuße nach unsern Kriegsgefährten zurück; ich nahm die erste beste Gelegenheit wahr, um jene fünf Assinneboins zu besuchen; sie waren aber von unserer Absicht unterrichtet, und machten sich mit ihren Pferden aus dem Staube. Bei einem See, unweit vom rothen Flusse, fanden wir im Walde den Körper eines jungen Sioux, des rothen Donners, aufgehängt. Damals waren wir einer Abtheilung des Feindes auf der Spur; sie zog sich zurück, nach-

dem sie unsern Anführer getödtet hatte, und dieser junge Mensch hatte zu ihr gehört. Die Dschibbeways warfen die Leiche auf die Erde, schlugen sie mit Fäusten, traten mit dem Fuße darauf, und zogen ihr endlich die Schädelhaut ab; allein Pe-schau-ba verbot allen seinen jungen Kriegern, an dieser Handlung Theil zu nehmen, und erklärte sie für eine Unthat, die wahrer Männer durchaus unwürdig wäre. Etwas weiter entfernt trafen wir auf einen Galgen, an welchen unsere Feinde mehre Gefangene gehängt hatten; wir sahen also, daß sie mehre der Unsrigen lebendig in ihre Gewalt bekommen hatten. Die Spuren des Pfades, welchen die Sioux gewandelt waren, erschienen noch frisch; wir konnten höchstens einige Tagereisen weit von ihnen entfernt seyn.

Bei der Ankunft am Traverse-See waren unserer im Ganzen nur noch einhundert und zwanzig beisammen; unter diesen befanden sich drei halbblütige Assinneboins, etwa zwanzig Kris, eben so viele Ottawwas; die Uebrigen bestanden aus lauter Dschibbeways. Viele unserer Gefährten waren durch ungünstige Weissagungen entmuthigt, namentlich aber durch Pe-schau-ba gleich in der ersten Nacht nach unserm Aufbruche von Pembinah. Er sagte damals, er habe im Traume gesehen, daß die Augen der Sioux wie Sonnen glänzten; sie wären überall gewesen, und hätten stets die Dschibbeways entdeckt und aufgespürt, ehe diese so nahe gekommen wären, daß sie hätten handgemein werden können; auch habe ihm geträumt, daß unsere Abtheilung wohlbehalten und ohne einen Skalp eingebüßt zu haben, davon gekommen wäre; aber auf der linken Seite des Traverse-See's, welche dem Wege, den wir eigentlich zu nehmen hatten, gegenüber lag, habe er einzeln stehende Hütten der Sioux bemerkt, und zu diesen wolle er seinerseits hinziehen.

Gerade westlich von diesem See, und etwa zwei Tagereisen von ihm entfernt, erhebt sich ein Gebirge, O-ge-ma-wud-ju (das Hauptgebirge) genannt, und neben demselben das Dorf, zu welchem die Bewaffneten gehörten, deren Spuren wir verfolgten. Als wir uns dem Gebirge näherten, hielten wir uns mehr und mehr auf unserer Hut, gingen nur in der Nacht vorwärts, und blieben am Tage in den Wäldern versteckt. Endlich waren wir bis auf wenige Meilen herangekommen, machten

mitten in der Nacht Halt, und warteten auf die Dämmerung; denn gewöhnlich werden um diese Tageszeit die Ueberfälle und Angriffe gemacht. Als die Nacht schon weit vorgerückt war, nahm ein sehr angesehener Krieger, genannt die schwarze Ente, sein Pferd beim Zaume, ging nach dem Dorfe zu, und versprach, mich zu begleiten. Bei Tagesanbruch erreichten wir den kleinen Hügel, der es unseren Feinden unmöglich machte, uns zu bemerken. Die schwarze Ente hob den Kopf behutsam empor, und bemerkte, daß unfern von ihm zwei Männer umher gingen; darauf stieg er den Hügel wieder etwas hinunter, schwenkte seine Decke in der Luft, und gab auf diese Weise das mit den Dschibbeways verabredete Zeichen.

Sogleich rissen diese alle Kleidungsstücke herunter, und nach wenigen Augenblicken stand die ganze Bande völlig nackt neben der schwarzen Ente; darauf schritten die Krieger lautlos aber schnell vorwärts, bis auf den Kamm des Hügels, und blieben dann im Angesichte des Dorfes stehen. Als die beiden Männer das sahen, flohen sie nicht etwa, sondern kamen ruhig auf uns zu, und blieben vor unseren Häuptlingen stehen. Bei unserer letzten Rast hatten sie uns nämlich verlassen, ohne Jemandem auch nur ein Wort zu sagen, um die Stellung des Feindes auszukundschaften; allein sie fanden, daß das ganze Lager seit vielen Stunden schon verödet stand, und als wir ankamen, waren sie eben damit beschäftigt gewesen, zum Zeitvertreibe die Wölfe, welche in den verlassenen Wohnungen nach Fraß suchten, zu verjagen.

Bei dem Anblicke der Männer hatte die ganze Schaar das Sas-sah-kwi oder Kampfgeschrei angestimmt. Dasselbe ist scharf und durchdringend, schüchtert die Schwachen noch mehr ein, und macht sie muthlos, während es die tapfern Krieger noch stärker zum Kampfe anreizt; auch übt es einen wunderbaren Einfluß auf die Thiere aus, wie ich dessen mehr als einmal selbst Zeuge gewesen bin. Ich habe gesehen, wie es einen Bison dermaßen in Furcht jagte, daß es kraftlos zu Boden fiel und nicht den geringsten Widerstand versuchte; und die Bären werden davon nicht selten so erschrocken, daß sie in ihre Höhle fliehen, oder vom Baume herabfallen, und gar nicht ans Entrinnen denken.

Die Häuptlinge, welche unsere Anführer waren, wollten indessen noch immer ihre Plane nicht aufgeben, und wir folgten einen Tag, wie den anderen, den Spuren der Sioux. An den Stellen, wo sie sich gelagert hatten, fanden wir immer ihr Ko-sau-bun-zitsch-e-gun, und sahen aus demselben, wie gut sie fortwährend von unserm Zuge unterrichtet waren. Eben damals hatte unter unseren jungen Kriegern der Hang auszureißen, mehr als je um sich gegriffen. Die Häuptlinge suchten das Entweichen dadurch zu verhindern, daß sie zuverlässige Leute im Lager und während des Marsches aufstellten, aber diese Maaßregel, die man so häufig anwendet, sichert insgemein keinen wünschenswerthen Erfolg; ja sie ist vielleicht gerade die Ursache, daß jenes Ausreißen noch mehr überhand nimmt, weil die jungen Krieger sich keinerlei Zwang anthun lassen wollen. Sie wurden daher auch jetzt immer unruhiger, besonders seitdem wir, stets den Sioux nachsetzend, uns jenseits der Quelle des Sanct-Petersflusses befanden. Am obern Laufe dieses Flusses haben die Handelsleute eine Niederlage, wohin die Sioux sich geflüchtet hatten. Als wir noch eine Tagereise von diesem Orte entfernt waren, bemerkte ich, daß Zaudern und Furcht sich unserer gesammten Bande bemächtigt hatten. Die Häuptlinge wollten junge Krieger aussenden, um von der Lage und Stellung des Feindes sich zu unterrichten; allein kein junger Krieger trat vor, um sich anzubieten.

So blieben wir eine Weile liegen und gingen weder vor- noch rückwärts, diese Gelegenheit wurde benutzt, um denen aus der Noth zu helfen, welchen es an Mocassins oder anderen nothwendigen Erfordernissen mangelte. Jeder, dem es auf einem Kriegszuge an Mocassins, Pulver und Kugeln fehlt, oder an irgend einer andern gleich unentbehrlichen Sache, nimmt eine Probe des Gegenstandes, der ihm ausgegangen ist, in die Hand, und will er Mocassins haben, dann zieht er nur einen an, und läßt den andern Fuß unbedeckt. So geht er im Lager umher, und bleibt ein Paar Minuten bei dem stehen, welcher, seiner Ansicht zufolge, im Stande ist, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Er braucht kein Wort zu sagen, denn insgemein theilen die, welche Vorräth haben, gern mit. Bekommt er aber nichts, so geht der Anführer von Mann zu Mann, und nimmt das,

was jener braucht, denen ab, welche am reichlichsten damit versorgt sind. Bei solchen Gelegenheiten erscheint der Anführer in vollständigem Kriegerschmucke, und hat zwei oder drei junge Krieger zu Begleitern.

Nachdem wir zwei Tage unweit von der Niederlassung des Handelsmannes still gelegen hatten, kehrten wir endlich um, gaben aber unsere Absichten doch noch nicht völlig auf, sondern zogen uns in die Nähe des Hauptgebirges, in der Hoffnung dort auf einige unserer Feinde zu stoßen. Wir hatten eine so große Anzahl von Pferden, und unsere jungen Krieger trieben sich so sorglos und geräuschvoll umher, daß wir gar nicht hoffen durften, ihnen nahe zu kommen; deßhalb hielten wir uns auch nicht lange mehr auf. Während unseres Rückzuges bemerkten wir, daß wir auf der Ebene von einer etwa hundert Mann starken Siourschaar verfolgt wurden.

Am Ufer des Gaunenoway, eines beträchtlichen Flusses, der im Hauptgebirge entspringt, und sich in den rothen Fluß ergießt, hatte Pe-schau-ba in einer mehre Tagereisen vom Traverse-See entfernten Gegend, Streit mit einem Dschibbeway, Namens Ma-me-no-guaw-sink, wegen eines Pferdes, das ich den Kris weggenommen hatte, welche Freunde des Dschibbeways waren. Jene hatten mir, wie gesagt, vor längerer Zeit mein Roß gestohlen. Der genannte Mann, welcher einmal einen Kri um's Leben gebracht hatte, suchte jetzt Gelegenheit, sich Freunde unter diesem Volke zu erwerben. Als ich eines Tages mit Pe-schau-ba unweit von der Hauptmasse unseres Zuges entfernt war, und das Pferd, dessen ich mich bemächtigt hatte, führte, kam Ma-me-no-gnaw-sink mit einigen seiner Freunde heran, und forderte die Herausgabe des Thieres. Pe-schau-ba aber schlug sein Gewehr an, hielt ihm den Lauf gegen die Brust, und schüchterte ihn durch Tadel und Drohungen dermaßen ein, daß er von seinem Begehren abstand. Die Ottawwas, es waren ihrer zehn, machten Halt, und stellten sich, den Pe-schau-ba an der Spitze in der Hinterhut auf, um jeden ferneren Streit dieses Pferdes wegen zu verhindern. Keiner von ihnen rieth zur Wiederherausgabe des Pferdes.

Vier Männer, die zu unserem Zuge gehörten, gingen in vier Tagen vom Hauptgebirge nach Pembinah; die Hauptmasse

aber brauchte dazu zehn Tage, obschon wir größtentheils beritten waren. Einer von jenen vieren war ein alter Ottawwa, Wau-gun-uk-kezze, oder der krumme Baum. Als ich bei Pembinah ankam, ward mir zu wissen gethan, daß meine Familie nach der Mündung des Assinneboin abgereist sei. Unsere Bande hatte sich jetzt fast ganz zerstreuet, fast alle meine Freunde hatten mich bei Pembinah verlassen, und mein Pferd war mir während der Nacht gestohlen worden. Ich wußte recht gut, wer es mir genommen hatte; der Mann, welcher es gethan, lagerte unweit von mir, und deßhalb machte ich mich früh am Morgen, gut bewaffnet, auf den Weg, um mein Pferd wieder wegzunehmen. Allein unterwegs traf ich Pe-schau-ba, der ohne mich gefragt zu haben, begriff was ich wollte, und mir ausdrücklich verbot, einen Schritt weiter zu gehen.

Pe-schau-ba war recht gut, und hatte auf die Bande einen großen Einfluß. Zwar hätte ich seinem Gebote nicht zu folgen gebraucht; ich wollte es aber thun, und kehrte mit ihm um. Ich hatte keine Mocassins mehr, und war über den Verlust meines Pferdes so betrübt, daß ich nichts essen konnte. Als ich zwei Tage nach meinem Aufbruche von Pembinah bei den Meinigen, die ich ganz abgehungert fand, ankam, waren meine Beine aufgeschwollen und geschunden. Drei Monate hatte meine Abwesenheit gedauert; drei lange Monate voller Beschwerlichkeiten, und ohne irgend ein Ergebniß.

Ich mußte unverzüglich auf die Jagd gehen, und doch hatten meine Füße dermaßen gelitten, daß ich die peinlichsten Schmerzen duldete, wenn ich nur aufrecht stehen wollte. Glücklicherweise schoß ich bald, nachdem ich aus der Hütte gegangen war, ein Moosethier. Es war am Tage nach meiner Ankunft, und ein Paar Stunden nachher fiel zwei Fuß tief Schnee, so daß ich nun Wild in Menge erlegen konnte.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Dialekt der Assinneboins. — Pferdediebstahl. — Sonderbare Gewohnheit. — Familienleben bei den Assinneboins. — Gastfreundschaft. — Graue Bären. — Zank und Streit. — Wiedervergeltung. — Großprahlerei eines Indianers.

Kurze Zeit nach meiner Rückkehr erfuhr ich, daß die Assinneboins sich überall damit groß thaten, sie hätten mir mein Pferd gestohlen. Als ich eben Vorbereitungen traf, um es ihnen wieder abzunehmen, gab mir ein Dschibbeway, welcher mehrmals in mich gedrungen war, ich sollte dergleichen doch nicht thun, ein Pferd, unter der Bedingung, meinen Vorsatz aufzugeben; und so sprach ich denn längere Zeit nicht mehr von der ganzen Geschichte.

Den Winter über hielt ich mich an der Mündung des Assinneboin auf, und ging dann nach dem großen Waldflusse, um an dessen Ufer Zucker zu ernten. Dort hörte ich, daß die Assinneboins sich noch immer groß damit machten, daß sie mir mein Pferd weggenommen hätten; und endlich gelang es mir Wa-me-gon-a-biew dahin zu bringen, daß er sich geneigt erklärte, mich auf einem Zuge zu begleiten, dessen Zweck kein anderer war, als die Wiedererlangung meines Pferdes. Nachdem wir vier Tage unterwegs gewesen, kamen wir in die Nähe des ersten Dorfes der Assinneboins, das etwa zehn Meilen vom Comptoir am Moose-River entfernt lag, und aus dreißig, aus Fellen und Häuten errichteten Hütten bestand. Die Assinneboins witterten uns aber schon aus, ehe wir dicht ans Dorf gelangen konnten; denn sie, eine Bande, welche sich von den Sioux getrennt und den Dschibbeways angeschlossen hat, fürchten ohne Unterlaß, von ihren alten Stammesgenossen angegriffen zu werden, und stellen deshalb immer Späher aus, die Jeden, der sich nähert, beobachten. Der Streit, welcher die Trennung der Assinneboins von den Bwoir-nugs (d. h. Leuten, die etwas braten oder den Braten wenden), denn so werden die Sioux von den Dschibbeways genannt, zur Folge hatte, ent-

stand wegen eines Weibes und war damals noch nicht sehr lange her. [1]) Jetzt leben aber so viele Dschibbeways und Kris unter ihnen, daß sie fast alle die Sprache der Dschibbeways verstehen, und doch weicht ihr Dialekt bedeutend davon ab; denn er ist fast von Wort zu Wort jener der Sioux.

Unter den Männern, welche uns entgegen kamen, befand sich auch Ma=me=no=kwaw=sink, derselbe, welcher vor einigen Monaten meinetwegen einen Streit mit Pe=schau=ba gehabt hatte. Als er nahe bei uns war, fragte er, was wir hier machen wollten? Ich gab ihm zur Antwort: „Die Pferde, welche die Assinneboins uns gestohlen haben, wollen wir wieder holen." — „Dann ist es besser" — entgegnete er mir, „daß ihr wieder umkehrt, wie ihr gekommen seid; denn wenn iht ins Dorf geht, so kostet es Euch Euere Haut." — Ich achtete auf diese Drohungen nicht weiter, und fragte nach Ba=gis=kun=nung, dessen Familie unsere Pferde gestohlen hatte. Sie sagten mir, Genaueres könne man mir über ihn nicht sagen; denn nach der Rückkehr von dem Kriegszuge wären Ba=gis=kun=nung und seine Söhne zu den Mandanen gegangen, und noch nicht wieder heimgekehrt. Gleich nach ihrer Ankunft bei den Mandanen

---

1) Die Sioux oder Dacotas, auch Nadowessier genannt, sind noch immer der mächtigste Stamm jenseit des Mississippi, die südlicher lebenden Cumanches ausgenommen, und bilden eine aus mehren Stämmen bestehende Conföderation, von welcher, wie Tanner richtig bemerkt, die Assinneboins sich getrennt haben. Sie werden deßhalb auch, wie wir schon oben S. 16 Anm. 2. angeführt haben, von den Dacotas nur noch Hoha, d. h. Empörer, Rebellen, von den Amerikanern aber auch Stone=Sioux (Stein=Sioux) oder Assinepotuc genannt. Der oben angedeutete Vorfall ist folgender. Ozalapaila, Wihanoaappa's Frau, ward von Ohatampa entführt. Dieser ermordete den Mann und die beiden Brüder der Geraubten, weil sie auf Herausgabe drangen. So waren zwei mächtige Familien in Streit gekommen, bei dem die Anhänger und Verwandten um so mehr Partei nahmen, da bekanntlich unter den Indianern Blutrache herrscht, wie wir im neunzehnten Capitel gesehen haben. Eine Rachethat folgte der andern, der gesammte Bund der Sioux gerieth in Verwirrung. Die Aschiniboina waren die Partei des Beleidigers, die Siowaeh bildeten jene der gekränkten Familie. Endlich trennten sich beide, leben seitdem in ewiger Feindschaft, und führen Krieg mit einander auf Leben und Tod. Balbi (Handbuch der politischen Erdbeschreibung, deutsche Bearbeitung von Carl Andree, Braunschweig 1835. Theil II. S. 566) setzt den verhängnißvollen Raub dieser nadowessischen Helena in den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts; ist diese Angabe richtig, so ist unter Tanner's Worten „noch nicht sehr lange her" ein Zeitraum von vollen zweihundert Jahren zu verstehen.

hatte der frühere Besitzer meiner Stute dieselbe wieder erkannt, und sie dem Sohne Ba-gis-kun-nung's abgenommen. Der aber stahl, um sich zu entschädigen, ein schönes, schwarzes Pferd, und machte sich damit aus dem Staube; seitdem hatte man von ihm weiter nichts gehört.

Wa-me-gon-a-biew, den ein solcher Empfang entmuthigte, und vielleicht einschüchterte, wollte mich überreden, die Sache doch ja nicht weiter zu treiben, und verließ mich, um allein nach Hause zu gehen, als er sah, daß ich unerschütterlich blieb; denn mir war der Muth keineswegs vergangen, und ich wollte lieber alle Lagerplätze und Dörfer der Assinneboins durchsuchen, als ohne mein Pferd zurückkommen. So begab ich mich denn nach dem Comptoir am Moose-River, wo ich Ursache und Zweck meiner Reise erzählte. Ich bekam daselbst zwei Pfund Pulver, dreißig Kugeln, mehre Messer und verschiedene geringfügige Gegenstände; auch beschrieben sie mir den Weg, den ich zu nehmen hatte, um zum nächsten Dorfe zu gelangen. Als ich über eine sich weitausdehnende Prairie ging, sah ich noch in ziemlich weiter Entfernung etwas auf der Erde liegen, das wie ein Stumpf von einem Baumstamme aussah; da ich aber nicht begreifen konnte, wie der gerade an jene Stelle gekommen war, wenn ihn nicht irgend Jemand dort hingebracht hätte, so dachte ich, es möchte vielleicht irgend ein Kleidungsstück seyn, oder wohl gar ein Mensch, der hier auf der Reise oder auf der Jagd gestorben war.

Ich näherte mich diesem Gegenstande mit der äußersten Vorsicht, und sah nun bald, daß es ein Mensch war, der sich auf den Bauch gelegt hatte, ein Gewehr in der Hand hielt, und den wilden Gänsen auflauerte. Er blickte nach einer ganz andern Gegend hin, als der, von wo ich kam, und so befand ich mich bereits dicht bei ihm, ohne daß er mich bemerkt hatte, als er aufsprang und auf mehre Gänse Feuer gab. Da rannte ich auf ihn ein; die kleinen Glocken und der Silberschmuck, den ich an mir trug, machten ihn aufmerksam auf mich, aber ich packte ihn so schnell, daß er keinen Widerstand leisten konnte, denn sein Gewehr hatte er ja abgefeuert. Als er sah, daß er sich in meiner Gewalt befand, rief er: „Assinneboin!" Ich antwortere: „Oschibbeway!" Wir waren beide sehr zufrieden

miteinander, da wir sahen, daß sich's freundlich durchkommen ließ; allein wir redeten jeder eine andere Sprache, und konnten uns mit Worten nicht verständigen; deshalb deutete ich ihm durch Zeichen an, er möge sich setzen, und das that er denn auch. Ich überreichte ihm eine Gans, die ich kurz vorher geschossen hatte, und nachdem wir ein Weilchen uns ausgeruhet hatten, gab ich ihm zu verstehen, daß ich ihn nach seiner Hütte begleiten wollte.

Als wir etwa zwei Stunden gegangen waren, befanden wir uns im Angesichte seines Dorfes, und er trat, vor mir hergehend, in seine Hütte ein. Ich war dicht hinter ihm, und sah, daß ein Greis und eine alte Frau mit ihren Decken sich den Kopf verhüllten, während mein Führer unverzüglich in einen kleinen Verschlag, oder ein Nebengemach schlüpfte, das eben groß genug für eine Person war, die sich darin vor den Blicken der übrigen Familienglieder verbergen konnte; in dieses abgesonderte Zimmer brachte sein Weib ihm das Essen, und er blieb, ohne sich sehen zu lassen, darin sitzen, auch wenn er mit den Anderen sprach. Sobald er herausgehen wollte, sagte seine Frau es den Alten, die dann ihr Gesicht verhüllten. So ward es immer gehalten, auch wenn er wieder in die Hütte trat.

Diese Sitte wird von allen verheiratheten Männern unter den Assinneboins genau beobachtet; auch ist, wie ich glaube, unter den Bwoir-nugs oder, wie sie sich selbst nennen, Dakotas, dasselbe der Fall; daß sie bei den Omowhows am Missouri herrscht, ist bekannt. Sie ist aber nicht bloß auf den Verkehr zwischen dem Manne und dem Vater und Weibern beschränkt, sondern dehnt sich auch auf Vettern und Muhmen aus, und es ist Schuldigkeit für den Mann und die Aeltern seiner Frau, zu vermeiden, daß sie einander sehen. Wenn ein Mann in eine Hütte tritt, in welcher sich sein Schwiegervater befindet, dann verhüllt dieser letztere das Gesicht, bis jener wieder fort ging. Die jungen Männer haben, so lange sie in der Familie ihrer Weiber bleiben, einen kleinen abgesonderten Verschlag, der von dem übrigen Theile der Hütte durch Matten oder Felle geschieden ist. Ja die junge Frau bringt in demselben die Nacht zu, und am Tage ist sie die Mittelsperson zwischen denen, die einander nicht sehen dürfen. Es ist selten, daß ein Mann den

Namen seines Schwiegervaters ausspricht, wenn es überhaupt vorkommt; denn das würde als eine Ungehörigkeit und ein großer Mangel an Achtung angesehen werden. Bei den Dschibbeways herrscht dieser Brauch nicht, und sie betrachten ihn als eine sehr lästige Thorheit.

Die Inhaber dieser Hütte behandelten mich sehr gütig. Das Getreide war in jener Gegend äußerst selten; dennoch kochten sie etwas von ihrem geringen Vorrathe und gaben es mir. Der junge Mann erzählte ihnen, welchen Schreck ich ihm auf der Prairie eingejagt hätte, und sie lachten Alle herzlich darüber. Das Dorf bestand aus fünf und zwanzig Hütten; ich konnte aber, trotz aller meiner Fragen, von Niemandem erfahren, wo sich zu jener Zeit Ba-gis-kun-nung aufhielt. Etwa eine Tagereise entfernt lag ein anderes Dorf, und dorthin machte ich mich nun auf den Weg, in der festen Hoffnung, mehr Glück mit meinen Nachforschungen zu haben.

Als ich beinahe am Ziele meiner Wanderung mich befand, sah ich Gänse auffliegen; ich schoß nach ihnen und eine davon fiel mitten zwischen einem Haufen Assinneboins nieder. Da ich unter denselben einen bejahrten Mann bemerkte, der sehr elend aussah, so deutete ich ihm durch Zeichen an, er solle sie aufheben und behalten. Ehe er aber das that, trat er zu mir heran, und bezeugte mir seine Dankbarkeit, auf eine Weise, die mir ganz neu war. Er legte nämlich seine beiden Hände auf meinen Kopf, strich damit mehrmals über mein schlicht auf die Schultern herabhängendes Haar, und richtete in seiner Sprache Worte an mich, die ich nicht verstand. Dann erst nahm er die Gans, und deutete mir durch wohlverständliche Zeichen an, ich möchte mit ihm kommen, und so lange ich im Dorfe mich aufhielte, unter seinem Dache leben. Während er unser Mahl zubereitete, ging ich von Hütte zu Hütte, und musterte alle Pferde durch; das meinige fand ich aber nicht. Einige junge Männer, die mich begleiteten, schienen ganz freundlich gegen mich gestimmt zu seyn; indessen warf sich einer derselben, als ich den Weg nach dem nächsten Dorfe einschlug, auf ein gutes Pferd, und sprengte fort, um meine Ankunft zu melden. Als ich nun dorthin kam, bekümmerte sich Niemand um mich, und Alle thaten, als merkten sie gar nicht, daß ich da

sei. Mit dieser Bande Assinneboins hatte ich nie im geringsten Verkehre gestanden; ich sah aber wohl, daß Jemand sie gegen mich eingenommen hatte. Der Häuptling, den sie Kah-oge-maw-weet Assinneboin, d. h. den Assinneboin-Häuptling nannten, war ein ausgezeichneter Jäger. Einige Zeit nachher blieb er einmal ungewöhnlich lange auf der Jagd; seine Krieger verfolgten seine Spur, und fanden ihn endlich todt auf der Prairie liegen. Er war von einem grauen Bären angegriffen und getödtet worden.

Da ich sah, daß ich bei dieser Bande gastliche Aufnahme nicht erwarten durfte, so trat ich in keine Hütte ein, und besah mir bloß die Pferde, immer in der Hoffnung, meinen Gaul endlich zu finden. Ich hatte viel von der Schönheit und Schnelligkeit eines jungen Pferdes, das der Häuptling besaß, erzählen hören, und wußte, als man es mir näher beschrieben hatte, gleich, woran ich war. Ich trug eine lange Leine unter meiner Decke; die warf ich dem Pferde geschickt um den Hals, und eilte dann wie im Fluge davon. Das ungastliche Benehmen der Bewohner jenes Dorfes hatte mich zu dieser That aufgereizt; und sie geschah nicht etwa aus Vorbedacht, sondern ich folgte nur einer augenblicklichen Eingebung. Als wir beiden, das Pferd und ich, anfingen, den Athem zu verlieren, hielt ich endlich an und sah mich um; die Hütten der Assinneboins waren kaum sichtbar, und kamen mir vor wie kleine Flecken, die weit entfernt in einer Prairie liegen.

Jetzt fiel es mir ein, daß ich nicht gut gethan hatte, auf solche Weise das Lieblingspferd eines Mannes wegzunehmen, der wohl die gewöhnlichen Pflichten der Gastfreundschaft, die man einem Fremden schuldig ist, hintenangesetzt, aber mir doch nicht geradezu Böses gethan hatte. Ich sprang ab und ließ das Pferd los; aber da sah ich, daß etwa dreißig oder vierzig Assinneboins in vollem Galopp auf mich zu kamen, die ich bisher, weil ein Hügel sie meinem Blicke entzog, nicht hatte sehen können. Sie waren mir schon ganz nahe, und ich hatte kaum noch Zeit, in ein unweit von mir liegendes Nußbaumgebüsch zu fliehen. Sie suchten hin und her, fanden mich aber nicht, und ich konnte mich gut verstecken. Zuletzt stiegen sie vom Pferde, und stöberten überall umher; Einige gingen ganz

dicht an mir vorüber; aber ich lag so sicher, daß ich Alles sehen konnte, ohne mich auch nur der geringsten Gefahr auszusetzen. Ein junger Mensch stellte sich ganz nackt hin, als wenn er ins Gefecht gehen wollte, stimmte den Kriegsgesang an, legte sein Gewehr bei Seite, nahm eine Keule zur Hand, und kam gerade auf die Stelle los, wo ich mich verborgen hatte. Er trat bis auf etwa zwanzig Schritte zu mir heran; meine Flinte war geladen, und ich zielte nach seinem Herzen; da kehrte er um. Wahrscheinlich hat er mich nicht bemerkt; indessen der Gedanke, von einem gut bewaffneten Feinde beobachtet zu werden, mochte wohl seinen Entschluß wankend machen. Sie suchten nach mir bis gegen Abend, und nahmen dann des Häuptlings Pferd wieder mit nach ihrem Dorfe.

Hoch erfreuet darüber, daß ich dieser drohenden Gefahr so glücklich entgangen war, machte ich mich eiligst auf den Weg nach Hause, ging ununterbrochen Tag und Nacht vorwärts, und langte in der dritten Nacht beim Comptoir am Moose-River an. Die Handelsleute sagten mir, es sei thörig von mir gehandelt, daß ich das Pferd des Häuptlings nicht mitbringe; sie hätten es sehr rühmen hören, und würden mir ein gut Stück Geld dafür gegeben haben.

In einem Assinneboindorfe, das etwa zwanzig Meilen von diesem Comptoir entfernt liegen mag, wohnte einer meiner Freunde, Namens Be-na (der Fasan), und diesen hatte ich beiläufig ersucht, er möge doch während meiner Abwesenheit zusehen, ob er mein Pferd wieder finden, oder die Gegend, in welcher Ba-gis-kun-nung sich aufhielte, ausfindig machen könnte. Den besuchte ich, und er führte mich ohne weiteres in eine kleine Hütte, die von zwei alten Frauen bewohnt wurde. Durch die Ritzen und Spalten dieser Hütte zeigte er mir die, in welcher Ba-gis-kun-nung mit vieren seiner Söhne lebte. Ihre Pferde weideten in der Nähe der Hütte, und eines davon erkannten wir als den hübschen, schwarzen Gaul, den sie bei den Mandanen für mein Thier eingetauscht hatten. Wa-me-gon-a-biew war im Comptoir gewesen und zurückgekommen, um mich in diesem Dorfe bei den Söhnen eines von Taw-ga-we-ninne's Brüdern zu erwarten, die folglich seine Vettern waren, und mit ihm im freundschaftlichsten Verkehre standen. Er hatte dem

Ba-gis-kun-nung ein gutes Gewehr, einen Häuptlingsanzug und Alles, was er bei sich trug, für das Pferd geboten. Dieses tadelte ich sehr lebhaft, und sagte ihm, daß wenn Ba-gis-kun-nung jene Geschenke angenommen hätte, daraus für mich der unangenehme Umstand sich ergeben haben würde, daß ich mich sowohl dieser als auch des Pferdes hätte wieder bemächtigen müssen.

Ohne weitern Anstand ging ich nun zu Ba-gis-kun-nung, und sagte ihm: „Ich brauche ein Pferd." — „Ich kann Dir keins geben," gab er mir zur Antwort. — „Nun, dann muß ich mir eins nehmen." — „Dann mache ich Dich todt." — Als er so sprach, ging ich nach Be-na's Hütte zurück, und traf die nöthigen Vorbereitungen, um am nächsten Morgen abreisen zu können. Be-na gab mir eine frische Bisonhaut, die ich statt eines Sattels auflegen sollte, und ein altes Weib verkaufte mir einen Riemen, dessen ich mich als Halfter und Zügel zu bedienen gedachte; denn die meinigen waren mir mit dem Pferde des Häuptlings abhanden gekommen. Nachts begab ich mich in die Hütte unserer Vettern, und am andern Morgen ganz früh in die Wohnung Bena's, der noch schlief. Ich besaß eine noch sehr gute neue Decke; die breitete ich über ihn hin, und machte mich alsdann, ohne das mindeste Geräusch zu verursachen, mit Wa-me-gon-a-biew auf den Weg.

Als wir der Hütte des Ba-gis-kun-nung nahe kamen, sahen wir seinen ältesten Sohn auf der Schwelle der Hütte sitzen; er bewachte die Pferde. Wa-me-gon-a-biew wollte mir abrathen, und sagte, ich möchte keins davon nehmen, weil sie uns doch sehen könnten, und dann zu gewaltsamen Maßregeln gegen uns ihre Zuflucht nehmen würden. Ich gab ihm für den Augenblick nach, doch nur um etwa zweihundert Ruthen weit zu gehen und unser Gepäck abzulegen; dann wollte ich wieder umkehren, und mich des Pferdes bemächtigen. Als ich meine Last abgelegt hatte, fing Wa-me-gon-a-biew, als er sah, daß mein Entschluß ganz fest stand, an, voraus zu laufen, während ich unverzüglich wieder umkehrte und nach dem Dorfe ging. Als Ba-gis-kun-nung's Sohn mich erblickte, schrie er aus Leibeskräften; ich verstand aber nur die Worte: Wah-kah-towah und Schoon-ton-gah (Oschibbeway und Pferd). Ich schloß daraus,

daß er sagte: Ein Dschibbeway stiehlt ein Pferd, und antwortete, Kah-ween-gwautsch Dschibbeway (nicht ganz und gar Dschibbeway). Plötzlich war das ganze Dorf in Bewegung. Aus dem Benehmen der Meisten, die nun zusammenliefen, konnte ich keineswegs deutlich abnehmen, ob sie entschlossen waren, sich in das, was vorging, einzumischen und handelnd dabei aufzutreten oder nicht; die Haltung meines Freundes Be-na und einer großen Anzahl von Kris, welche bei ihm waren, gab mir Muth. Nur allein Ba-gis-kun-nungs Familie zeigte sich mir offenbar feindselig.

Ich war dermaßen aufgeregt, daß ich nicht mehr fühlte, ob meine Füße auf der Erde standen, aber erschrocken und furchtsam war ich nicht, wie ich glaube. Als ich dem schwarzen Pferde meinen Halfter über den Kopf gezogen hatte, zauderte ich, es zu besteigen, weil ich dadurch einen Augenblick am Gebrauche meiner Waffen gehindert werden mußte, und mich der Gefahr aussetzte, von hinten her angegriffen zu werden. Endlich erwog ich, daß jeder Anschein von Unentschlossenheit auf alle Anwesenden den ungünstigsten Eindruck machen würde, und wollte auf das Pferd springen; allein mein Anlauf war zu stark, mein Sprung zu heftig gewesen, und so stürzte ich auf der andern Seite der Länge nach zu Boden, mein Gewehr in der einen, Pfeile und Bogen in der andern Hand haltend. Schnell raffte ich mich wieder auf, und blickte umher, um zu sehen, wie meine Gegner und Feinde sich wohl benähmen. Alle Anwesenden lachten laut auf, die Familie Ba-gis-kun-nung's ausgenommen. Da faßte ich mir wieder ein Herz, und stieg entschlossen auf das Pferd; denn ich dachte, wenn sie einen offenen Angriff gegen mich im Schilde führten, so würden sie den Augenblick, da ich am Boden lag, benutzt haben, und nicht einen solchen, wo ich im Stande war, ihnen Widerstand, und zwar gefährlichen zu leisten. Das laute, aus voller Brust kommende Lachen der Indianer war mir auch Zeugniß genug dafür, daß keineswegs Alle an meinem Vorhaben Aergerniß nähmen.

Als ich mit meinem Pferde fortgesprengt war, kam mir bald Wa-me-gon-a-biew wieder zu Gesichte; er verfolgte seinen Weg wie ein aufgejagter Truthahn. Als ich ihn eingeholt

hatte, sprach ich: „Mein Bruder, Du bist doch wohl ermüdet, ich will Dir mein Pferd borgen." Und so setzten wir unsern Weg fort. Endlich kamen zwei Reiter aus dem Dorfe hinter uns hergesprengt. Da wurde Wa-me-gon-a-biew ängstlich, wollte weglaufen und es mir überlassen, mich so gut aus der Verlegenheit zu wickeln, wie ich konnte; ich merkte aber seine Absicht und hieß ihn vom Pferde steigen; das that er auch, und lief nun wieder vorwärts, so schnell ihn seine Beine trugen.

Als die beiden Männer nur noch etwa eine halbe Meile weit von mir entfernt waren, wandte ich mein Pferd um, hielt an, und sah gerade auf sie zu. Sie hielten gleichfalls still, ich guckte mich um, und bemerkte, daß Wa-me-gon-a-biew sich im Gebüsche verborgen hatte. Wir, die beiden Reiter und ich, blieben in dieser Stellung bis gegen Mittag. Die Bewohner des Dorfes standen zahlreich versammelt auf einem Hügel, der sich unweit von den Hütten erhob, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde.

Die beiden Söhne Ba-gis-kun-nung's waren endlich des Harrens und Wartens überdrüssig; sie traten auseinander, und kamen jeder von einer verschiedenen Seite her auf mich zu. Ich war aber auf der Hut, denn ich sah wohl, daß sie meine Aufmerksamkeit theilen wollten, um mir desto sicherer einen Flintenschuß beibringen zu können. In zwei Absätzen kamen sie mir immer näher, und stellten sich dann zwischen mich und Wa-me-gon-a-biew, um mir den Rückzug abzuschneiden. Ich wurde endlich dieser Geschichte, bei der sie sich offenbar feig benahmen, überdrüssig, ließ mein Pferd im Galopp ansprengen, und ritt gerade auf sie zu; da rissen sie aus, und flohen nach dem Dorfe zu. Bei diesem Vorfalle bewies sich Wa-me-gon-a-biew noch mehr als herzloser Prahlhans, wie andre Male. Zum Glücke für mich, waren die Häuptlinge und alle geachteten Männer der Bande, welcher Ba-gis-kun-nung angehörte, entzückt von meinem Unternehmen; denn dieser Mensch und seine Söhne galten für Ruhestörer und Taugenichtse. Wäre dem nicht so gewesen, so würde ich, da Wa-me-gon-a-biew mich völlig im Stiche ließ, sicherlich meinen Zweck nicht erreicht haben.

Ich ritt also meines Weges, und mein Bruder kam in demselben Augenblicke aus seinem Verstecke hervor. In jener

Nacht erreichten wir die Hütte unseres alten Freundes Waw-so, der lange Zeit bei Pe-schau-ba gelebt hatte. Ich brachte mein Pferd tief in den Wald, wo es sicher war, und bat Wa-me-gon-a-biew, ja dem Waw-so nichts von dem zu sagen, was vorgefallen wäre. Aber mitten in der Nacht, als ich im Schlafe lag, erzählte er Alles haarklein, was gestern geschehen war; der Alte lachte hell auf, als er hörte, daß ich hingestürzt wäre, und von diesem Gelächter wachte ich auf.

Am anderen Morgen machten wir uns auf den Weg nach Ko-te-kwaw-wi-ah-we-se-be, wo ich meine Familie hatte. Damals besaß ich zwei Pferde, und versprach daher einem meiner Freunde, der mir begegnete, eins davon zu geben; da er aber unterwegs war, und eben von seiner Wohnung herkam, so wollte er es mir erst abnehmen, wenn er wieder heimgekommen seyn würde. Inzwischen starb das Thier in Folge eines Blutsturzes, und so hatte ich nur noch das schwarze, welches ich Mandan nannte. Das Pferd war mir sehr werth; als aber der Mann kam, konnte ich nicht umhin, es ihm zu geben. Meine Frau schrie darüber laut auf, und ich trennte mich nur mit tiefer Betrübniß von einem so herrlichen Rosse.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Schildkrötenberg. — Indianer auf einem Feldzuge. — Hungersnoth. — Leicht erworbene Siegeszeichen. — Opfer, die vor Eröffnung einer Fehde dargebracht werden. — Ein Schatz wird entdeckt. — Der große Geist offenbart seinen Willen. — Vorschriften der Schahnis-Religion. — Der Handschlag des Propheten. — Gemetzel unter den Hunden. — Das Fleisch des Propheten. — Gebräuche. — Die Sitten bessern sich.

Etwa drei Monate nachher schickten die Kris Taback an die Dschibbeways, um sie dadurch zu veranlassen, sich, gleich ihnen selbst, den Mandanen anzuschließen, um einige Bwoir-

nugs, die am Missouri wohnten, anzugreifen. Damals ließ mir Ba-gis-kun-nung sagen, er gäbe mir den Rath, mich ja von diesem Zuge fern zu halten, er hätte es auf mein Leben abgesehen, und ich wäre verloren, wenn ich in seine Nähe käme. Ich achtete aber nicht darauf.

In sechs Tagen begab ich mich nach dem Schildkrötenberge, wo sich die Kris in großer Anzahl versammelten. Als ich hier einen Monat lang gewartet hatte, kam Wa-ge-to-te mit etwa sechzig Mann angezogen. Wir, im Ganzen acht Männer, schlossen uns ihm an, und gaben alle Lebensmittel, deren wir nur irgend entbehren konnten, ihm und seinen Leuten; denn sie hatten seit einiger Zeit gar nichts genossen. Bald aber kam auch die Noth an uns selbst, und nachdem wir einige Tage vorwärts gezogen waren, wurden zwanzig bis dreißig junge Krieger aufgeboten, die auf Bisons Jagd machen sollten. Wa-ge-to-te bestand darauf, ich sollte mit ihnen gehen; ich schlug es aber ab. Er wiederholte indessen seine Bitte, nahm mir endlich mein Gepäck von den Schultern und sprach: „Jetzt, mein Vetter, kannst Du gehen, ich will Dein Gepäck tragen, bis Du wieder kommst." Ich entfernte mich zwar nicht weit, hatte aber das Glück ein Elendthier zu erlegen, über welches die Indianer gleich ausgehungerten Wölfen herfielen, so daß nach wenigen Augenblicken kein Bissen mehr davon übrig war; und doch hatte kaum die Hälfte der Anwesenden, die alle dem Hungertode nahe waren, etwas davon bekommen.

Die zwanzig Jäger kamen heim, ohne das Mindeste geschossen zu haben; und die meisten meiner Gefährten wurden so matt und schwach, daß viele nicht weiter gehen konnten und zurück bleiben mußten. Viele Tage lang hatten wir weiter nichts zu essen, als Wurzeln der Me-tush-koo-she-min-Pflanze, welche man genießen kann. Die Engländer nennen dieselbe Grass-berry, die Franzosen pomme-blanche.[1]) Ich selbst war sehr hinfällig; da weckte mich einstmals mitten in der Nacht,

---

1) Eine Art von Psoralea, die in den offenen, holzarmen Gegenden am Missouri sehr häufig ist. Diese Wurzeln haben, wenn sie gekocht oder gebraten werden, einen sehr angenehmen Geschmack und sind auch sehr nahrhaft; ißt man aber kein Fleisch dazu, dann greifen sie die Eingeweide leicht an, und verursachen lästige Krankheiten.

während Alle schliefen, ein alter Mann, der mit meiner Frau verwandt war, auf, und steckte mir etwas Pemmican zu, den er bisher sorgfältig zu verbergen gewußt hatte. Diese Nahrung kam gerade zur rechten Zeit; sie stärkte mich wieder etwas, und ich vermochte den Schildkrötenberg zu erklimmen, was von uns nur etwa die Hälfte aller Männer konnten; von denen, welche ihrer Mattigkeit und Schwäche wegen zurückbleiben mußten, kamen nachher einige wieder zu uns, andere kehrten nach Hause zurück, und von Mehren hat man seitdem gar nichts wieder gehört.

Die Assinneboins und Kris, welche wir auf dem Sammelplatze zu finden gedachten, hatten denselben schon seit einiger Zeit verlassen; wir folgten daher ihren Spuren, und trafen einige Tage später mit ihnen zusammen, als sie eben von ihrem Feldzuge zurückkehrten. Sie erzählten, daß sie eben im Dorfe der Mandanen angekommen wären, als die Sioux heranzogen, um dasselbe anzugreifen. Der Mandanen-Häuptling hatte ihnen gesagt: „Meine Freunde, diese Sioux sind hierher gekommen, um mein Feuer auszulöschen; sie wissen nicht, daß Ihr da seyd; sie sind nicht auf einem Zuge gegen Euch begriffen; weßhalb soll also Euer Blut in diesem Kampfe fließen? Bleibt also in meinem Dorfe, Ihr werdet sehen, daß wir Männer sind, und keine Unterstützung brauchen, wenn wir vor unseren Thüren streiten." Das Dorf der Mandanen war mit zugespitzten Pfählen umzäunt; die Sioux kämpften einen ganzen Tag lang in der Nähe; es wurde Waffenstillstand geschlossen, und der Häuptling der Mandanen sprach, ohne aus der Umzäunung hervorzutreten, zu den Sioux: „Verlaßt das Dorf, oder Ihr werdet erleben, daß unsere Freunde, die Dschibbeways über Euch herfallen; sie haben den ganzen Tag über ausgeruhet, und sind kampflustig und frisch." Die Sioux antworteten: „Das ist von Eurer Seite Großprahlerei; damit wollt Ihr Eure Schwäche bemänteln; Ihr habt keine Dschibbeways bei Euch; hättet Ihr deren aber auch Hunderte, so würden wir uns doch vor ihnen nicht fürchten. Die Dschibbeways sind Weiber, und wäre Euer ganzes Dorf von ihnen voll, so wäre das für uns eine Veranlassung mehr, schnell in dasselbe einzudringen." Die Kris und Assinneboins ärgerten sich über diese

Schmähungen und griffen die Sioux an, welche in der größten Unordnung davon flohen.

Die Oschibbeways hatten zwar keinen Theil am Kampfe genommen, erhielten aber doch mehre Schädelhäute (Skalpe), welche an diesem Tage erbeutet wurden; eine davon fiel unserm Häuptlinge Wa-ge-to-te zu, wiewohl er mehre Tagereisen weit vom Kampfplatze entfernt war. Er nahm sie mit nach Hause. Als wir auf dem Rückwege uns dem Schildkrötenberge näherten, hatten wir alle erschrecklich vom Hunger zu leiden, und Einige von uns konnten wirklich nicht mehr von der Stelle kommen. Deßhalb mußten wir liegen bleiben, und unserer vier, die wir noch einigermaßen bei Kräften waren, gingen auf die Jagd; nämlich ein alter Mann, Namens Gitsch-e-weesh (die Hütte des großen Bibers), zwei junge Krieger und ich; der Alte war sehr aufgeregt, und fest überzeugt, daß er etwas schießen würde. „Als ich noch jung war," sprach er zu uns, „hatte ich einmal drei Tage lang nichts gegessen. Da kam der große Geist zu mir und sagte: Ich habe Deinen Schrei gehört; ich will nicht, daß Du fernerhin schreiest und Dich so sehr beklagst; wenn Du jemals dem Hungertode nahe bist, dann rufe nach mir, ich will Dich erhören, und Dir etwas geben. Ich habe ihn seitdem noch nie an sein Versprechen erinnert; diese Nacht aber habe ich unablässig gebetet und gesungen, und bin daher überzeugt, daß der große Gott in seiner Güte mir sein Wort halten wird." — Wir machten uns demnach in aller Frühe auf den Weg, und zerstreuten uns auf der Jagd. Ich streifte den ganzen Tag umher, ohne ein Stück Wild zu sehen, war aber freilich auch so schwach, daß ich nur eine kleine Strecke zurücklegte. Erst spät kam ich wieder, die beiden jungen Krieger waren vor mir heimgekommen; Alle fand ich in Verzweiflung. Aber der alte Gitsch-e-weesh war noch nicht da, und langte erst spät mit einer schweren Tracht Fleisch beladen an. Ich mußte dasselbe in gleiche Theile zerlegen, und jedem Einzelnen reichen, was ihm zukam. Am andern Morgen begaben wir uns nach dem Platze, wo er ein Moosethier erlegt hatte; was noch übrig war, wurde bald verzehrt.

Unweit von dieser Stelle entdeckte Wa-me-gon-a-biew eine Menge von Gegenständen, welche eine Bande Assinneboins hier

als Medicinopfer zurückgelassen hatte. Was man in dieser Absicht zurückläßt, wird Metai Sas-sah-ge-witsch-e-gun oder Puketsch-e-gun-nun genannt, und der erste beste Stamm, welcher mit denen, die solch ein Opfer gebracht haben, befreundet ist, darf sich dasselbe aneignen. Aber die Opfer, welche in der Absicht dargeboten wurden, um sich den Erfolg eines Feldzuges zu sichern, dürfen nicht von der Stelle, wo sie niedergelegt sind, fortgenommen werden. Diese nennt man Sas-sah-ge-witsch-e-gun.

Wa-me-gon-a-biew, der einen Baum erklettert hatte, um den Indianern recht schnell seinen Fund anzeigen zu können, nahm sich beim Herabsteigen so viel Zeit, daß alle Decken, Stücken Tuch, kurz alle werthvollen Gegenstände bereits ihren Besitzer gefunden hatten, als er seinen Fuß auf die Erde setzte. Er ließ sich seinen Aerger nicht merken; man konnte ihm aber denselben gar wohl ansehen, und er setzte sich entfernt von den Anderen auf einen Baumstrunk. Als er dort mit dem Fuße etwas trockenes Laub zur Seite schob, sah er einen kupfernen Kessel, der umgestülpt war, und eine Menge Opfergaben von großem Werthe enthielt. Dießmal aber rief er Niemand herbei, sondern nahm Alles für sich, und dieser neue Fund war weit besser, als der vorige. Die Decken, Kleider und Schmucksachen waren an den Bäumen aufgehängt, und zwar in weit größerer Menge, als sonst der Brauch erheischt. Die Assinneboins hatten dieses Opfer dargebracht, als sie ihren Zug gegen die Sioux unternahmen.

Von dieser Stelle ab, bis zu dem Platze, an welchem meine Familie auf mich wartete, erlegte ich auch nicht ein einziges Stück Wild, und der Hunger war Herr in meiner Hütte; am andern Morgen aber hatte ich gutes Glück, schoß ein Elendthier, und hatte auch nachher Lebensmittel im Ueberflusse.

Während dieses Aufenthaltes am Flusse des großen Waldes hörten wir allerlei von einem berühmten Manne erzählen, der ein Schahni, und vom großen Geiste, der ihm seinen Willen kund gethan hatte, mit einer Offenbarung beehrt worden war. Als ich einst, weit von meiner Hütte entfernt, auf der Prairie jagte, sah ich einen unbekannten Menschen auf mich zu kommen; anfangs fürchtete ich, er möchte wohl Feindseliges beabsichtigen; sah aber bald, als er näher trat, an seiner Klei-

dung, daß ich mit einem Dschibbeway zu thun hatte. In seiner ganzen Haltung und seinem Wesen überhaupt lag etwas Auffallendes und Fremdartiges; er verlangte, ich sollte mit ihm nach Hause zurückkehren, sagte aber nicht weshalb, sah mich mit keinem Blicke an, und wollte sich auch in keinerlei Gespräch einlassen. Ich hielt ihn für wahnsinnig, geleitete ihn indessen doch nach meiner Hütte. Als wir geraucht hatten, blieb er lange Zeit ganz still sitzen, und sagte mir dann endlich, daß er im Auftrage des großen Propheten der Schahnis zu mir gekommen sey. Er sprach:

„Fortan darf nie mehr das Feuer in Deiner Hütte verlöschen. Im Sommer und Winter, bei Tage und bei Nacht, beim Sturme und wenn das Wetter ruhig ist, wirst Du Dich daran erinnern, daß das Leben in Deinem Körper und das Feuer auf Deinem Heerde ein und dieselbe Sache sind, und sich aus ein und derselben Zeit herschreiben. Lässest Du Dein Feuer erlöschen, so wird auch unverzüglich Dein Leben verlöschen. Du sollst keinen Hund mehr füttern. Du sollst keinen Mann mehr schlagen; auch kein Weib mehr, oder ein Kind, oder einen Hund. Der Prophet wird selbst kommen und Dir die Hände drücken; ich bin ihm vorausgegangen, um Dir zu verkünden, wie es der Wille des großen Geistes ist, daß er uns Mittheilungen mache, und um Dir zu sagen, daß Dein Leben davon abhängt, ob und wie Du ihm zu aller Zeit Gehorsam leistest. Fortan dürfen wir uns nicht mehr berauschen, nicht stehlen, nicht lügen, auch nicht gegen unsere Feinde ziehen. So lange wir ohne Rückhalt und Einschränkung diesen Geboten des großen Geistes gehorsam sind, so lange werden uns auch die Sioux, wenn sie in unser Land kommen, nicht sehen können. Wir werden Schutz haben und glücklich seyn."

Ich hörte aufmerksam Alles an, was er mir zu sagen hatte, und entgegnete ihm, ich sey durchaus nicht des Glaubens, daß wir Alle sterben müßten, wenn unser Feuer verlösche; daß man in manchen Fällen gar nicht umhin könne, die Kinder einmal zu züchtigen, und daß ich endlich, da die Hunde uns auf der Jagd so nützliche Dienste leisteten, unmöglich mich überzeugen könne, daß es dem großen Geiste angenehm seyn würde, wenn wir dieselben ganz und gar abschafften. Er aber fuhr fort mit

seinen Reden bis tief in die Nacht, und schlief darauf in meiner Hütte. Ich war am andern Morgen zuerst wach, bemerkte, daß das Feuer ganz erloschen war, und rief ihn nun herbei, damit er sich überzeuge, wie wir trotz dem noch munter und lebendig wären. Er aber war darauf gefaßt, den Hohn und Spott, womit ich seine Lehre lächerlich machen wollte, abzuwenden, und entgegnete mir, daß ich ja noch keinen Handschlag und Händedruck vom Propheten erhalten hätte. Sein Besuch, fügte er hinzu, habe keinen andern Zweck, als mich auf dieses wichtige Ereigniß vorzubereiten, und mich im Voraus mit den Verpflichtungen bekannt zu machen, die ich übernähme, so bald die Hand des Propheten in der meinigen geruhet habe. Ich war allerdings ungläubig, fühlte mich aber doch nicht recht behaglich bei der ganzen Geschichte. Die Indianer nahmen im Allgemeinen die Lehre dieses Propheten sehr gläubig und unterwürfig an; alle waren jedoch, wie man ihnen deutlich ansah, verdrießlich und beklommen; die meisten schlugen ihre Hunde todt, und kamen genau den Geboten nach, welche der unter uns weilende Prophet zu ertheilen für zweckmäßig hielt.

Es war bei allen wichtigen Angelegenheiten, die mich betrafen, von jeher meine Gewohnheit, die europäischen Handelsleute in Rath zu nehmen; denn ich lebte in der festen Ueberzeugung, daß die Gottheit, wenn sie den Menschen Offenbarungen zu machen hätte, jedenfalls den Weißen dieselben allererst zukommen lassen würde. Die Handelsleute zogen Alles ins Lächerliche, sprachen verächtlich und spöttisch davon, daß ein armseliger Schahni behaupte, von der Gottheit mit einer Offenbarung begnadigt zu seyn, und bestärkten mich in meinem Unglauben. Dessenungeachtet wagte ich aber doch nicht, mich damit bei den Indianern zu rühmen; aber ich weigerte mich fortwährend, meine Hunde zu tödten, erfüllte auch die übrigen Gebote keineswegs pünktlich, ohne jedoch dem Glauben der Indianer schroff entgegen zu treten; denn ich hatte viele von ihren Begriffen und manches von ihrer Denkungsweise angenommen und mir völlig zu eigen gemacht, wiewohl mir nicht Alles gleich sehr stichhaltig und begründet erschien.

Der vom Propheten abgesandte Dschibbeway verweilte einige Zeit unter den Indianern, welche in meiner Nähe wohnten,

und wußte die angesehensten unter ihnen dermaßen für sich einzunehmen, daß die Zeit bestimmt und eine Hütte in Bereitschaft gehalten wurde, um öffentlich und feierlich seine Lehren und Gebote anzuerkennen. Als wir sämmtlich in die lange Hütte eingetreten waren, in welcher die Feierlichkeit Statt haben sollte, bemerkten wir, daß ein Gegenstand unter einer Decke verborgen lag, dessen Anblick und Umrisse an die Gestalt eines Menschen erinnerten. Dicht daneben standen zwei junge Männer, welche, wie man uns sagte, sich nie von demselben entfernten, ihm jeden Abend sein Bett zurecht machten, und dicht neben ihm schliefen. Aber so lange die Feierlichkeit dauerte, trat ihm Niemand nahe, keiner hob die Decke auf, welche über den geheimnißvollen Gegenstand ausgebreitet war. Die einzigen sichtbaren Zeichen dieser wichtigen Sendung waren vier Schnuren verschimmelter Bohnen, deren Farbe sich kaum noch erkennen ließ.

Nach einer langen Rede, welche darauf berechnet war, die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf die Hauptpunkte der neuen Offenbarung hinzulenken, und die ihren Zweck auch völlig erreichte, wurden die vier aus Bohnen bestehenden Schnüre, welche angeblich aus dem Fleische des Propheten selbst verfertigt seyn sollten, feierlich zu jedem der Anwesenden hingetragen. Jeder mußte nach der Reihe jede einzelne Schnur am einen Ende ergreifen, und sie darauf langsam durch die Hand gleiten lassen. Das hieß, einen Händedruck vom Propheten empfangen, und die Handlung selbst wurde als eine Feierlichkeit betrachtet, durch welche sich Jeder verpflichtete, den Geboten desselben Gehorsam zu leisten, und seine Sendung als vom höchsten Wesen ausgegangen zu betrachten. Alle Indianer, welche die Bohnen berührten, hatten bereits ihre Hunde getödtet; sie warfen ihre Medicinbeutel weg, und zeigten sich willig, alle Gebräuche und Förmlichkeiten zu verrichten, die von ihnen verlangt wurden.

Wir waren seit einiger Zeit in großer Anzahl nahe beisammen; es hatte viel Aufregung und Schrecken unter uns geherrscht; und nun fing der Hunger an, sehr fühlbar zu werden. Die Gesichtszüge der Indianer hatten einen ungewöhnlich starken Ausdruck von Melancholie; die Männer, welche sich

bisher am thätigsten gezeigt hatten, wurden nachlässig, und die Thatkraft, selbst der muntersten und herzhaftesten, schien förmlich gelähmt zu seyn. Ich ging nach wie vor mit meinen Hunden auf die Jagd, denn ich wollte sie weder selbst tödten noch zugeben, daß irgend ein Anderer sie ums Leben brächte. Sie jagten mir einen Bären auf, den ich erlegte. Als ich heimkam, sprach ich zu den Indianern: „Hat uns der große Geist nicht unsere Hunde deßhalb gegeben, damit wir uns mit ihrer Hülfe das verschaffen sollen, was wir nöthig brauchen, um unser Leben zu fristen? Wie kann man glauben, daß es jetzt sein Wille sey, wir sollten dieselben tödten? Es wird uns gesagt, der Prophet wolle nicht, daß das Feuer in unseren Hütten auslösche; wenn wir auf Reisen sind oder auf die Jagd ziehen, sollen wir weder Stahl noch Stein bei uns führen, und ein Mann soll dem andern kein Feuer geben! Kann es dem großen Geiste ein Wohlgefallen seyn, wenn wir in unseren Jagdlagern uns ohne Feuer behelfen müssen? Kann es ihm angenehmer seyn, wenn wir Feuer durch das Aneinanderreiben zweier Stäbe hervorbringen, als durch Stahl und Stein?" Sie hörten aber nicht auf das, was ich sagte, und der Glaube, dem sie sich ergaben, wirkte zuletzt auch auf mich selbst so stark, daß ich mein Feuerzeug und meinen Medicinbeutel weit weg schleuderte. Ich unterwarf mich in vielfacher Hinsicht ebenfalls den Satzungen der neuen Lehre; nur meine Hunde wollte ich nicht aufopfern, und darin blieb ich fest. Binnen kurzer Zeit lernte ich Feuer vermittelst zweier trockenen Cederstäbe, die ich deßhalb stets bei mir trug, anzünden; daß aber Stahl und Stein abgeschafft wurden, kostete manchem Indianer große Entbehrungen, und war mit vielfachen Uebelständen verknüpft. Die entfernter wohnenden Dschibbeways, so viele ich deren kannte, unterwarfen sich den Geboten des Schahni's-Propheten nur sehr ungern, und sahen seinen Einfluß mit mißgünstigen Blicken. Allerdings ließ während der nächsten zwei oder drei Jahre die Trunksucht bedeutend nach; man dachte nicht mehr so viel wie früher an Fehden und Krieg, und durch das Erscheinen und kräftige Auftreten eines einzigen Mannes hatte die Lage der Dinge ein ganz anderes Ansehen gewonnen; aber nach und nach verlor der erste Eindruck an Stärke, er blieb nicht nachhaltig; die Medicinbeu-

tel, Stahl, Stein und Zunder kamen abermals zum Vorscheine; die Hunde wurden wieder zu Gnaden aufgenommen, Weiber und Kinder bekamen wieder eben so gut Schläge, wie vorher; der Schahni's-Prophet fiel in Verachtung, und heut zu Tage halten ihn die Indianer für einen Narren und Betrüger.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Gefahren auf der Gränze. — Eine Nacht voller Schrecknisse. — Die Sioux. — Das alte Moosethier. — Jäger werden vom Schnee geblendet. — Panischer Schrecken. — Orgien. — Zwei Nasen werden abgebissen. — Gedanken an Selbstmord.

Als die Aufregung, welche durch diese Geschichte veranlaßt wurde, etwas nachgelassen hatte, und die Sendlinge des Propheten uns verlassen hatten, um andere, weiter entfernt wohnende Banden aufzusuchen, zog ich mit einem zahlreichen Indianertruppe an die oberen Quellflüsse des Red-River, wo wir Biber fangen wollten. Wir waren noch niemals dem Lande der Sioux so nahe gekommen, als jetzt, und wagten es auch dieses Mal wohl nur, weil wir dem Propheten glaubten, der ja gesagt hatte, wir würden den Sioux unsichtbar bleiben. Auf jenem Gränzgebiete aber, wo seit langen Jahren weder die Sioux noch wir Jagdlager aufzuschlagen für rathsam gehalten hatten, fanden wir Biber in außerordentlicher Menge; binnen einem einzigen Monate, und ohne daß ich auch nur einen Schuß that, fing ich in meinen Fallen weit über hundert Stück. Meine Familie bestand aus zehn Personen, und unter diesen waren sechs vaterlose Kinder; ich sorgte für alle, obschon ich ganz allein blieb, und mir Niemand beim Aufstellen der Fallen hülfreiche Hand leistete. Allmälich wurden aber die Biber seltener, und ich mußte ein Elendthier schießen. Meiner Familie war es so auffallend, einmal wieder einen Flintenschuß zu hören,

daß jetzt alle aus der Hütte hervorstürzten, und in den Wald flohen; denn sie waren in der Meinung, ein Sioux habe Feuer auf mich gegeben.

Ich war bald genöthigt, meine Fallen weiter weg zu legen, und konnte täglich nur einmal nach ihnen sehen. Mein Gewehr legte ich jetzt nicht mehr aus der Hand; wenn ich etwas zu thun hatte, hielt ich es mit der einen und arbeitete mit der andern. Am Tage schlief ich einige Stunden, weil ich allnächtlich Wacht vor meiner Hütte hielt. Da in meiner Nähe das Wild seltener wurde, so ging ich in die Wälder, um Moosethiere zu schießen, und erlegte deren an einem Tage vier, welche ich ausweidete und zerschnitt, ohne mein Gewehr auch nur eine Minute lang aus der Hand zu legen. Da ich eben das letzte in Theile zerlegte, hörte ich, kaum zweihundert Ruthen von mir entfernt, einen Flintenschuß fallen.

Ich wußte, daß ich mich der Landesgränze der Sioux weit mehr genähert hatte, als irgend ein anderer Dschibbeway, und von diesem letzten Stamme war, so viel mir bekannt, kein einziger Mann in dieser Gegend. Also mußte jener Schuß von einem Sioux herrühren, und ich rief ihn mit lauter Stimme an. Es gab mir aber Niemand Antwort. Nun war ich noch mehr auf meiner Hut als bisher, und schlich, bei Anbruch der Nacht so vorsichtig, als immer möglich war, nach meiner Hütte. Am andern Tage wagte ich mich nach der Stelle, wo der Schuß gefallen war, und erkannte dort die Spuren eines Dschibbeway, der auf einen Bären Feuer gegeben hatte; er mochte aber wohl in der Verfolgung dieses Thieres so hitzig gewesen seyn, daß er meinen Ruf leicht überhören konnte.

Bald nachher fand ich zahlreiche Spuren, und überzeugte mich, daß ich nicht mehr weit von einem Lager entfernt war, das die Dschibbeways aufgeschlagen und befestigt hatten. Die Häuptlinge dieser Bande schickten dreimal hintereinander Boten an mich ab, und ließen mir sagen, meine Lage sey zu gefährlich; ich gab aber ihren dringenden Einladungen, mich mit ihnen zu vereinigen, nicht nach, weil es allen meinen Neigungen widerstrebte, mich in einen befestigten Platz einzuschließen. Endlich aber, da ich merkte, daß einige Sioux mir nachspähe-

ten, und meinen Lagerplatz entdeckt hatten, mußte ich doch bei jenen Oschibbeways Zuflucht suchen. Die Nacht, welche dem Tage vorherging, an welchem ich endlich meine Hütte verließ, war für mich eine Nacht des größten Schreckens, und ich empfand eine Besorgniß, wie sie unter Indianern selten ist. Ich sagte eben, daß ich Spuren von Sioux entdeckt hatte; ich zweifelte nicht daran, daß ein Trupp von ihnen sich unmittelbar in meiner Nähe aufhielt; rechnete auch fest darauf, sie gegen Tages Anbruch heranziehen, und über mich herfallen zu sehen.

Es war bereits die Nacht mehr als zur Hälfte verflossen, und noch hatte keiner von uns ein Auge zugethan, da ließ sich plötzlich unweit von uns ein Geräusch vernehmen; unseren Hunden sah man an, daß sie erschrocken waren, und so sagte ich denn meinen Kindern, die Stunde des Todes sey herangenaht. Ich stellte mich an die Vorderseite der Hütte, öffnete die Thür ein wenig, und hielt meinen Gewehrlauf gerade aus, um den Feind in Empfang zu nehmen; ich hörte deutlich Geräusch, das von Schritten herrühren mußte; allein die Nacht war dunkel und ich konnte nichts erkennen. Endlich sah ich ganz langsam einen kleinen schwarzen Gegenstand näher kommen; er war nicht größer, wie ein Menschenkopf; er näherte sich langsam und auf geradem Wege meiner Hütte, und nun überzeugte ich mich, welchen Einfluß Furcht und Schrecken auf den Gesichtssinn ausüben. Denn der Gegenstand hob sich, wie es mir vorkam, mehrmals bis zur Größe eines Mannes empor, und wurde gleich darauf wieder ganz klein. Zuletzt brachte ich aber heraus, daß ich hier mit nichts Anderem als einem kleinen Thiere zu thun hatte, ging also vor die Thür, erkannte ein Stachelschwein, und schlug es mit meinem Tomahawk todt. Ich schlief die ganze Nacht, und eilte am frühen Morgen eiligst dem Lager zu.

Nach meiner Ankunft hielten die Häuptlinge eine Berathung, und schickten dann zwei junge Männer ab, welche meine in der Hütte zurückgebliebenen Habseligkeiten holen sollten. Ich wußte aber, daß die Sioux dort umherspäheten; wenn nun die jungen Krieger Schaden gelitten hätten, oder wohl gar erschlagen worden wären, so würden ihre Freunde ein solches Unglück mir zur Last gelegt haben, und deshalb eilte ich ihnen auf einem Richtwege nach, fest entschlossen ihr Schicksal zu theilen. Meine

Hütte war noch unverletzt, und auch auf dem Rückwege nach der Festung wurden wir von Keinem belästigt.

Die Sioux kamen von Zeit zu Zeit bis dicht in die Nähe unseres Lagers, wagten aber keinen Angriff darauf. Im Anfange des Frühlings zogen alle Dschibbeways an ein und demselben Tage ab; ich aber mußte zurückbleiben, weil ich mich für einen damals nicht anwesenden Handelsmann mit einer Tracht Pelzwerk belastet hatte, die ich allein nicht hätte fortschaffen können. Die Häuptlinge stellten mir vor, daß zurückbleiben so viel heiße, als seinen Untergang muthwillig herbeirufen; denn die Sioux müßten nothwendig bald inne werden, daß die übrigen Krieger fortgegangen wären, und würden dann über mich Einzelnen herstürzen. Diese traurigen beunruhigenden Vermuthungen wurden noch dadurch vermehrt, daß sie mir Beispiele von Männern, Weibern und Kindern erzählten, welche an derselben Stelle von jenen erschlagen worden wären. Indessen ich mußte bleiben.

Am Abend verrammelte ich alle Eingänge zum Lager so gut ich konnte; befahl meiner Familie, sich ganz still zu verhalten, und hielt dann Wacht. Die Nacht war noch nicht weit vorgerückt, da sah ich beim hellen Mondenscheine, daß zwei Männer gerade auf den gewöhnlichen Eingang zuschritten, als sie denselben verrammelt fanden, rings um die ganze Verschanzung gingen, und an allen Thüren stehen blieben, um zu versuchen, ob sie nicht öffnen könnten. Es war anfangs meine Absicht, Feuer zu geben, ohne sie anzurufen; jedoch fiel mir ein, daß sie vielleicht gar keine Sioux wären; ich hielt deßhalb, ohne mir selbst eine Blöße zu geben, mein Gewehr unablässig angeschlagen, und verfolgte sie mit dem Laufe desselben auf Tritt und Schritt. Die beiden Männer aber waren eben der Handelsmann, welchen ich erwartete, und ein Franzose, und mit Freuden öffnete ich das Lager. Da ich solchergestalt Verstärkungen erhalten hatte, konnte ich den übrigen Theil der Nacht ruhiger bleiben; und am andern Morgen folgten wir, mit unserm Gepäcke beladen, den Spuren der Dschibbeways.

Es lag übrigens nicht in meiner Absicht mit dieser Bande umher zu streifen; deßhalb ging ich einige Zeit mit meiner Familie in die Wälder, und schloß mich später einigen Dschibbe-

ways vom rothen Flusse an, deren Häuptling Be=gwa=is (der die Biberhütte umhauet) hieß. Seit einigen Tagen schon hatten sämmtliche Jäger dieser Bande Alles aufgeboten, um ein altes Moosethier=Männchen zu erlegen, das ihnen oft entgangen war, und daher für ein höchst wachsames, schlaues Thier galt. Als ich das erste Mal auf die Jagd ging, sah ich es wohl, konnte aber nicht daran kommen, doch schoß ich ein anderes. Am nächsten Tage ging ich wieder aus, fest entschlossen jenes zu schießen, wenn es nur irgend möglich wäre. Wind und Wetter waren mir günstig; ich erlegte es. Der Zufall hat wohl auch das Seinige dabei gethan, allein die Indianer rühmten meine Geschicklichkeit sehr, und ich galt nun für den besten Jäger in der ganzen Bande.

Wir begaben uns bald nachher, zwölf an der Zahl, und von Be=gwa=is angeführt, in das Land der Sioux, um dort Biber zu jagen; unsere Weiber ließen wir aber zurück. Auf diesem Jagdzuge wurden alle meine Gefährten vom Schnee geblendet, und ich, dessen Augen allein gut geblieben waren, mußte mehre Tage hintereinander für alle übrigen Sorge tragen. Als der Schnee weggeschmolzen war, besserte es sich mit ihnen, und wir theilten uns nun in drei gleich starke Häuflein; das eine derselben wurde von den Sioux am Büffelflusse [1]) angegriffen; ein Dschibbeway getödtet; ein anderer verwundet und gefangen genommen.

Ich hatte mir zufällig mit dem Tomahawk selbst eine Wunde beigebracht, und zwar am Fußknöchel; konnte daher nicht schnell gehen. Meine Gefährten waren von unglaublichem Schrecken ergriffen. Sie meinten, die Sioux wären uns auf Spur und Fersen; sie liefen daher so schnell sie konnten, ohne auf meinen Zustand die mindeste Rücksicht zu nehmen. Der Frühling war noch nicht weit vorgerückt, und den ganzen Tag über Schnee und Regen gefallen; in der Nacht erhob sich ein starker Nordwestwind, und das Wasser gefror. Ich folgte meinen Gefährten in der Ferne, erreichte sie spät, und fand sie halbtodt auf ihrem Lagerplatze, denn sie waren Anhänger des Propheten, und hatten als solche nicht gewagt, ein Feuer zu

1) Es ist der Bisonfluß gemeint.

machen. Wa-me-gon-a-biew gehörte zu diesen Menschen, und er verließ mich immer am allerersten, sobald auch nur ein Anschein von Gefahr sich zeigte. Am andern Morgen war das Eis schon so dick, daß wir über den Fluß gehen konnten; wir litten aber von der Kälte um so mehr, da kurz vorher sehr heißes Wetter gewesen war. Nachdem wir uns vier Tage an der Stelle aufgehalten hatten, wo unsere Weiber Zucker ernteten, zogen wir wieder nach dem Lande der Sioux zurück, und stießen unterwegs auf zwei Indianer, welche bei dem erwähnten Angriffe unseren Feinden glücklich entgangen waren; sie sahen sehr elend und abgehungert aus.

Wir trafen außerdem unterwegs mit einem amerikanischen Handelsmanne zusammen, auf dessen Namen ich mich nicht mehr besinne; er war aber sehr gütig gegen mich, und gab sich alle mögliche Mühe mich zu überreden, daß ich die Indianer verlassen und mit ihm nach den Vereinigten Staaten zurückkehren möchte. Ich war arm, besaß nur geringen Vorrath an Pelzwerk, hatte Weib und Kind. Er sagte mir, Volk und Regierung der Vereinigten Staaten würden sich freigebig und großmüthig gegen mich zeigen, versprach mir auch, in eigener Person für mich zu sorgen, und mir Unterstützung angedeihen zu lassen, so viel in seinen Kräften stände; aber ich schlug alle seine Anträge aus, und blieb lieber noch bei den Indianern, ohne darum meine Absicht, sie später einmal zu verlassen, aufzugeben. Ich erfuhr von diesem Manne, daß einige meiner Verwandten mich überall, und selbst in Mackinack aufgesucht hätten, und dictirte ihm einen Brief, dessen Besorgung er übernahm. Ehe er sich von uns trennte, gab er mir und Wa-me-gon-a-biew zwei Kanots von Baumrinde, machte uns aber auch außerdem noch einige werthvolle Geschenke.

Auf unserem Zuge nach dem rothen Flusse schien Wy-ong-je-cheween, dem wir die Leitung unseres kleinen Haufens übertragen hatten, sehr in Besorgniß zu seyn. Wir fuhren auf einem Wasser, das nach einem beträchtlichen Laufe in den rothen Fluß sich ergießt. Ich sah, wie unser Anführer nach beiden Ufern besorgliche Blicke warf, hin und her spähete, ob ihm nicht etwa Spuren zu Gesichte kämen, aus denen man schließen konnte, daß Menschen sich in der Nähe aufhielten; eben

so achtete er sorgsam auf Spuren von Thieren, den Flug der Vögel und anderer Anzeichen, die jeder Indianer zu deuten weiß. Er äußerte zwar keineswegs, daß er Furcht und Besorgniß hege; denn das thut ein Indianer in dergleichen Fällen selten oder nie; als er aber sah, daß ich bei Einbruch der Dunkelheit ein Feuer anmachte, stand er auf, hüllte sich in seine Decke und ging, ohne ein Wort zu sagen, weg. Ich sah ihm nach; er suchte sich einen Platz aus, wo er ganz versteckt lag, jedoch so, daß er die ganze Umgegend überblicken konnte. Ich verstand bald, weßhalb er so handelte, und folgte nebst den Uebrigen seinem Beispiele. Am andern Morgen vereinigten wir uns wieder, und wagten ein Feuer anzuzünden, um dabei unser Mahl zu bereiten. Aber kaum war der Kessel gefüllt und über der Flamme, da erblickten wir auf einer Höhe, kaum eine halbe Meile hinter uns, eine Schaar Sioux. In demselben Augenblicke stülpten wir den Kessel auf das Feuer und nahmen die Flucht. In einiger Entfernung von jenem Platze schlugen wir unser Lager auf, verschanzten es stark, und ich ging fort, um meine Fallen zu stellen.

Der amerikanische Handelsmann hatte mir, nebst anderen Geschenken, auch ein kleines Faß Rum geschenkt, das etwa sechzehn Maaß starken Rums enthielt. Ich trug es bisher selbst auf meiner Schulter, und widerstand allen Anforderungen Wa-me-gon-a-biews und der Uebrigen, die davon kosten wollten; ich sagte, die Greise und die Häuptlinge sollten mit davon trinken, wenn wir erst wieder bei den Unsrigen wären. Als ich aber einst ausgegangen war, um nach meinen Fallen zu sehen, hatten sie sich über das Faß hergemacht, und ich fand sie Alle betrunken und mit einander zankend. Von dem Rum war nur noch wenig übrig geblieben. Ich, als nüchterner Mensch, sah auf den ersten Blick, in welch' gefährlicher Lage wir uns befanden; denn wenn wir von unseren Feinden überfallen wurden, so konnten wir ja nicht den mindesten Widerstand leisten. Ich suchte demnach Ruhe und Frieden wieder herzustellen, kam indessen dabei in nicht geringe Gefahr. Denn während ich mich bemühete, zwei Männer, die handgemein geworden waren, auseinander zu bringen, führte ein alter Indianer mit einem Messer einen Stich nach meinem Rücken, der meinem Leben wahr-

scheinlich ein Ende gemacht hätte, wenn ich ihm nicht ausgewichen wäre. Alle waren wüthend auf mich, weil ich sie der Großprahlerei und Feigheit beschuldigt; ich hatte gesagt, sie verkröchen sich wie Kaninchen in ihren Höhlen, und wagten sich nie daraus hervor, um eine Schlacht zu liefern oder zu jagen. In der That lebten sie seit einiger Zeit durchaus von dem, was ich herbeischaffte, und ihr albernes Betragen war mir nicht wenig zur Last; indessen hatten wir jetzt endlich keine unmittelbare Ursache zur Furcht mehr, und so faßten sie sich zuletzt ein Herz und gingen auf die Jagd, welche so gut ausfiel, daß wir binnen kurzer Zeit eine große Menge Pelzwerk beisammen hatten; es gab beinahe eine vollständige Ladung für das Kanot. Bis dahin war es mir gelungen, meinen Ueberrest Rum zu verwahren; jetzt aber fanden sie, als ich einmal abwesend war, auch diesen, und tranken sich abermals toll und voll.

Als die Jagd geendigt war, reisten wir zusammen fort. In der Nähe des rothen Flusses hörten wir auf einmal eine große Menge Flintenschüsse fallen, meine Gefährten glaubten sich von den Sioux verfolgt, und flohen Hals über Kopf landeinwärts; wir befanden uns aber damals kaum noch eine Tagereise weit von unseren Familien entfernt. Ich war allein zurückgeblieben, und wollte um keinen Preis unser beladenes Kanot verlassen, setzte daher die Reise fort, und kam vier Tage später wohlbehalten in meiner Hütte an.

Die Indianer waren damals eben im Begriffe nach Pembinah zu gehen, dort ihr Pelzwerk zu verkaufen und sich dem Trunke zu ergeben. Kaum aber hatte ich mich wieder mit meiner Bande vereinigt, da schlugen Mehrere den Landweg ein, und ließen die beladenen Fahrzeuge unter Obhut der Weiber. Ich bemühte mich, Wa-me-gon-a-biew und mehre andere meiner vertrauten Freunde von der Theilnahme an jenen verderblichen Ausschweifungen abzuhalten; hatte aber nicht genug Einfluß auf sie; alle reisten vor mir ab. Ich übereilte mich nicht, ging unterwegs auf die Jagd und dörrte das Fleisch. Als ich nun in Pembinah ankam, waren die Meisten schon seit einigen Tagen nicht mehr aus dem Rausche gekommen, und ich hörte gleich zu Anfange, daß dem Wa-me-gon-a-biew ein Unglück zugestoßen sey.

Mein Bruder, denn so nannte ich ihn stets, war gleich nach seiner Ankunft in eine Hütte getreten, in welcher ein junger Mensch, des Ta-busch-schisch Sohn, eine alte Frau schlug, und hatte diesem den Arm fest gehalten. Da kam gerade der alte Ta-busch-schisch berauscht zurück, und packte, weil er Wa-me-gon-a-biew's Absichten nicht kannte, diesen bei den Haaren, und biß ihm ohne Weiteres die Nase ab,[1]) worauf ein Handgemenge folgte. Einem andern Indianer wurde mit den Zähnen ein großes Stück aus der Wange gerissen, und mehre Andere bekamen sehr gefährliche Wunden. Da kam endlich Be-gwa-is, ein alter Häuptling, der sich stets sehr wohlwollend gegen uns zeigte, dazwischen, und glaubte sich ins Mittel legen zu müssen. Wa-me-gon-a-biew, wüthend darüber, daß er seine Nase eingebüßt hatte, hob die Hände empor, ohne die Augen aufzuschlagen, packte den ersten Besten beim Kopfe, und biß ihm mit einem Male die ganze Nase ab. Die Nase aber, welche er zwischen den Zähnen hielt, war die unseres Freundes Be-gwa-is. Als Wa-me-gon-a-biew's Wuth sich ein wenig gelegt hatte, sah er erst, wen er beschädigt hatte, und rief: „O, mein Vetter!" Be-gwa-is war ein sanftmüthiger, guter Mann, und wußte recht gut, daß Wa-me-gon-a-biew es nicht gern, sondern lediglich aus Versehen gethan hatte; darum sah man ihm auch nicht die mindeste Gereiztheit an; und er war gegen den, welcher ihn verstümmelt hatte, keineswegs aufgebracht. „Ich bin alt," sprach er, „und sie werden mich nicht mehr lange darüber verspotten, daß ich meine Nase eingebüßt habe."

Dagegen aber war ich meinerseits um desto erbitterter gegen Ta-busch-schisch, weil ich mich überzeugt hielt, daß er diese Gelegenheit benutzt hatte, um einem alten Grolle Luft zu machen. Ich eilte, nachdem ich Alles erfahren, unverzüglich in meines Bruders Hütte, und setzte mich neben ihn; sein Gesicht und seine Kleidungsstücke waren mit Blut bedeckt. Er blieb einige Zeit sitzen, ohne ein Wort zu sagen; als er aber zu sprechen anfing, sah ich wohl, daß er wieder völlig bei Sinnen war. „Morgen," sprach er, „will ich mit meinen Kindern weinen; aber am Tage nachher werde ich Ta-busch-schisch aufsuchen, wir

1) Das fällt unter den Indianern gar nicht selten vor.

müssen beide sterben; denn da ich fortan von Jedermann Spott erdulden muß, so mag ich nicht mehr leben." Ich sagte ihm, er könne in Allem, was er gegen Ta-busch-schisch's Leben im Schilde führe, auf mich rechnen, und traf Vorbereitungen, um mein Versprechen halten zu können. Aber Wa-me-gon-a-biew kam am andern Tage, als er kaltblütig über Alles nachdachte, und mit seinen Kindern geweint hatte, von seinem Vorhaben zurück, und ergab sich, eben so wie Be-gwa-is darein, daß er keine Nase mehr hatte.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Rache. — Feigheit eines Indianers. — Ein Streit in der Nacht. — Beschwerden über die Weißen. — Geistesgegenwart und Muth einer Mutter. — Gefecht. — Ein einzelner Krieger hält Stand gegen eine ganze Abtheilung. — Ein Missionair. — Der getaufte Indianer. — Zweikampf bei den Indianern. — Wetteifer im Jagen.

Wenige Tage nach jenem blutigen Auftritte verfiel Tabusch-schisch in eine schwere Krankheit; das Fieber suchte ihn heim, und er magerte in einer Schrecken erregenden Weise ab; wir glaubten Alle, er müsse sterben. Da übersandte er dem Wa-me-gon-a-biew zwei Kessel, nebst anderen Geschenken von beträchtlichem Werthe, und ließ ihm dabei sagen: „Mein Freund, ich habe Dich verunstaltet, und Du hast mich krank gemacht. Ich habe viel gelitten, und wenn ich sterbe, dann werden meine Kinder noch mehr leiden. Ich sende Dir dieses Geschenk, damit Du mich leben läßt." Wa-me-gon-a-biew aber trug dem Boten auf, er möge Jenem mittheilen, daß er gesagt habe: „Ich bin nicht Schuld an Deiner Krankheit, kann Dir auch Deine Gesundheit nicht wieder verschaffen, und will von Deinen Geschenken nichts wissen." Er blieb einen ganzen Monat krank, und alle Haare fielen ihm aus; allmälich aber erholte er sich wieder,

wir zogen dann Alle nach der Prairie, und zerstreuten uns, der Eine nach dieser, der Andere nach jener Gegend.

Als die Frühjahrsjagd beendigt war, dachten wir an einen Zug gegen die Sioux, und unter unseren nächsten Nachbarn bildete sich ein Kriegshaufen, der aber ziemlich schwach blieb, bis Wa-ge-to-te mit sechzig Mann zu uns stieß. Nach einem viertägigen Marsche langten wir bei einem Dorfe an, in welchem Ta-busch-schisch wohnte, und schlugen neben seiner Hütte unser Lager auf. Da wir eben abzureisen im Begriffe waren, trat er uns auf einmal bemalt und nackt, als wenn er in die Schlacht hätte gehen wollen, vor die Augen, und hielt die Waffen in den Händen. Wir sahen ihm an, daß er sehr wüthend war; er kam langsam auf uns zu, aber Keiner wußte recht, was er wollte, bis er endlich sein Gewehr auf Wa-me-gon-a-biew anschlug, und sprach: „Mein Freund, wir haben lange genug gelebt; wir haben einander hinlänglich gemartert und viel Böses zugefügt. Ich habe Dich bitten lassen, Du möchtest nun zufrieden seyn mit den Qualen, welche mir die Krankheit bereitet, aber Du hast es nicht gewollt. Du fährst fort, mich durch Krankheit zu peinigen, dadurch wird mir das Leben unerträglich und wir müssen Beide sterben." — Ein Sohn Wa-ge-to-tes und ein anderer junger Mann legten, Jeder von einer andern Seite her, ihre Pfeile auf ihn an, als sie sahen, was eigentlich seine Absicht war; er achtete aber gar nicht darauf. Wa-me-gon-a-biew fürchtete sich sehr, und wagte nicht, seine Augen aufzuschlagen. Ta-busch-schisch's Absicht war, sich mit ihm in einen ehrlichen Zweikampf einzulassen; er war aber zu feig, um auf einen solchen Vorschlag einzugehen. Seit dieser Zeit achtete ich ihn noch viel weniger als bisher, denn es ging ihm alle Herzhaftigkeit und das unerschrockene Wesen ab, welches man allgemein bei den Indianern findet. Weder Ta-busch-schisch, noch ein anderer Mann von seiner Bande schloß sich uns an. Wir setzten daher unsern Marsch fort, irrten umher, von Stelle zu Stelle, da wir doch dem Feinde gerade hätten entgegen ziehen müssen; und so ging der Sommer hin; wir hatten nichts weiter gethan, als auf Bisons Jagd gemacht. Als die Blätter fielen, kehrte ich nach Pembinah zurück, und wollte von dort mich nach der Winterwohnung des Handelsmannes

begeben, der mir den Rath gegeben hatte, wieder in die Staaten zu gehen. Da erfuhr ich aber, daß zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien Krieg ausgebrochen sey, hörte auch von der Einnahme Mackinack's, und kam daher von meinem Vorsatze zurück; ich mochte nicht über die Gränze gehen, auf welcher beide Völker kämpften; es war zu gefährlich.

Im nächsten Frühlinge fand unter den Dschibbeways vom rothen Flusse eine allgemeine Bewegung gegen das Land der Sioux Statt. Die eigentliche Absicht war aber, wie wenigstens Alle eingestanden, nicht, sie anzugreifen oder zu beunruhigen, sondern zu jagen. Ich befand mich bei einer zahlreichen Bande, unter Anführung Ais-ain-se's, dessen Bruder Wa-ge-to-ne, ein sehr angesehener Mann war. Wir gingen den rothen Fluß etwa hundert Meilen hinauf, und trafen dann einen Handelsmann, Herrn Hanie, der uns etwas Rum abließ. Damals wohnte ich gemeinschaftlich mit mehren anderen Männern, die beinahe alle Verwandte meiner Frau waren, und ihre Familien bei sich hatten, in einer langen Hütte, in welcher zwei oder drei Feuer brannten. Es mochte einst wohl Mitternacht oder noch später seyn, ich lag im tiefsten Schlafe, da packte mich plötzlich ein Mensch an, und zog mich an der Hand in die Höhe. Es glimmten noch einige Kohlen, und bei dem matten Scheine derselben erkannte ich Wa-ge-to-ne, den Bruder unseres obersten Häuptlings Ais-ain-se. Er stand drohend, mit zorniger Miene vor mir und sprach: „Ich habe es feierlich gelobt, daß Du nicht länger leben sollst, wenn Du in unser Land kämest; nun bist Du hier; steh auf und antworte mir." Darauf ging er zu Waw-zhe-gwun, dem Manne, welcher neben mir schlief, und richtete an ihn mit eben derselben Unverschämtheit ähnliche Drohungen. Inzwischen hatte aber ein mit mir verwandter Greis, Namens Mah-nuge, der mehr abseits lag, gemerkt, was jener eigentlich bezweckte, stand auf und ergriff ein Messer. Als Wa-me-to-ne nun auch zu ihm kam, erhielt er derbe Antwort; er trat daher wieder vor mich hin, zog sein Messer und bedrohte mich mit augenblicklichem Tode. „Du bist ein Fremdling, einer jener Menschen, die in zahlreichen Schaaren aus fremden Ländern hierher gezogen sind, um sich und ihre Kinder von dem zu nähren, was ihnen nicht gehört. Ihr

seyd aus Euerm Heimathlande fortgejagt worden, und kamt zu uns, weil Ihr zu schwach und unwürdig seyd, eine Hütte und ein Land zu haben, das Euch gehörte. Ihr seyd in unsere besten Jagdbezirke eingedrungen, und habt überall die Thiere ausgerottet, welche der große Geist uns zu unserm Lebensunterhalte gegeben hat. Eile, daß Du von hier fortkommst, sey uns nicht ferner mehr zur Last, sonst werde ich Dir Dein Leben nehmen."

Ich entgegnete ihm, daß ich keineswegs allein in der Absicht Biber zu fangen in diese Gegend gekommen sey; daß ich aber, wenn dem auch so wäre, eben so viel Rechte hätte, als er; und ich wäre stark genug, dieselben aufrecht zu erhalten. Der Streit wurde immer lebhafter, bis endlich der alte Mahnuge sich ins Mittel legte, und den halbtrunkenen Ruhestörer aus der Thür warf. Wir sahen ihn lange Zeit nicht wieder, und sein Bruder sagte, wir dürften auf seine Worte nicht das mindeste Gewicht legen.

In diesem Lager traf uns ein Bote, den Muk-kud-da-bena-sa (der schwarze Vogel), Ottawwaw vom Waw-gun-uk-ke-sie oder dem krummen Baume, an uns abgeschickt hatte; er sollte den Männern seines Volkes sagen, daß jener vom Huron-See hergekommen sey, um sie in dieses Land zu führen. Wir kehrten daher um, und es blieb nur Wa-ge-to-ne zurück, um sich einer Bande Dschibbeways anzuschließen, die vom Blutigel-See her kam. Ein Theil derselben machte am Wildenreis-Flusse Halt, und besetzte das verschanzte Lager, dessen ich schon erwähnt habe. Dort jagten sie und stellten Fallen; da sie aber sehr sorglos und ohne alle Vorsicht in der Gegend umherschwärmten, so ließen sich bald in jener Gegend viele Sioux blicken.

Ais-ainse, der Dschibbeway-Häuptling, kam eines Abends von einer glücklichen Jagd heim; er hatte zwei Elendthiere erlegt. Am andern Morgen ging seine Frau mit dem ältesten Sohne fort, um das Fleisch zu dörren. Sie waren schon ziemlich weit von der Hütte entfernt, da erblickte der Knabe zuerst die Feinde, die gar nicht weit entfernt standen; er sprach zu seiner Mutter: „Siehe, da kommen die Sioux." Die alte Frau zog ihr Messer heraus, schnitt den Riemen durch, welcher die Decke, in die der Kleine gehüllt war, festhielt, und sagte ihm, er solle

so schnell als möglich nach der Hütte laufen. Sie selbst behielt ihr Messer in der Hand und ging den Sioux entgegen.

Der Knabe hörte, daß mehre Schüsse fielen; das ist Alles, was man von dem Schicksale seiner Mutter weiß. Er lief lange; der Feind war ihm nahe auf den Fersen, er verlor alles Bewußtseyn, und kam endlich, völlig Geistesabwesend, im verschanzten Lager an; die Sioux waren kaum noch ein Paar Hundert Schritte hinter ihm. Er spie mehre Tage lang Blut aus, und wurde nie wieder gesund. Nach etwa einem Jahre ereilte ihn der Tod.

Mehre Dschibbeways jagten nicht in der Gegend, in welcher Ais-ain-se-'s Frau mit den Sioux zusammen getroffen war, sondern hatten sich anderswohin begeben; daher wurden sogleich, nachdem der Feind aus dem Angesichte des Lagers verschwunden war, junge Leute abgesandt, die bald fanden, daß die Sioux den Spuren der Jäger folgten. Zwei von ihnen gelangten auf einem Umwege zu Ais-ainse, gerade in demselben Augenblicke, als eben einige Sioux herankrochen, um Feuer auf ihn zu geben. Es kam dann zu einem Kampfe, in welchem keiner von beiden Theilen Verlust erlitt. Aber zuletzt wurde ein Dschibbeway am Fuße verwundet, und seine Gefährten wichen ein wenig, um ihm den Rückzug hinter eine Gruppe von Büschen zu sichern. Die Bewegung entging aber den Sioux nicht; einer von ihnen folgte unbemerkt dem jungen Krieger, schoß ihn nieder, skalpirte ihn, und nahm ihm seine Medaille ab. 1) Dieser Getödtete war Ais-ainse's Lieblingskind. Der Sieger zeigte seine Trophäen frohlockend den Dschibbeways, und überhäufte sie, großprahlerische Reden führend, mit Schmähungen. Als der unglückliche Vater die Schädelhaut seines Sohnes erblickte, stürmte er wüthend aus seinem sichern Verstecke hervor, tödtete seinerseits einen Sioux, schnitt ihm den Kopf ab, und hielt diesen jauchzend empor. Die übrigen Dschibbeways wurden durch den Muth ihres Anführers gleichfalls angefeuert, drangen vor, und der Feind mußte die Flucht ergreifen.

Ein anderer, unter den Dschibbeways gleichfalls sehr an-

---

1) Die Indianer tragen, wie wir in einem der vorigen Capitel gesehen haben, Geldstücke als Putz an einem Bande.

gesehener Mann, der auch den Namen Ta-busch-schisch führte, war nach einer ganz andern Richtung hin auf die Jagd gegangen, und hatte nur einen einzigen Gefährten bei sich. Er hörte Schüsse fallen, und eilte deßhalb nach dem verschanzten Lager zurück. Da aber kam ein Indianer herbeigelaufen, und benachrichtigte ihn, daß der Häuptling in einem Kampfe begriffen sey. Ta-busch-schisch hatte zwei herrliche Pferde. „Bena," sprach er zu einem seiner Freunde, „ich halte Dich für einen Mann; willst Du eins dieser Pferde besteigen, und mit mir kommen, um zu sehen, was Ais-ainse den ganzen Tag über gemacht hat? Wäre es nicht schimpflich für uns, wenn wir ihn streiten ließen, ohne ihm Hülfe zu leisten? Mehr als hundert unserer Gefährten zittern hinter unserer Verschanzung, während unser Bruder sich wie ein Mann schlägt, und dabei nur von vier oder fünf jungen Kriegern unterstützt wird."

Sie folgten den Spuren der Sioux bis an eine Stelle, wo mehre dieser Feinde ausruhten und sich ums Feuer gelagert hatten; sie krochen näher, hielten es aber für gut, jetzt nicht zu feuern, sondern sich in den Schnee zu legen, und zwar so, daß sie den Weg bestreichen konnten, welchen die Sioux aller Wahrscheinlichkeit nach nehmen würden. Die Nacht war nicht sehr dunkel, und als nun die Feinde in großer Anzahl an dem Hinterhalte vorüberzogen, sprangen Ta-busch-schisch und Be-na plötzlich auf und gaben Feuer. Be-na nahm dann der Verabredung gemäß die Flucht. Als er nach langem Laufe sah, daß er nicht verfolgt wurde, blieb er stehen und horchte; die ganze Nacht hindurch fielen von Zeit zu Zeit Flintenschüsse, und Ta-busch-schisch's durchdringende Stimme ertönte weit hin. Er sang Kriegslieder und blieb immer nur wenige Augenblicke auf ein und derselben Stelle.

Plötzlich fielen mehre Schüsse auf einmal, die Sioux erhoben ein Siegesgeschrei, und darauf wurde Alles wieder still. Bei dieser Gelegenheit büßten die Dschibbeways drei der ihrigen ein, die alte Frau, den Sohn des Ais-ainse und Ta-busch-schisch. Die Indianer sagten von diesem Letztern, er habe, wie das gewöhnlich der Fall zu seyn pflege, eine Vorahnung von dem Schicksale gehabt, das ihm bevorstehe; er war nämlich am Abend vorher von der Jagd zurückgekommen, und seine ältere

Frau hatte ihm — etwas das sich sehr häufig ereignet — Vorwürfe gemacht, weil er eine junge Frau, die reizender und hübscher war als sie, ihr vorzog. Da sagte er: „Keife und zanke nur, altes Weib; denn ich höre Dich jetzt zum letzten Male an."

An demselben Tage überfielen, wie wir späterhin hörten, die Krieger vom Leech-See, welchen sich Wa-ge-to-te angeschlossen hatte, vierzig Hütten der Sioux in der langen Prairie; sie hatten zwei Tage gekämpft, und es waren auf beiden Seiten viele Männer gefallen. Wa-ge-to-te hatte seines Gleichen nicht, wenn es darauf ankam, eine Hütte der Sioux zu zerstören. Wah-ka-zhe, Bruder des Muk kud-da-be-na-sa, traf diese Ottawwas am Winnipeg-See, als sie vom Wildenreis-Flusse heimkamen. Er hatte sich zehn Jahre lang in den Felsengebirgen und der Umgegend umhergetrieben, aber endlich nach seinem Heimathlande zurückgesehnt. In dieser langen Zeit hatte er viel mit den Weißen verkehrt, und recht wohl gelernt, wie man sich unter ihnen seinen Lebensunterhalt verdienen kann. Er sagte mir, ich würde mich unter Leuten meines Stammes viel wohler befinden, als unter den Indianern; Handelsmann könnte ich aber nicht werden, weil ich das Schreiben nicht verstände. Da ich keine Lust zu anhaltenden Arbeiten hätte, bemerkte er ferner, so käme auch beim Landbau nichts für mich heraus; er wisse nur eine Beschäftigung, die meinen Neigungen zusage und für mich passend wäre; ich sollte Dolmetscher werden.

Er erzählte uns Mancherlei; unter anderen Geschichten gab er uns auch die von einem Missionair zum Besten, der zu den Ottawwas vom krummen Baume und einigen Indianern, welche ihre Hütten in der Nähe der See aufgeschlagen hatten, gekommen war, und sie bewegen wollte, ihre Religion aufzugeben, und dafür jene der Weißen anzunehmen. Er theilte uns eine Anekdote von einem Indianer mit, der sich hatte taufen lassen. Dieser kam nach seinem Tode an die Pforte des Himmels, in welchem die weißen Menschen sind, und begehrte Einlaß; aber der wachthaltende Häuptling sagte ihm, daß die Rothhäute dort nicht zugelassen würden. „Geh nach Westen," sprach er, „dort liegen die Jagdbezirke und Dörfer der Leute Deines Stammes, welche vor Dir auf Erden gelebt haben." Der Indianer zog also ab; als er aber bei den Dörfern anlangte, welche von den

Todten seines Volkes bewohnt werden, wollte ihn dort der Häuptling auch nicht aufnehmen. „Du hast Dich bei Deinen Lebzeiten unserer geschämt, Du hast den Gott der Weißen angebetet; gehe darum nach dessen Dorfe; er muß über Dir wachen.“ So ward er von Beiden zurückgewiesen.

Wah-ka-zhe war der angesehenste Mann unter uns, und mußte deßhalb unsere Bewegungen leiten; indessen entschied er, entweder aus Trägheit oder weil er von mir eine vortheilhafte Meinung hegte, daß nicht nur er, sondern auch die ganze Bande den Winter über unter meiner Leitung stehen müßten. Wir verfolgten keinen andern Zweck, als den, so gut als möglich für unsern Lebensunterhalt zu sorgen; Alle erklärten mich für einen guten Jäger, ich kannte die Gegend besser als irgend ein Anderer, die Wahl war demnach nicht unpolitisch.

Meinem Rathe zufolge zog die ganze Bande an die Ufer des Be-gwi-o-nus-ko, der etwa zehn Meilen oberhalb Pembinah in den rothen Fluß fällt; dort wollten wir den Winter über bleiben. Zu der Zeit, von welcher ich rede, hielt sich dort Wild in Menge auf; wir hatten Ueberfluß und lebten gemächlich; daher rühmte sich denn Wah-ka-zhe häufig damit, daß er so scharfsichtig gewesen sey, mich zum Anführer vorgeschlagen zu haben. Aber bald nachher sprach Wa-me-gon-a-biew viel davon, den Wah-ka-zhe aus dem Wege zu schaffen, weil er verwandt mit einem Manne sey, der vor mehren Jahren seinen Vater Taw-ga-we-ninne getödtet hatte. Ich wollte natürlich mit diesem Unternehmen gar nichts zu schaffen haben. Allein er hörte nicht auf meine Gegenvorstellungen, und trat eines Tages in Wah-ka-zhe's Hütte, hielt ein Messer in der Hand, und drohete, ihn zu tödten. Aber Muk-kud-da-be-na-sa, Wah-ka-zhe's Bruder, merkte seine Absicht, vereitelte sie, und forderte ihn zu einem Zweikampfe heraus; Wa-me-gon-a-biew aber lehnte denselben, wie gewöhnlich, so auch dießmal, ab. Ich tadelte nicht nur dieses schimpfliche Benehmen, sondern machte auch den Vorschlag, ihn aus unserer Bande zu verstoßen; ich wollte ihn auch nicht mehr als meinen Bruder betrachten. Aber Wah-ka-zhe war ein eben so menschlicher als angesehener Mann; er wollte keine Veranlassung zu Unruhen geben, und verzieh die Beleidigung.

Einer seiner Söhne galt für den besten Jäger in unserer Bande, und es entstand daher, als wir uns eine Zeitlang an den Ufern des Be-gwi-o-nus-ko aufhielten, ein freundschaftlicher Wetteifer zwischen uns beiden. O-ge-mah-we-ninne, denn so hieß er, erlegte neunzehn Moosethiere, einen Biber und einen Bären, ich siebenzehn Moosethiere, hundert Biber und sieben Bären; er ward aber dennoch für den geschicktern Jäger erklärt, weil unter allen Thieren das Moose am schwersten zu schießen ist. Viele Indianer tödten deren im Laufe eines ganzen Winters kaum zwei oder drei, und Manche schießen keins in ihrem ganzen Leben.

Wir hatten an den Ufern des Be-gwi-o-nus-ko so lange Wild im Ueberfluß, bis zuletzt eine andere zahlreiche und völlig ausgehungerte Bande Dschibbeways sich uns anschloß. Die meisten dieser Neuangekommenen waren wirklich dem Hungertode ganz nahe. Ein Mann, Namens Kisch-kau-ko, Neffe des Indianers, welcher mich geraubt hatte, schoß in einem Tage zwei Moosethiere, und sagte zu mir, ich möchte mit ihm kommen, um einen Theil des Fleisches zu tragen; dabei deutete er mir an, es sey seine Absicht, weiter Niemand davon zu unterrichten, daß er gutes Glück gehabt habe. Aber ich schlug ihm meine Mitwirkung rund ab, und ging mit Muk kud-da-be-na-sa und einigen Anderen auf die Jagd; wir schossen vier Bären, und theilten das Fleisch unter die Hungrigen aus.

Nun ward es aber nothwendig, daß eine so zahlreiche Bande, wie wir sie bildeten, sich nach verschiedenen Richtungen hin zerstreute. Ich meinerseits ging mit dem schwarzen Vogel, Wah-ka-zhe und einem andern Manne nach einer etwa zwei Tagereisen entfernten Stelle, wo wir unsere Hütten aufschlugen. Eines Morgens gingen wir Alle auf die Jagd und trennten uns; ich war aber, da ich spät am Abend heimkehrte, nicht wenig erstaunt, auf der Stelle, wo unsere Hütte stand, weiter nichts mehr zu finden, als etwas dürres Gras, das uns zum Lager gedient hatte. Auf demselben ruhte der schwarze Vogel, welcher einige Zeit vor mir zurückgekommen war, und da er die Hütte nicht mehr fand, in der Meinung stand, wir hätten ihn allein zurückgelassen. Als wir am andern Morgen den Spuren unserer Gefährten folgten, kamen uns Boten mit der Nach-

richt entgegen, daß der Sohn Nah=gitsch=e=gumme's, desselben Mannes, der mit Wah=ka=zhe uns so plötzlich verlassen, sich zufällig durch einen Flintenschuß tödtlich verwundet habe. Er hatte sich nämlich nachlässig auf den Lauf des Gewehrs gestützt, unvorsichtiger Weise mit seinem Schneeschuhe den Hahn berührt, der Schuß war losgegangen, und hatte ihm Achsel und Kopf beschädigt. Es war eine furchtbare Wunde, und dennoch lebte er noch zwanzig Tage; Bewußtseyn hatte er aber nicht mehr. Die Indianer schrieben den Umstand, daß unsere Gefährten uns so plötzlich und ohne alle Ursache verlassen hatten, einer trüben Vorahnung zu.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Jagdmedicin. — Abbildungen von Thieren. — Wahrsagung. — Indianische Correspondenz. — Leichenbegängniß. — Krieg zwischen den Weißen. — Erinnerungen aus einem andern Leben. — Tod eines Häuptlings. — Der Krummfinger. — Eifersucht zwischen zwei Stämmen. — Neue Offenbarung des großen Geistes. — Der Geister=See. — Eine Ahnung bestätigt sich. — Oschibbeways werden erwürgt. — Getreidebau. — Wölfe.

Einige Zeit darauf wurde die Hungersnoth unter uns so drückend, daß wir es für nöthig hielten, unsere Zuflucht zu einer Jagdmedicin zu nehmen. O=ge=mah=we=ninne und ich galten für die besten Jäger in der Bande, und daher schickte Nah=gitsch=e=gumme jedem von uns einen kleinen ledernen Medicinbeutel, welcher gewisse zu Pulver zermalmte Kräuter, die mit rother Farbe gemischt waren, enthielt. Wir sollten sie bei den kleinen Figuren der Thiere, welche wir tödten wollten, anwenden.

Bei dieser Art zu jagen bedient man sich, insofern es die Medicin betrifft, ganz derselben Mittel, wie bei den Gelegenheiten, wo ein Indianer einem andern eine Krankheit oder irgend ein Leid zu Wege bringen will. Es wird nämlich eine kleine Zeichnung verfertigt, welche den Mann, die Frau oder das

Thier vorstellt, an dem die Kraft der Medicin sich erproben soll. Will man den Tod herbeiführen, so sticht man mit einem spitzen Werkzeuge den Theil, welcher das Herz vorstellt, und legt auf die Stelle ein wenig Medicin. Das Bild, welches zu diesem Behufe gemacht wird, heißt Muzzi-ne-neen, und mit demselben Namen werden auch die kleinen Manns- oder Frauengestalten bezeichnet, die entweder ganz flüchtig auf ein Stück Birkenrinde, oder mit etwas mehr Sorgfalt auf Holz gezeichnet werden.

Wir zogen aus, in der festen Ueberzeugung, daß wir unsern Zweck erreichen würden; allein Wah-ka-zhe kam uns nach und sagte, wir sollten uns vor der Medicin, die Nah-gitsch-e-gumme uns gegeben hätte, in Acht nehmen; sie würde uns sonst gewiß Unheil bringen, wenn auch nicht gleich jetzt, doch gewiß später, wenn wir sterben müßten. Wir benutzten sie also nicht, und erlegten dessen ungeachtet einiges Wild. Natürlich ermangelte Nah-gitsch-e-gumme nicht, diesen glücklichen Erfolg der Kraft seiner Medicin zuzuschreiben. Da ich sah, daß die Hungersnoth nicht abnahm, so trennte ich mich von der Bande, um abgesondert von ihr zu leben; denn ich wußte recht gut, daß ich auf diese Weise alle Bedürfnisse meiner Familie recht gut würde befriedigen können. Wah-ka-zhe und der schwarze Vogel gingen nach dem Winnipeg-See, kamen aber von dorther nicht, wie ich doch gehofft hatte, zurück.

Als meine Jagd beendigt, und die Frühlingszeit herangekommen war, während welcher die allgemeinen Versammlungen Statt zu finden pflegen, fuhr ich den Be-gwi-o-nus-ko hinab, um die Handelsleute am rothen Flusse zu besuchen. Die meisten Indianer hatten sich vor mir dorthin auf den Weg gemacht. Eines Morgens, da ich an einem unserer gewöhnlichen Lagerplätze vorüberkomme, bemerke ich einen kleinen Stab, den Jemand in die Erde gesteckt haben mußte; am obern Ende war ein Stück Birkenrinde befestigt. Ich trete näher, untersuche Alles, und erkenne die Abbildung einer Klapperschlange und eines Messers, dessen Stiel die Schlange berührte, während die Spitze in einem Bären steckte, welcher den Kopf hängen ließ. Neben der Klapperschlange war ein Biberweibchen abgezeichnet; ein Zitzen desselben berührte die Schlange.

Die ganze Zeichnung war gemacht worden, um mir Nachrichten mitzutheilen, und ich erfuhr auf diese Art, daß Wa-me-gon-a-biew, dessen Totem eine Klapperschlange (Sche-sche-gwa) war, einen Menschen getödtet hatte, der zum Totem einen Bären (Muk-kwa) hatte. Kein anderer als Wa-me-gon-a-biew konnte der Mörder seyn, denn die Zeichnung zeigte auf's Unzweideutigste an, daß der Thäter Sohn einer Frau war, die den Biber zum Totem hatte, und das war mit Net-no-kwa der Fall. In unserer Bande hatten nur wenige Männer den Bären zum Totem, und so konnte ich nicht daran zweifeln, daß ein junger Mensch, Namens Ke-zha-koons, das Opfer sey. Daß der Bär den Kopf hängen ließ, sagte mir, er sey todt, und nicht blos verwundet.

Dieser Vorfall hinderte mich nicht, meinen Weg fortzusetzen; ich beeilte mich im Gegentheil um so mehr, und kam gerade noch zur rechten Zeit, um dem Begräbnisse des jungen Menschen, den mein Bruder getödtet hatte, beizuwohnen. Wa-me-gon-a-biew grub selbst ein Loch, in welchem zwei Körper Platz hatten, zog darauf seine Oberkleider aus, stellte sich so an den Rand der Grube, nahm sein Messer, und hielt dessen Stiel dem ihm zunächst stehenden Verwandten des Getödteten hin. „Mein Freund," sprach er, „ich habe Deinen Bruder getödtet; Du siehst, ich habe selbst eine Grube gegraben, die Raum genug für zwei Männer hat; ich bin darauf gefaßt, hier neben ihm zu schlafen." Aber der Erste, der Zweite, und so alle übrigen Verwandten des Getödteten verweigerten nacheinander die Annahme des Messers, welches Wa-me-gon-a-biew ihnen darbot, denn die Verwandten meines Bruders waren mächtig, und die Furcht, welche sie einflößten, rettete diesem das Leben. Ke-zha-koons hatte ihn nämlich sehr dadurch gereizt, daß er ihn über die abgebissene Nase verspottete. Als Wa-me-gon-a-biew sah, daß kein männlicher Verwandter des Getödteten öffentlich wagte, den Tod desselben zu rächen, sprach er: „Nun belästigt mich aber weder jetzt noch in Zukunft mit dieser Angelegenheit; und wenn es Jemand wagt, mich auf ähnliche Weise zu verspotten, so werde ich wieder thun, was ich schon einmal gethan habe."

Die Art und Weise, auf welche ich Nachricht von jenem Morde erhielt, ist unter den Indianern sehr häufig im Gebrauch, und in den meisten Fällen sind die Andeutungen sehr klar und verständlich. Die Männer ein und desselben Stammes kennen ihre Totems gegenseitig vollkommen, und wenn bei diesen Zeichnungen die Gestalt eines Menschen nicht ein besonderes Erkennungszeichen hat, so darf man sicher seyn, daß sie einen Sioux oder irgend einen andern Fremden andeuten soll. Sehr häufig werden, wie in dem eben angeführten Falle, nicht die Körpergestalten dargestellt; man begnügt sich mit dem bloßen Totem. Will man andere benachrichtigen, daß sich Leute in Hungersnoth befinden, so bildet man entweder einen Menschen oder noch öfter bloß das Thier, welches Totem ist, ab, aber so, daß der Mund weiß gemalt wird.

Ich besuchte den Handelsmann am rothen Flusse, und machte mich dann auf die Reise nach den Vereinigten Staaten; aber am Winnipeg-See hörte ich, daß der Krieg zwischen diesen und Großbritannien noch nicht beendigt, und der Uebergang über die Gränze immer sehr gefährlich sey. Ich blieb also wo ich war, und bald kamen Pe-schau-ba, Waw-zhe-kwaw-maisch-koon nebst mehren Anderen dorthin; sie wohnten in drei Hütten. Wauf-so, der alte Gefährte Pe-schau-ba's, war auf der Jagd durch einen Zufall ums Leben gekommen. Wir lebten zusammen im Ueberfluß, und waren sehr zufrieden; aber Pe-schau-ba, auf welchen der Tod seines Freundes tiefen Eindruck gemacht hatte, fiel bald in eine schwere Krankheit. Er war überzeugt, daß nun sein Ende nahte, und sprach darüber sehr oft mit uns. Eines Tages wandte er sich zu mir und sagte: „Ich erinnere mich, daß ich dort oben beim großen Geiste war, ehe ich hier auf dieser Welt lebte. Ich sah oft hinunter, und erblickte Menschen auf der Erde, sah viel schöne und wünschenswerthe Dinge, auch eine hübsche Frau. Da ich diese alle Tage betrachtete, so fragte mich der große Geist: Pe-schau-ba, liebst Du das schöne Weib, welches Du so oft betrachtest? — Ja wohl, antwortete ich. — Dann, fuhr er fort, sollst Du einige Winter auf der Erde leben; Du sollst aber dort nicht lange verweilen, denk daran, was ich Dir jetzt sage; sey stets sanft und gut gegen meine Kinder, die Du dort unten siehst. -- So bin ich auf

die Erde herabgekommen, und habe nie vergessen, was er mir eingeschärft. Ich habe mich immer im Rauche zwischen beiden Banden gehalten. Wenn mein Volk gegen seine Feinde gekämpft hat, habe ich nie meine Freunde in ihren Hütten geschlagen. Ich habe die Thorheit der jungen Leute, die mich beleidigen wollten, verachtet; aber stets war ich bereit, unsere tapfern Krieger den Sioux entgegen zu führen. Ich ging immer schwarzbemalt ins Gefecht, so wie Du mich jetzt siehst; und ich höre von hier aus dieselbe Stimme, welche zu mir sprach, als ich auf die Erde herabstieg; sie sagte mir, ich würde nicht lange dort verweilen. Dir, mein Bruder, war ich immer ein Beschützer, und Du wirst traurig seyn, wenn ich Dich verlassen habe; aber sey nicht einem Weibe ähnlich; Du wirst bald meinen Spuren folgen." Er legte dann die neuen Kleidungsstücke an, welche ich ihm geschenkt, ging aus der Hütte, betrachtete Sonne und Himmel, den See und die entfernten Hügel, kam dann wieder herein und setzte sich ganz ruhig an seinen gewöhnlichen Platz; ein Paar Augenblicke später hatte er aufgehört zu athmen.

Nach Pe-schau-ba's Tode wollte ich noch einmal versuchen, ob ich in die Vereinigten Staaten gelangen könnte; allein Waw-zhe-kwaw-maisch-koon hielt mich zurück; ich blieb den Winter über bei ihm, und im Frühjahre gingen wir nach dem Ne-bo-we-se-be (dem todten Flusse); säeten Getreide und verlebten dort den Sommer. Als die Blätter fielen und das Korn eingeerntet war, begaben wir uns nach unseren Jagdgränzen.

Ein alter Dschibbeway, der Krummfinger hieß, lebte seit etwa einem Jahre in meiner Hütte, und hatte in dieser ganzen Zeit auch nicht ein einziges Stück Wild erlegt. Als ich einst den Bisons nachstellte, ging er mir nach, und es kam uns eine zahlreiche Heerde zu Gesicht. Da wollte der Alte Streit mit mir anfangen, und behauptete, ich hätte kein Recht in jener Gegend zu jagen. „Ihr Ottawwas dürft hier in diesen Bezirken gar nicht jagen; ich kann Euch nicht Alle bewachen; aber Du wenigstens bist in meiner Gewalt, und ich bin entschlossen, Dich auf der Stelle ums Leben zu bringen, wenn Du nicht gleich in Dein Land zurückkehrst."

Diese Drohung beunruhigte mich keineswegs; ich ließ es darauf ankommen, ob er wagen würde, etwas gegen mich zu unternehmen. Nachdem wir uns ein Paar Stunden lang mit einander herumgestritten, kroch er weg, um den Bisons auf Schußweite nahe zu kommen. Gleich darauf kamen zwei junge Ottawwas, die sich in einem Gebüsche versteckt gehalten, und den Zank mit angehört hatten, zu mir. Der Alte schoß ein Paar Mal, traf aber nichts, und ging nun, voll Schaam über sein unverschämtes Betragen und seinen Mangel an Geschicklichkeit, nach der Hütte zurück. Nun fingen wir drei an zu jagen, und tödteten eine Menge fetter Kühe.

Als ich einige Zeit nachher den ganzen Tag auf der Jagd gewesen war, und Abends spät heim kam, fiel es mir auf, daß Alle, welche sich in der Hütte befanden, außerordentlich niedergeschlagen waren. Unter ihnen war auch Chik-a-to, ein Mann, den ich nur sehr wenig kannte. Es schien mir, als wenn ihn, gleich den Uebrigen, irgend eine unerwartete Nachricht in eine so große Bestürzung versetzt hätte. Ich fragte daher meine Frau, weßhalb sie so niedergeschlagen sey; sie gab mir aber keine Antwort. Endlich, als ich dringender wurde, sagte Waw-zhe-kwaw maisch-koon ernsthaft und mit feierlicher Stimme, daß der große Geist wieder einmal herabgestiegen sey. „Ei was!" rief ich, „ist der wieder einmal da gewesen; er kommt ja seit einiger Zeit recht häufig; wir werden aber doch hoffentlich bald erfahren, was er uns mitzutheilen hat." Die leichte und unehrerbietige Art, in welcher ich über diesen Gegenstand sprach, war vielen Indianern höchst anstößig, und Alle waren darüber einverstanden, daß sie mir etwas Näheres über diese Sache gar nicht mittheilen wollten; sie hatte auch für mich nur sehr geringe Wichtigkeit. Ich ging am andern Morgen wie gewöhnlich auf die Jagd. Da ich gegen diese angeblichen Offenbarungen, wodurch der große Geist seinen Willen kund gethan haben sollte, sehr gleichgiltig dachte, so erfuhr ich damals nicht gleich Alles, was vorgegangen war. Späterhin sah ich aber ein, daß wenn meine Zweifel auch nicht die Gottheit beleidigten, in deren Namen uns angeblich jene Offenbarungen mitgetheilt wurden, doch wenigstens die, welche dieselben kund thaten, großes Aer-

gerniß nahmen, und daß ich durch ihr Uebelwollen in manche Ungelegenheiten und Gefahren gerieth.

Als wir im Frühjahre bei Pembinah versammelt waren, errichteten die Häuptlinge eine große Hütte, und beschieden alle Männer dort hin, um Mittheilungen über die neue Offenbarung zu machen, durch welche der große Geist seinen Willen kund gegeben. Der Ueberbringer derselben war Manito-o gheez-hik, ein Mann der nur in geringem Ansehn stand, aber den meisten Dschibbeways in jener Gegend bekannt war. Er hatte sich ein ganzes Jahr lang nirgends sehen lassen, und wollte inzwischen den Aufenthalt des großen Geistes besucht und von diesem selbst Verhaltungsregeln empfangen haben. Doch sagten mir einige Handelsleute, er sey bloß nach Saint Louis am Mississippi gegangen.

Ais-ainse setzte uns auseinander, weßhalb wir versammelt wären; sang darauf, betete, und theilte dann das Wesentlichste der von Manito-o-gheez-hik enthüllten Offenbarung mit. Die Indianer sollten nicht mehr gegen ihre Feinde ziehen, nicht mehr stehlen, betrügen, lügen, noch sich betrinken oder das Wildpret warm essen, auch keine warme Fleischbrühe genießen. Von diesen Bestimmungen waren nur wenige unbequem; sie ließen sich leichter beobachten, als die des Schahni-Propheten. Ueberhaupt kann man sagen, daß die meisten Vorschriften, welche zu jener Zeit den Indianern gemacht wurden, für sie höchst zweckmäßig und nützlich waren, und ihre wohlthätige Wirkung machte sich immer ein Paar Jahre lang fühlbar. Sie lebten etwas geregelter und befanden sich deßhalb auch in bessern Umständen.

Als wir bereit waren, das Comptoir zu verlassen, forderte Ais-ainse mich und einige Männer auf, ihn an den Man-e-to-sah-gi-e-gun, d. h. den Geister-See [1]) zu begleiten; denn dort hielt er sich gewöhnlich auf; ich wollte indessen nicht mit ihm ziehen, sondern lieber in einer waldigen Gegend pelztragende Thiere erlegen. Aber zehn Männer, und unter ihnen Wa-ge-to-te und Gi-ah-ge-git, nahmen seine Einladung an, und zogen, von einer großen Anzahl Weiber gefolgt, mit ihm ab. Ein

---

1) Er heißt auch Teufels-See, und auf der Charte der Nordwest-Compagnie God's Lake, Gottes-See.

junger Mensch, Aiſ-ainſe's Freund, genannt Se-gwun-oons, der Hirſch [1]), ſagte uns kurze Zeit vor ſeinem Abgange von Pembinah, daß er am Geiſter-See getödtet werden würde; machte auch ſonſt noch einige Prophezeiungen, die ſämmtlich eintrafen. Die Indianer maßen ihm endlich Glauben bei, und die Gefahren, von welchen ſie, wie er ſagte, bedrohet würden, wenn ſie nach dem See gingen, ſchilderte er ſo ergreifend, daß Wa-me-gon-a-biew und Andere ſehr beſorgt wurden und zurückkamen. Der letzte von Allem, der ſich uns noch anſchloß, war Matſch-e-tuns, ein junger, leichtſinniger Menſch, der oft log. Dieſer erzählte uns, daß die Gefahren, von welchen Aiſ-ainſe und deſſen Bande bedroht wären, ihn ſo in Schrecken geſetzt hätten, daß er in der Nacht heimlich aufgebrochen ſey; am andern Morgen habe er ſchon eine weite Strecke hinter ſich gehabt, aber doch Flintenſchüſſe der Sioux aus der Gegend des Lagers herüberſchallen hören. Wir trauten ſeinen Ausſagen anfangs nicht recht, ſahen aber mit Spannung weitern Nachrichten entgegen. Endlich ſchickten die Häuptlinge zwanzig Krieger ab, um zu erfahren, ob und was von dem Erzählten gegründet ſey. Als dieſe nun an der Stelle anlangten, wo Aiſ-ainſe mit ſeinen Begleitern ein Lager gehabt hatte, überzeugten ſie ſich, daß Alle ohne Ausnahme erſchlagen waren. Vor dem Lager lag der Leichnam Se-gwun-oons, deſſelben jungen Mannes, der uns vor ſeiner Abreiſe von Pembinah vorausgeſagt hatte, daß er ums Leben kommen würde; neben ihm fand man mehre Krieger ſeines Alters zerſtreut, und weiter hinten lag der kräftige Körper Ais-ainſe's, über und über mit Pfeilen beſpickt. Im Lager ſelbſt war der Boden mit entſeelten Weibern und Kindern bedeckt; noch weiter entfernt erblickte man den Leichnam eines Sioux in ſitzender Stellung; er war mit Puk-kwi oder Matten bedeckt, die aus den Hütten der Dſchibbeways genommen worden waren. Nur Matſch-e-toons war davon gekommen, und einige Indianer vermutheten, er möchte wohl während des Gefechts ſelbſt, und nicht in der Nacht vorher, ſich entfernt haben. So fiel Aiſ-ainſe, der letzte merkwürdige Mann ſeiner Zeit

---

1) Spring-deer, Cervus virginianus; nach anderen Guazupucu, oder Cervus paludosus des Azara; wahrſcheinlich iſt der erſtere gemeint.

unter den Dschibbeways vom rothen Flusse, bei denen er in hohem Ansehen stand. Unser Dorf wurde, nachdem wir so viele Menschen verloren hatten, eine wahre Oede.

Wir zogen nun an den Ne=bo=we=se=be, wo wir den Sommer über leben und Korn säen wollten; Sha=gwaw=koo=sink, ein alter, mir befreundeter Ottawwa, war der erste, welcher unter den Dschibbeways am rothen Flusse den Getreidebau einführte.

Als die Blätter fielen, und wir in die Jagdbezirke zurückkamen, waren dort Wölfe in solcher Menge vorhanden, daß sie uns lästig wurden; sie zerrissen mein Pferd und mehre von meinen Hunden. Eines Tages war ich mit meiner ganzen Familie ausgegangen, um das Fleisch eines von mir erlegten Moosethieres heimzuholen. Als ich wieder in meine Hütte trat, sah ich auf den ersten Blick, daß die Wölfe eingebrochen waren, und am Pelzwerke, den Riemen und Häuten, welche in ihrem Bereiche gelegen, herumgefressen und Alles durcheinander gestört hatten. Ich schoß ihrer viele todt, und doch machten sie mir immer noch viel zu schaffen. Namentlich kam ein alter Wolf so häufig vor meine Thür, daß ich ihn stets wieder erkannte, und Alles was er that, recht genau beobachten konnte; erst rannte er gewöhnlich auf meine Hunde zu, die vor ihm ausrissen; dann schnüffelte er um die Hütte herum, und was irgend zu verdauen war, das fraß er auf. Endlich lud ich einmal mein Gewehr recht scharf, ging gerade auf ihn los, und streckte ihn zu Boden, als er eben gegen mich einsprang. Die Hälfte seiner Haare war ihm schon ausgefallen.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Spitznamen. — Mangel an Concurrenz. — Biber von Silber. — Streit mit einem Handelsmanne. — Gewaltthätigkeit und Unredlichkeit.

Herr Henry hatte sich etwa zehn Jahre lang zu Pembinah als Handelsmann aufgehalten; sein Nachfolger war ein Herr Mackenzie, der aber nur kurze Zeit blieb; worauf Herr Wells kam, dem die Indianer den Beinamen Gah-se-moan (das Schiff) gaben; denn er war sehr dick und rund. Dieser Mann legte am Ufer des rothen Flusses, dicht bei der Mündung des Assinneboin, ein Festungswerk an, das sehr wohl im Stande war, eine Belagerung auszuhalten. Die Hudsonsbay-Compagnie hatte damals keinen Posten in jener Gegend, und die Indianer sahen bald ein, wie vortheilhaft für sie die Eifersucht und Concurrenz beider Pelzhandels-Gesellschaften gewesen war.

Im Anfange des Winters rief Herr Wells uns Alle zusammen, gab den Indianern zehn Gallonen Rum nebst etwas Taback, und that ihnen zu wissen, daß er Keinem etwas borgen würde, und wäre es auch nur der Werth einer Nadel; wer ihm Pelzwerk bringe, der würde Absatz finden, und solle dafür Alles bekommen, was ihm während der kalten Jahreszeit nothwendig wäre. Ich war damals, als er den Indianern diese Eröffnung machte, nicht zugegen. Als sie mich davon benachrichtigten, wollten sie mir meinen Antheil an jenen Geschenken zukommen lassen; ich mochte aber nichts davon, und tadelte meine Gefährten, daß sie so erbärmlich sich benommen, und solche Bedingungen eingegangen wären.

Seit einer langen Reihe von Jahren war es üblich gewesen, daß die Handelsleute ihnen, sobald alle Blätter abgefallen waren, einen Credit gaben; da sie solchen nun nicht erhielten, so fehlte es ihnen an Allem, an Kleidungsstücken und Schießbedarf. Einige hatten sogar weder Gewehr noch Fallen. Wie konnten nun diese Leute, ohne wie bisher von den Handelsleuten

unter die Arme gegriffen zu werden, mit ihren Familien leben? Der strenge Winter war vor der Thür. Einige Tage darauf ging ich zu Herrn Wells, sagte ihm, ich sey arm, hätte ganz allein eine zahlreiche Familie zu ernähren, und würde ohne Zweifel viel zu leiden haben, ja vielleicht ein Opfer des Todes werden, wenn er mir nicht so viel Credit gäbe, wie ich bisher um diese Jahreszeit immer erhalten hätte.

Er aber hörte meine Vorstellungen gar nicht an, und rief barsch, ich möchte mich von ihm fortpacken. Da legte ich acht jener silbernen Biber, welche die Weiber als Putz und Schmuck zu tragen pflegen, vor ihm auf den Tisch hin; sie hatten mich im vorigen Jahre viel gekostet; davon bot ich ihm einen zum Tausche an, oder wenn er das nicht wollte, so möchte er sie alle als Pfand zurückbehalten, bis ich im Stande wäre, ihm Pelzwerk zu bringen. Er nahm die werthvollen Sachen, warf sie mir ins Gesicht und sagte, ich sollte nie wieder einen Fuß über seine Schwelle setzen. Die strenge Kälte war damals noch nicht eingebrochen; also ging ich unverzüglich auf die Jagd, und schoß mehre Moosethiere, deren Häute von meiner Frau so zubereitet wurden, daß wir uns Winterkleider daraus machen konnten; denn auf die Decken und Wollenzeuge, an welche uns die Handelsleute gewöhnt hatten, mußte ich wohl verzichten.

Ich war auf der Jagd fortwährend glücklich, und vernahm endlich mitten im Winter, daß Herr Hanie, Agent der Hudsonsbay-Compagnie in Pembinah angekommen sey. Ich machte mich unverzüglich auf, um ihn zu besuchen, und er gab mir soviel Credit, wie ich nur verlangte. Ich nahm für einen Werth von siebenzig Pelzen, und begab mich darauf an den Moschusratten-Fluß, wo ich bis zum Frühlinge jagte, und eine große Anzahl von Mardern, Bibern, Ottern, so wie andern Thieren fing.

Im Frühjahre ließ ich Herrn Hanie durch einige Indianer sagen, ich hätte eine hinlängliche Menge von Pelzwerk beisammen, und würde ihm an der Mündung des Assinneboin meine Schuld abtragen. Als ich mich dort einfand, war er noch nicht da; ich blieb aber, um auf ihn zu warten, und zwar dem Comptoir des Herrn Wells gerade gegenüber. Ein alter Franzose (Canadier) bot mir Obdach in seinem Hause; ich ging dorthin,

und legte alles Pelzwerk auf der mir angewiesenen Schlafstelle nieder. Als Herr Wells erfuhr, daß ich anwesend war, schickte er dreimal nach mir, und ließ mir sagen, er wolle mich gern sprechen. Endlich gab ich den Vorstellungen seines Schwagers nach, und setzte mit diesem über den Fluß.

Herr Wells schien sehr zufrieden, daß ich ihn besuchte, behandelte mich mit ausnehmender Höflichkeit, und bot mir Wein sowie vieles Andere an, das er zu geben im Stande war. Ich hatte aber kaum ein wenig Taback genommen, da sah ich seine Franzosen mit meinem Pelzwerk ankommen; sie legten es in meiner Gegenwart in Herrn Wells Schlafzimmer nieder, und dieser steckte darauf den Schlüssel in die Tasche. In demselben Augenblicke ließen auch seine Höflichkeit und sein zuvorkommendes Wesen nach. Anfangs sagte ich kein Wort, war aber sehr betroffen, weil es mir schwer auf's Herz fiel, daß ich nun dem Herrn Hanie meine Schuld nicht würde entrichten können; auch ärgerte es mich sehr, daß ich mich, ohne meine Zustimmung und mit Gewalt meines Eigenthums beraubt sah. Ich ging jetzt rund um das Haus, und benutzte eine günstige Gelegenheit, um mich in die Schlafkammer zu schleichen, während Herr Wells etwas aus einem Koffer hervorlangte. Erst sagte er, ich sollte hinausgehen, und wollte mich darauf aus der Thür werfen; ich war aber zu stark für ihn. Als nun die Sachen einmal soweit gediehen waren, nahm ich keinen Anstand, mich meiner Ballen zu bemächtigen; er riß sie mir weg, ich packte sie wieder, und als während dieses Hin- und Herzerrens die Stricke auseinander gingen, fielen die Pelze auseinander. Während ich sie zusammenraffte, ergriff er ein Pistol, lud es, und richtete es gegen meine Brust. Ich stand einige Augenblicke bewegungslos da, denn ich war fest überzeugt, daß er in seiner äußersten Wuth mich todtschießen würde; da aber packte ich ihn am Handgelenke, wandte die Waffe zur Seite, zog ein großes Messer aus meinem Gürtel, und hielt es in der Rechten, während ich ihn mit der Linken festhielt. Als er sich so ganz unvermuthet in meiner Gewalt sah, rief er erst seine Frau, darauf seinen Dolmetscher herbei, und sagte, sie sollten mich aus dem Hause werfen. Der Dolmetscher entgegnete ihm aber, „Das können Sie eben so gut, wie ich." Auch einige Fran-

zosen, welche bei diesem Zanke gegenwärtig waren, verweigerten ihm ihre Unterstützung. Da er nun endlich sah, daß er mich weder einschüchtern, noch meiner Meister werden konnte, so nahm er noch einmal zu gütlichen Mitteln seine Zuflucht, er wolle mit mir theilen, und dann könnte ich ja die Hälfte meines Pelzwerks den Agenten der Hudsonsbay-Compagnie überlassen. „Du hast immer zur Nordwest-Compagnie gehört; weßhalb willst Du uns jetzt verlassen, und zur Hudsonsbay-Compagnie gehen?" Darauf fing er an die Häute zu zählen, und sonderte sie in zwei Abtheilungen; ich sagte aber, das wäre Alles ganz überflüssig, denn ich sey fest entschlossen, ihm nicht eine einzige zu lassen. „Ich bin während des letzten Blätterabfalles zu Dir gekommen," sagte ich ihm, „als ich hungrig war, und mir Alles fehlte; da hast Du mich wie einen Hund von Deiner Thür weggestoßen. Den Schießbedarf, womit ich diese Thiere dort erlegt habe, gab mir Herr Hanie auf Credit, und ihm gehören die Felle; wäre dem aber auch nicht so, dann würde ich Dir doch nicht ein einziges ablassen. Du bist ein elender Mensch, hast nicht soviel Muth wie ein Kind; wenn Du auch nur ein Weiberherz hättest, so würdest Du Dein Pistol nicht gegen mich gerichtet haben, ohne abzudrücken. Mein Leben stand in Deiner Gewalt; nichts hinderte Dich, es mir zu nehmen, nicht einmal die Furcht vor meinen Freunden; denn Du weißt wohl, daß ich ein Fremdling unter den Indianern bin, und Niemand sich erheben würde, um für meinen Tod Rache zu nehmen. Du hättest meinen Leichnam, wie den Körper eines Hundes, in den Strom werfen können, und Niemand hätte von Dir Rechenschaft verlangt; aber es fehlte Dir der Muth dazu."

Er fragte, ob ich nicht ein Messer in der Hand hielte; und ich wies ihm deren zwei, ein kleines und ein großes; dabei sagte ich, er sollte sich wohl hüten, daß er mich nicht anreize, Gebrauch davon zu machen. Endlich, des Streites müde, setzte er sich in dem großen Gemache, mir gerade gegenüber, hin. Es war ein beträchtlicher Raum zwischen uns Beiden, aber dennoch hörte ich deutlich sein Herzklopfen; so aufgeregt war er. Er blieb eine Weile sitzen, und trat dann vor die Thür, um draußen etwas auf- und abzugehen; ich nahm mein Pelz-

werk, der Dolmetscher war mir beim Zusammenbinden desselben behülflich; ich lud es auf meine Schultern, und ging gerade auf Herrn Wells zu; darauf legte ich Alles in mein Kanot, und schiffte über den Strom, um mich nach der Wohnung des alten Franzosen zu begeben.

Am andern Morgen schien Herr Wells eines Bessern berathen zu seyn, und verzichtete auf alle heftigen Maßregeln; er schickte nämlich seinen Dolmetscher herüber, und ließ mir sein Pferd anbieten, wenn ich das Geschehene vergessen wolle. Das Pferd war sehr gut und werthvoll. „Sag' ihm nur," gab ich dem Dolmetscher zur Antwort, „daß er nichts ist, als ein Kind, welches auch an ein und demselbem Tage Streit anfängt und ihn wieder vergißt; er soll aber sehen, daß ich nicht seines Gleichen bin. Ich habe selbst ein Pferd, und werde mein Pelzwerk mitnehmen; will es auch nie vergessen, daß er sein Pistol gegen meine Brust richtete, und doch nicht den Muth hatte, auf mich zu schießen.„

Am andern Morgen kam ein Diener der Nordwest-Compagnie vom Comptoir am Moose-River, und machte sich, wie ich wenigstens vermuthe, gegen Herrn Wells anheischig, mir mein Pelzwerk abzunehmen. Der Handelsmann bemühte sich vergeblich, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Um Mittag sah der alte Franzose zur Thür hinaus, und sprach zu mir: „Mein Freund, ich glaube, Du wirst Dein Pelzwerk doch wohl noch einbüßen; ich sehe vier gut bewaffnete Männer hierher kommen; sie nahen sich, meiner Ansicht nach, nicht in freundschaftlicher Absicht." Da nahm ich meine Felle, legte sie mitten ins Zimmer, und setzte mich, eine Biberfalle in der Hand haltend, auf die Ballen. Der Diener trat, von drei jungen Männern begleitet, ins Gemach, und forderte mir mein Pelzwerk ab. „Was für ein Recht hast Du, mir es abzuverlangen?" fragte ich. — „Du bist mir etwas schuldig," gab er zur Antwort. — „Wann habe ich etwas von der Nordwest-Compagnie geborgt, ohne mich zur bestimmten Zeit meiner Schuld zu entledigen?" — „Es sind jetzt zehn Jahre her," fuhr er fort, „da hat Dein Bruder Wa-me-gon-a-biew von mir Vorschüsse erhalten, aber nur zehn Häute zurückgezahlt; das Uebrige ist er mir noch schuldig, und Du wirst es mir hoffentlich jetzt

entrichten." — „Sehr wohl," antwortete ich, „Deinem Verlangen soll Genüge geleistet werden; aber dann wirst auch Du Deinerseits mir die vierzig Ballen Biberfelle bezahlen, welche wir Dir nach dem großen Tragplatze schickten. Dein Empfangschein ist, wie Du sehr wohl Dich erinnern wirst, am Ke-nu-kau-nesche-way-boant, als meine Hütte in Flammen aufging, zu Asche geworden, und Du hast für jene einhundertundsechzig Biberfelle niemals, weder mir noch irgend einem meiner Verwandten etwas dafür gegeben; nicht einmal so viel, wie eine Stecknadel werth ist." Als er sah, daß dieses Alles nicht anschlug, und selbst zugestehen mußte, daß meine Forderung gerecht war, wollte er, eben so wie Herr Wells am Abend vorher, seine Zuflucht zur Gewalt nehmen; damit kam er aber auch nicht weit, und kehrte ins Fort zurück, ohne von mir auch nur ein Marderfell erhalten zu haben.

Damals erhielt ich bestimmte Nachricht, daß es noch eine Weile dauern könnte, bevor Herr Hanie ankäme; daher ging ich nach der Morte-Rivière, um ihn zu erwarten, und tödtete vierhundert Moschusratten. Endlich fand er sich ein, um mich und noch einen Indianer zu sehen, und erzählte mir, daß er am hellen Mittage, unter lautem Gesange, den alle seine Ruderer anstimmten, vor dem Comptoir des Herrn Wells vorüber, nach der Mündung des Assinneboin gefahren sey. Herr Wells hatte ihn mit seinen Leuten, die stark bewaffnet waren, verfolgt. Da hatte sich Herr Hanie ans Land setzen lassen, und war, während die übrigen Leute im Kanot sitzen blieben, auf eine etwa funfzig Schritte vom Ufer entfernt liegende Prairie gegangen. Herr Wells war ihm mit mehren bewaffneten Leuten dorthin gefolgt; Herr Hanie hatte ihm aber gerathen, ihm nicht allzunahe zu kommen, und so behielt die ganze Sache mit einem Zanke ihr Bewenden.

Nun erzählte ich ihm meinerseits, wie es mir gegangen war, bezahlte, was ich ihm schuldete; verhandelte auch mein übriges Pelzwerk an ihn, und erhielt, als wir einig waren, obendrein noch einige werthvolle Geschenke, unter denen sich eine sehr gute Flinte befand. Kurze Zeit nach der Abreise des Herrn Hanie ruderte ich den rothen Fluß aufwärts, und begegnete Herrn Wells. Es fehlte ihm an frischem Wildpret,

und er fragte, ob ich ihm keins ablassen könnte. Wenn ich etwas gehabt hätte, so würde ich es ihm gegeben haben; er glaubte aber, ich schlüge ihm seine Forderung aus Böswilligkeit ab. Späterhin schickte er mir sein Pferd, obschon ich in weiter Entfernung von ihm lebte; ein ander Mal sandte er es mir nach Pembinah; ich weigerte mich aber stets, es anzunehmen. Dadurch ließ er sich indessen nicht irre machen, und ich hörte, daß er fortwährend sagte, das Pferd gehöre mir; drei Jahre später, als er gestorben war, versicherten mich die Handelsleute, ich hätte völliges Recht, dieses Pferd zu nehmen; ich wollte das aber nicht, und so ward es einem alten Franzosen überlassen. Nach dem Tode des Herrn Wells fing ich wieder an, mit der Nordwest-Compagnie zu handeln, was ich während seiner Lebtage nicht mehr gethan hatte. Hätte er nach mir geschossen, und mich sogar gefährlich verwundet, so hätte ich ihm das nicht so übel genommen, als daß er sein Pistol auf mich anlegte, und doch feig genug war, nicht abzudrücken.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Eine neue Offenbarung des großen Geistes. — Schreckensscene bei Nacht. — Abschaffung der Medicinbeutel. — Traum. — Glaubensartikel der Indianer. — Wie die Thiere erschaffen wurden. — Gesänge werden auf Birkenrinde geschrieben. — Ein neuer Abgesandte des großen Geistes. — Ein Ungläubiger unter den Wilden. — Wildpretopfer. — Ein Prophet, der sein eigenes Weib aufgefressen hat. — Taschenspielerei. — Die Bärentatze.

Esch-ke-buk-ke-koo-scha, ein Häuptling vom Leech-See, fand sich um diese Zeit, nebst einem Gefolge von vierzig jungen Kriegern, zu Pembinah ein; und ich ging, nebst mehren Anderen, welche er gleichfalls zu sich eingeladen hatte, in seine Hütte, um etwas Näheres über die neue Offenbarung zu hören, welche der große Geist dem Manito-o-gheez-hik gemacht hatte. Eines

Abends befanden wir uns sämmtlich in einer ausdrücklich zu diesem Behufe errichteten Hütte, tanzten, aßen und wollten die Eröffnungen des Häuptlings anhören, als plötzlich zwei Flintenschüsse gehört wurden, die beinahe in demselben Augenblicke fielen, und zwar aus der Gegend herüber, wo die Nordwest-Compagnie ihr Comptoir hatte. In demselben befand sich weiter Niemand, als zwei Franzosen, die erst an jenem Tage angekommen waren. Die alten Indianer sahen einander unruhig an, und schienen bestürzt zu seyn; Mehre sagten: „Die Franzosen tödten Wölfe." Esch-ke-buk-ke-koo-scha aber entgegnete: „Ich erkenne die Gewehre der Sioux."

Die Nacht war sehr dunkel; die jungen Leute griffen zu den Waffen und eilten hinaus; ich mit ihnen. Einige verwickelten sich im Gestrüpp, oder beschädigten sich an den Zweigen; deßhalb konnten wir nur langsam vorwärts. Ich meinerseits erreichte endlich den Pfad, und ging nun eine Strecke weit den Uebrigen voran; da schlüpfte plötzlich eine dunkle Gestalt an mir vorüber, und in demselben Augenblicke vernehme ich die Stimme der schwarzen Ente; er sagte: „Ich bin ein Mann (Neen-dow-in-nin-ne)." Ich hatte oft von seiner Tapferkeit gehört, und ihn schon einmal in einem Dorfe der Sioux am Chief Mountain gesehen; damals hatten wir uns auf einen Kampf gefaßt gemacht, und er befand sich an unserer Spitze. Ich beschloß, ihm auch dießmal zu folgen.

Als wir noch etwa einen Schuß weit vom Fort entfernt seyn mochten, fing er an, bald auf die rechte, bald auf die linke Seite zu springen, und erreichte im schnellsten Zickzack binnen kurzer Zeit das Fort. Ich folgte seinem Beispiele, und sah, wie er sich mit einer solchen Behendigkeit hineinschwang, daß seine Fußsohlen auf Mannshöhe über dem Boden schwebten. Innerhalb der Umwallung gewahrten wir ein Haus, aus welchem durch Fenster und Thür ein helles Licht strahlte. Die schwarze Ente hatte eine Bisonhaut über die Schultern geworfen, und konnte, weil diese von dunkler Farbe war, an dem Fenster vorübergehen, ohne von der im Zimmer stehenden Schildwacht bemerkt zu werden; mich aber verrieth meine weiße Decke, und schon befand sich die Mündung eines Gewehrlaufes ganz in der Nähe meines Kopfes, als mein Gefährte den erschreckten

Franzosen beim Arme packte. Dieser hatte mich nämlich für einen Sioux gehalten, und darum mich niederschießen wollen.

Der andere Franzose lag in einem Winkel; die Weiber und Kinder heulten und wehklagten. Nun erfuhren wir, daß der muthigste von Beiden, derselbe, welcher am Fenster Wacht gehalten, kurz vorher sein Pferd außerhalb der Umwallung hatte tränken wollen; aber kaum war das arme Thier außerhalb der Pforte, so wurde es auch schon von Leuten, die sich ganz in der Nähe versteckt hielten, niedergeschossen. Der Franzose hatte uns für die Thäter gehalten, kam aber natürlich bald von seinem Irrthume zurück. Wir beiden hatten nicht einmal den Leichnam des Pferdes bemerkt, und doch waren wir über denselben hinweggeschritten, als wir ins Fort drangen. Der Franzose wollte dasselbe nicht verlassen, die schwarze Ente aber stand zu einem der in demselben befindlichen Weiber in einem sehr vertrauten Verhältnisse, und drang deßhalb darauf, daß sie sämmtlich im indianischen Lager Schutz und Zuflucht suchen müßten. Nach und nach fanden sich mehre unserer jungen Krieger ein, und wir beschlossen nun, die ganze Nacht hindurch wohl auf der Hut zu seyn.

Am frühen Morgen gewahrten wir die Spuren von zwei Männern, welche über den Pembinah gesetzt waren; am andern Ufer hatte sich ein Kriegerhaufe versteckt gehalten Jene beiden Krieger waren der berühmte Yanktong-Häuptling Wah-ne-tah und dessen Oheim; sie hatten dicht am Eingange zum Fort gelegen, und den Entschluß gefaßt, auf Alles, was aus- oder eingehen würde, Feuer zu geben. Durch ihren Schuß war das Pferd des Franzosen gefallen, und die beiden Männer hatten darauf die Flucht nach dem Strome zu genommen, wahrscheinlich ohne zu wissen, ob sie ein Pferd oder einen Menschen getödtet.

Als wir uns überzeugt hatten, daß jener Kriegerhaufen der Sioux nicht sehr zahlreich war, wollten sich mehre unserer Krieger aufmachen und ihn verfolgen; aber Esch-ke-buk-ke-koo-scha sagte uns: „Nein, meine Brüder, Manito-o-gheez-hik, der mich zu Euch gesandt, hat gesagt, wir sollten nicht mehr gegen unsere Feinde ziehen. Ist es nicht augenscheinlich, daß uns bei dieser Gelegenheit der große Geist beschützt hat? Wenn die

Sioux sich der Hütte genähert hätten, in welcher wir, ohne Waffen bei uns zu tragen, zum Feste versammelt waren, würden sie uns dann nicht mit leichter Mühe haben tödten können? Aber sie waren dermaßen verblendet, daß sie ein Pferd für einen Oschibbeway ansahen. So wird es auch ferner gehen, wenn wir den Befehlen gehorchen, die uns kund gethan wurden."

Ich schwebte in Besorgniß über das Schicksal, welches meine Familie betroffen haben konnte; ich hatte sie in meiner Hütte zurückgelassen, und mußte fürchten, daß sie von den Sioux auf ihrem Rückzuge überfallen worden war. „Geh," sprach Esch-ke-buk-ke-koo-scha, als ich ihm sagte, wie ängstlich ich sey, „aber fürchte nicht, daß die Sioux Deinem Weibe oder Deinen Kindern ein Leid zugefügt haben. Ich wünsche nur, daß Du heimläufst, um Deinen Medicinbeutel mitzubringen; ich werde Dir zeigen, was man mit dem Inhalte desselben machen muß."

Ich kam bald zurück; hatte meine Familie unversehrt angetroffen; und er warf Alles ins Feuer, was ich mitgebracht, die Jagd- und Kriegsmedicin ausgenommen. „Höre," sprach er, „was wir fortan thun müssen. Wenn Einer krank wird, soll man ein aus Birkenrinde verfertigtes Gefäß nehmen, und ein wenig Taback, und das soll der Kranke selbst, wenn er noch gehen kann, und ist dieses nicht der Fall, sein nächster Anverwandter bis an das zunächstliegende fließende Wasser tragen. Dort soll man den Taback dem Flusse übergeben, das Gefäß gegen den Strom eintauchen, und einige Tropfen herausziehen, welche der Kranke in seiner Hütte trinken muß. Ist der Kranke sehr schlecht, so muß dieses Gefäß so tief untergetaucht werden, daß der Rand desselben den Grundschlamm berührt."

Als er mir diese Anweisung gegeben, überreichte er mir noch einen kleinen hölzernen Reif, der wie ein Band um den Kopf getragen werden sollte. Auf der einen Seite desselben sah man das Bild einer Schlange, deren Amt, wie er sagte, es seyn sollte, das Wasser[1]) zu bewachen; auf der anderen

---

1) Alle Götzendiener in China, Japan und Ostindien schreiben, ebenso wie die Alten, der Schlange geheime Kräfte zu; dasselbe ist der Fall mit allen amerikanischen Wilden. Lafitau I. 247.

Seite war ein Mensch abgebildet, welcher den großen Geist vorstellen sollte. Diesen Schmuck durfte man aber nicht für gewöhnlich tragen; nur wenn ich Wasser für kranke Verwandte oder Freunde holen würde, sollte ich ihn umthun. Ich war sehr mißvergnügt darüber, daß er den ganzen Inhalt meines Medicinbeutels vernichtete, es waren Wurzeln und andere Dinge darin, deren heilsame Wirkung in Krankheitsfällen ich selbst erprobt hatte. Noch mehr aber that es mir leid, daß er uns ein für allemal verboten hatte, künftig von diesen wohlthätigen Heilmitteln Gebrauch zu machen. Indessen sämmtliche Indianer dieser Bande ließen es sich gefallen, und so mußte auch ich mich fügen.

Im Anbeginne des Frühlings machte ich mich auf, um verabredetermaßen mit Scha-gwaw-ko-sink zusammenzutreffen; das hatte ich ihm, als im vorigen Jahre die Blätter abfielen, versprochen. Ich war zur rechten Zeit am Platze, und bald nachher langte auch der Greis an, ganz allein und zu Fuß. Er lagerte seit einigen Tagen nur zwei Meilen weit entfernt, und war mit frischem Wildpret im Ueberflusse versehen, was mir sehr angenehm war, da ich seit einiger Zeit nichts geschossen hatte. Ich blieb den Sommer über bei ihm. Scha-gwaw-ko-sink war zu alt und schwach, um noch jagen zu können; hatte aber einige junge Männer bei sich, die es ihm an nichts fehlen ließen, so lange überhaupt Wild in der Umgegend war. Gegen Ende des Jahres war das nicht mehr der Fall; das Wetter kalt und der Erdboden sehr tief eingefroren; aber es fiel kein Schnee, und deßhalb war es sehr schwer, den Moosethieren nahe zu kommen; denn sie liefen immer davon, sobald sie hörten, daß wir uns näherten; das Geräusch, welches unsere Tritte im dürren Laube und auf der harten Erde verursachten, verrieth uns immer. Da dieses Wetter lange dauerte, so fingen wir an, Hunger zu leiden, und nahmen nun zu unserm letzten Hülfsmittel, einer Jagdmedicin unsere Zuflucht. Ich sang und betete die halbe Nacht, und legte mich alsdann schlafen. Da sah ich im Traume, wie ein schöner junger Mann durch die Giebelöffnung meiner Hütte herabstieg. Er sprach: „Warum das Geräusch, welches ich vernehme? Weiß ich etwa nicht, wann Dich hungert und dürstet? Ich halte stets meine

Augen auf Dich gerichtet, und Du brauchst mich nicht mit lautem Schreien herbeizurufen." Dann wies er nach Osten hin, und fuhr fort: „Siehst Du dort nicht jene Spuren?" — „Ja, es sind die zweier Moosethiere." — „Ich gebe Dir diese beiden Moosethiere zu essen." — Darauf ging er aus der Thür meiner Hütte, und als er diese öffnete, sah ich den Schnee in dichten Flocken herabfallen.

Ich wachte auf, fühlte aber noch große Müdigkeit, und rief deßhalb den alten Scha-gwaw-ko-sink, auf daß er mit mir rauchen sollte; dann bereitete ich das Muz-zin-ne-neen-suk, das heißt die Darstellung der Thiere, welche mir im Traume gezeigt worden waren. Bei Tagesanbruch verließ ich meine Hütte; der Schnee lag schon dick; ich folgte der mir angedeuteten Richtung; schon vor Mittage gewahrte ich die Spuren zweier Moosethiere, und schoß beide nieder. Es waren ein Männchen und ein Weibchen, und beide außerordentlich fett.

Die Gesänge, welche bei diesen Jagdmedicinen angestimmt werden, haben Bezug auf die religiösen Meinungen der Indianer, und werden sehr häufig an Na-na-boo-scho oder Na-na-busch gerichtet, den sie darin bitten, er möge ihnen als Dolmetscher dienen, und ihr Anliegen dem höchsten Wesen vortragen; oft beten sie auch zu Me-suk-kum-mik-o-kwi, oder der Erde, der Urmutter Aller. In diesen Gesängen wird erzählt, wie Na-na-busch die Erde geschaffen hat, um den Befehlen des großen Geistes zu gehorchen, und wie alle, den Vettern und Muhmen Na-na busch's, d. h. den Männern und Frauen, nothwendigen Dinge, der Obhut jener Urmutter anvertraut sind. Na-na-busch, der sich stets als wohlwollender Vermittler zeigt, und beim großen Geiste zum Besten der Menschen wirkt, ließ zum Nutzen diese letzteren Thiere werden, deren Fleisch ihnen zur Nahrung dienen, und in deren Häute sie sich kleiden sollten; er schuf Wurzeln und Arzneimittel, die wirksam gegen Krankheiten sind, und mit deren Hülfe man zur Zeit der Hungersnoth Thiere erlegen kann.

Alles wurde der Sorgfalt Me-suk-kum-mik-o-kwi's anvertraut; und die alte Frau erhielt Befehl, stets in der Hütte anwesend zu seyn, und sie niemals zu verlassen, damit seine Vettern und Muhmen ihn niemals vergeblich anflehen dürften. Die

guten Indianer reißen daher auch nie Wurzeln, woraus sie ihre Medicin verfertigen, aus der Erde, ohne irgend ein Opfer für Me-suk-kum-mik-o-kwi auf den Boden zu legen. Sie besingen ferner, wie der große Geist in den frühesten Zeiten den Bruder des Na-na-busch getödtet habe, worauf Na-na-busch böse ward, und sich gegen das höchste Wesen empörte. Na-na-busch wurde allmälich immer mächtiger, und war im Begriffe, über Gitsch-e-Manito den Sieg davon zu tragen, als dieser, um ihn zu besänftigen, ihm den Metai[1]) überreichte. Na-na-busch war mit demselben so zufrieden, daß er ihn auf die Erde, zu seinen Vettern und Muhmen herabbrachte.

Viele dieser Gesänge werden auf eine den Indianern ganz eigenthümliche Art, auf Birkenrinde, oder kleine Holztäfelchen aufgezeichnet. Die Ideen werden durch bildliche Gestalten ausgedrückt, etwa in derselben Weise, wie bei den Mittheilungen, von denen ich weiter oben schon gesprochen habe.

Zwei Jahre vor dieser Zeit war einem Manne aus unserer Bande, Namens Ais-kaw-ba-wis, seine Frau gestorben. Er galt für einen friedlichen Menschen und einen sehr schlechten Jäger; seine Kinder litten seitdem noch mehr Hunger als früher. Der Tod jener Frau war von mehren bemerkenswerthen Umständen begleitet gewesen, Ais-kaw-ba-wis wurde trübsinnig und niedergeschlagen, was wir uns daraus erklärten, daß er von schwachem Charakter war. Endlich aber rief er einmal die Häuptlinge zusammen, und verkündete ihnen auf die feierlichste Weise, daß der große Gott ihn mit einer neuen Offenbarung begnadigt habe; er zeigte ihnen eine runde Kugel von Erde, die etwa fünf Zoll im Durchmesser haben mochte, glatt, roth-bemalt, und etwas größer als ein halber Menschenkopf war. „Der große Geist,“ sprach er, „hat gesehen, daß ich alle Tage schrie, betete und sang in meiner Hütte; da hat er mir zugerufen und gesagt: Ais-kaw-ba-wis, ich habe Deine Bitten erhört, habe gesehen, wie Du die Matten Deiner Hütte mit Thränen befeuchtet hast; ich beachte Dein Flehen. Ich gebe Dir diese Kugel, sie ist rein und neu; ich gebe sie Dir, damit Du die ganze Welt derselben ähnlich machst, so wie sie aus den Hän-

1) Me-nau-zhe-taw-naun.

den Na-na-busch's hervorgegangen ist. Alle alten Dinge müssen zerstört und zerstreut, Alles muß neugeschaffen werden, und Deinen Händen, Ais-kaw-ba-wis, vertraue ich dieses große Werk an."

Ich gehörte zu den Männern, welche er zusammen berufen hatte, und denen er seine Offenbarungen zuerst mittheilte. So lange er bei uns blieb, sagte ich nichts, als er aber fortgegangen war, nahm ich, im Gespräche mit meinen Gefährten, keinen Anstand, meine Ungläubigkeit kund zu thun. „Es ist sehr gut," sprach ich, „daß wir den Willen und die Absicht des großen Geistes so wohlfeil erfahren; jetzt treten ja die Verkündiger seiner Gebote wahrlich sehr häufig bei uns auf; wir haben an ihnen keinen Mangel, und zufällig sind das immer Leute, die sonst zu weiter gar nichts taugen. Der Schahnis-Prophet war weit entfernt von uns. Ke-zhi-ko-we-ninne und Manito-o-gheez-hik, die freilich zu unserm Stamme gehörten, waren auch nicht bei uns; das waren auch Männer. Jetzt haben wir da nun einen Gesellen, der zu faul, träge und erbärmlich ist, um seine Familie ernähren zu können; und der wäre also, wenn wir ihm glauben, ein Werkzeug, das der große Geist auserkohren hat, um der Welt eine andere Gestalt zu geben!"

Ich hatte eine sehr ungünstige Meinung von diesem Menschen, weil ich wußte, daß er unter den Indianern zu den am allerwenigsten achtbaren gehörte; ich war ärgerlich darüber, daß er sich für einen Lieblingsboten des großen Geistes ausgeben wollte. Daher verfehlte ich denn nicht, seine Anmaßungen bei jeder Gelegenheit zu verhöhnen und lächerlich zu machen; allein trotz dem gewann er täglich einen stärkern Einfluß auf die Gemüther der Indianer. Da er oft ganze Nächte hindurch die Trommel schlug, so zog sich alles Wild fort, und seine unverschämte Heuchelei machte ihn mir zu allen Zeiten gehässig; aber er kannte das Geheimniß, wie er sich die Gewogenheit der meisten unter uns verschaffen konnte, und so waren denn alle meine Bemühungen gegen ihn erfolglos.

Während wir uns an jener Stelle aufhielten, traf es sich, daß, nachdem wir mehre Tage gehungert hatten, ich ein Moosethier schoß. Als ich heim kam, erzählte ich das, und bemerkte, das Thier sey so stark verwundet, daß es wohl werde sterben

müssen. Am andern Morgen, ganz früh, trat Ais-kaw-ba-wis in meine Hütte, und sagte mir im ernsthaftesten Tone, der große Geist wäre herabgestiegen, und hätte mit ihm über jenes Moosethier gesprochen. „Jetzt ist es todt," fügte er hinzu, „und Du wirst es da und da finden; der große Geist will, daß es zu einem Opfer bereitet werde." Ich hielt es für gar nicht unwahrscheinlich, daß das Moosethier in Folge der erhaltenen Wunde gestürzt sey, und ging demnach hin; aber es war nicht todt, und dieser Umstand gab mir eine neue Gelegenheit, mich über die Anmaßungen des Ais-kaw-ba-wis lustig zu machen. Dennoch aber blieb das Vertrauen der Indianer unerschütterlich.

Kurze Zeit nachher schoß ich abermals ein Moosethier an, und kam heim, ohne etwas davon mitzubringen. „Das ist jenes Moosethier, welches der große Geist mir gezeigt hat." Dieses brachte ich wirklich nach der Hütte, und wollte, da die meisten Indianer sehr vom Hunger litten, ein Festgelag anstellen, was auch unser Prophet sagen mochte. Da unserer nicht so viele waren, daß wir Alles hätten verzehren können, so wurden dem Thiere die Knochen ausgelöset, und diese auf einen Haufen allesammt von Ais-kaw-ba-wis gelegt; dabei auch Sorge getragen, daß nicht ein einziger zerbrach; darauf wurden sie an einen sichern Ort geschafft, und so hoch aufgehängt, daß weder Hunde noch Wölfe daran kommen konnten; denn ein Thierknochen, welcher auf diese Weise zum Opfer dargebracht wird, darf unter keiner Bedingung zerbrochen werden. Am andern Morgen schoß ich abermals ein fettes Moosethier; bei dieser Gelegenheit hielt Ais-kaw-ba-wis eine lange Rede an den großen Geist, und sagte dann zu mir: „Du siehst, mein Sohn, wie Deine gute Aufführung belohnt wird; Du hast dem großen Geiste die Erstlinge Deiner Jagd dargebracht; er wird also schon dafür sorgen, daß Dir nichts fehlt."

Am andern Morgen ging ich mit meinem Schwager aus, und wir schossen Jeder ein Moosethier. Ais-kaw-ba-wis rühmte sich höchlich der Wirksamkeit des Opfers, welches ich auf seine Veranstaltung hatte bringen müssen, und sein Einfluß auf die abergläubigen Gemüther der Indianer stieg von Tag zu Tage. Dieser Mensch, der so hoch in Gunst kam, hatte früher einmal zur Zeit einer Hungersnoth seine eigene Frau aufgefressen, und

die Indianer hatten ihn todtschlagen wollen, weil er unwürdig war, bei ihnen zu leben.

Als die Oberfläche des Schnees gegen den Anfang des Frühlings härter wurde, zogen alle Männer unserer Bande, Scha-gwaw-ko-sink, Waw-zhe-kwaw-maisch-koon, Ba-po-wasch, Kisch-kau-ko und noch mehre andere nebst mir, fort; und wir dörrten Fleisch in einem Jagdlager, das wir in einiger Entfernung angelegt hatten. Ais-kaw-ba-wis blieb allein bei den Weibern zurück. Wir schossen viel Wild, denn den Elend- und Moosethieren ist in jener Jahreszeit leicht beizukommen, weil die gefrorene Oberfläche des Schnees recht gut einen Menschen trägt, während die schweren Thiere einsinken und sich nur mit Mühe wieder losmachen.

Endlich ging Kisch-kau-ko einmal fort, um seine Familie zu besuchen, und gab mir nach seiner Rückkehr im Auftrage des Ais-kaw-ba-wis etwas Taback; dieser ließ mir sagen: „Dein Leben ist in Gefahr." — „Mein Leben," entgegnete ich, „gehört weder mir noch dem Ais-kaw-ba-wis; es liegt in den Händen des großen Geistes, und wenn der es mir verlängern oder nehmen will, so kann ich mich darüber nicht beklagen; aber ich glaube nicht, daß er von seinen Absichten einem so unwürdigen Menschen wie diesem Ais-kaw-ba-wis etwas kund gethan hat." Indessen beunruhigte dieser Ausspruch alle Indianer, welche bei mir waren, und sie gingen gleich nach dem Orte, wo sich Ais-kaw-ba-wis mit den Weibern aufhielt; ich dagegen machte einen Umweg, um nach einigen meiner Fallen zu sehen; fand auch darin eine Otter, die ich über den Rücken warf. Bald nachher erreichte ich meine Gefährten.

Alle unsere Hütten waren zu einer einzigen großen Hütte umgewandelt; die Weiber, Kinder und jene Männer, welche vor mir sich dorthin begeben hatten, saßen in freier Luft um ein Feuer herum, zitterten und bebten aber dabei vor Kälte. Auf meine Fragen, was denn hier eigentlich vorgehe, erhielt ich zur Antwort, Ais-kaw-ba-wis bereite sich auf eine wichtige Mittheilung vor, welche der große Geist durch seine Stimme kund thun wolle. Er hatte viel Zeit gebraucht, um die Hütte herzurichten, kein Indianer durfte dieselbe betreten, ehe er ein Zeichen geben würde. Dann aber sollte Ba-po-wasch den Tanz

führen, und von allen Uebrigen begleitet in die Hütte eintreten. Es war ausgemacht, daß Alle vier Mal in der Hütte herum tanzen müßten; darauf sollte sich jeder an seine Stelle setzen. Ich bekümmerte mich um Alles das nicht im Geringsten, sondern trat ohne Weiteres in die große Hütte, warf meine Otter auf die Erde und setzte mich an's Feuer.

Ais-kaw-ba-wis schleuderte einen Blick voll Wuth und Zorn auf mich, schloß darauf seine Augen, und stellte sich, als fahre er mit einem Gebete fort, worin ich ihn gestört. Einige Zeit nachher begann er die Trommel zu schlagen und mit lauter Stimme zu singen. Als er zum dritten Male inne hielt, dieses war das verabredete Zeichen, kam Ba-po-wasch tanzend herein, von Männern, Weibern und Kindern gefolgt. Sie tanzten vier Mal in den Hütten herum, und kauerten sich dann Alle auf ihren Plätzen nieder. Eine Zeit lang war dann alles still; Ais-kaw-ba-wis blieb mit geschlossenen Augen mitten in der Hütte auf einem Haufen weicher Erde, den er mit seinen eigenen Händen zubereitet hatte, sitzen; derselbe glich denen, welche die Häuptlinge im Kriege für die Feierlichkeit des Kozaubunzitschegun bereiten. Dann rief er die Männer einzeln beim Namen, und sie mußten sich rund um ihn herum setzen.

Ich war der letzte, und ließ mich auf der Stelle nieder, welche er mir anwies. Darauf wandte er sich zu mir und sprach: „Schaw-schaw-wa-ne-ba-se, mein Sohn, Du wirst Dich wahrscheinlich erschrecken, denn ich habe Dir traurige Nachrichten mitzutheilen. Der große Geist hat, wie Ihr, meine Freunde, Alle sehr wohl wißt, mich seit langer Zeit begünstigt durch Mittheilung seiner Gedanken und seines freien Willens; neulich hat es ihm gefallen, mir kund zu thun, was jedem von uns in Zukunft beschieden ist. Ihr, meine Freunde," fuhr er fort, sich zu Schaw-gwaw-go-nusk und den übrigen Indianern wendend, „seyd aufmerksam gewesen, und habt die Befehle des großen Geistes geachtet und befolgt, so wie ich Euch gelehrt habe. Er gestattet daher Allen das Menschenalter; Ihr werdet es voll erleben und alt werden. Diese lange, gerade Linie, die hier am Boden gezogen, ist ein Bild des Lebens, wie es Euch Allen zu Theil werden wird. Du aber, Schaw-schaw-wa-ne-ba-se, Du hast Dich vom richtigen Wege entfernt; Du hast

den Rath, welchen ich Dir gab, nicht beachtet; diese kurze und krumme Linie stellt Dein Leben dar, Du wirst nur ein halbes Menschenalter erreichen. Diese andere Linie, welche eine Krümmung nach jener Seite hin zeigt, deutet das Schicksal an, dessen sich die junge Frau des Ba-po-wasch zu gewärtigen hat." Nachdem er so gesprochen, mußten wir näher treten und die Linien betrachten.

Ba-po-wasch hatte die besten Stücken von einem fetten Bären geräuchert und gedörrt, um im nächsten Frühjahre davon ein Festgelag für seine Medicin zu halten. Wenige Tage vor der erwähnten Zusammenkunft hatte Ais-kaw-ba-wis, während Ba-po-wasch auf der Jagd war, zu der Schwiegermutter dieses Letzten gesagt: „Der große Geist hat mir zu wissen gethan, daß nicht alle Sachen so stehen, wie sie stehen sollten. Geh' darum hin, und sieh zu, ob der Bär, den Dein Sohn aufgehängt hat, um damit ein Festmahl für seine Medicin zu halten, noch ganz und unversehrt ist." Sie that das, und fand, daß die Tatzen des Bären verschwunden waren. Ais-kaw-ba-wis, der sehr leckermäulig war, hatte sie selbst gestohlen. Ba-po-wasch erfuhr jenes, und war sehr bekümmert über das Unglück, welches ihm bevorstände; und um es abzuwenden, gab er dem Propheten nicht nur Alles, was noch von jenem Bären übrig war, sondern auch viel Mark, und noch manche andere Dinge, welche er eben für jenes Festmahl bestimmt hatte.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Getreidebau. — Schlechte Aufführung eines Propheten. — Niederlassung der Schotten am rothen Flusse. — Die Dolmetscher und die Handelsdiener von der Gränze. — Sitten der schottischen Ansiedler. — Die Europäer schleppen eine Krankheit ein. — Kriegszug gegen die Sioux. — Die zerbrochene Flinte. — Begrüßungsceremonien. — Alte Feindschaften leben wieder auf. — Kinderspiele und blutige Rauferei.

Nach jener Zusammenkunft zogen wir nach der Insel im Wälder-See, denn dort wollten wir Getreide säen, und nicht auf unseren alten Aeckern an der Morte Rivière. Unterwegs blieben wir eine Weile liegen, um Zucker zu ernten, und machten uns dann auf den Weg, um die Handelsleute zu besuchen; Ais-kaw-ba-wis blieb bei den Weibern zurück. Als wir vom Comptoir zurückkamen, gewahrten wir eine Frau, die hastig lief, und von einem Manne verfolgt wurde. Dieser Anblick aber regte lebhafte Besorgnisse in uns auf; denn wir glaubten anfangs, die Sioux wären da, und erwürgten unsere Weiber und Kinder. Als wir aber näher kamen, sahen wir, daß der angebliche Prophet jener Mann war; er blieb nun zurück, verfolgte Kisch-kau-ko's Weib nicht weiter, kam näher und setzte sich zu uns, um Rum zu trinken; die Indianer gaben ihm auch sehr reichlich davon.

Als wir im Lager angekommen waren, wurde die Frau befragt, und mußte erzählen, was vorgefallen sey. Sie sagte, Ais-kaw-ba-wis hätte oft Gelegenheit gesucht, mit ihr allein zu seyn, sie wäre aber zu furchtsam gewesen, hätte darum Keinem etwas davon sagen mögen, und sich begnügt, immer vor ihm zu fliehen. Sie hatte auf der Stelle, wo der Zucker geerntet ward, ihren Kessel stehen lassen; und diese Stelle war eine Strecke weit von dem Orte entfernt, an welchem unsere Familien auf uns warteten. Bald nach dem Abzuge der Männer hatte Ais-kaw-ba-wis, der allein in einer kleinen Hütte wohnte, (denn er sagte, er wäre zu heilig, als daß er mit Anderen

zusammen wohnen könne), der Frau gesagt: „Der große Geist mißbilligt, daß Du Deinen Kessel zurückgelassen und Dein Eigenthum eingebüßt hast. Geh und hole den Kessel, welcher unter den Ahornbäumen stehen blieb." Die Indianerin war gehorsam gewesen. Gleich darauf hatte er mit seinem Gewehre, unter dem Vorwande, er wolle auf die Jagd gehen, seine Hütte verlassen, einen andern Weg eingeschlagen, war aber gleich, als ihn Niemand mehr sah, den Spuren der Frau gefolgt. Sie ahnte wohl, was der Prophet beabsichtige, und war deßhalb auf der Hut; wir kamen aber gerade noch zur rechten Zeit. Doch erregte dieser Vorfall bei den Indianern keinerlei Besorgniß, und des Ais-kaw-ba-wis Einfluß verlor dadurch nicht im Geringsten. Ein großer Theil des Rums, welchen wir vom Comptoir mitgebracht hatten, wurde für ihn bei Seite gestellt; als aber der angesehenste Mann unserer Bande zu ihm schickte, und sagen ließ, er möge kommen und seinen Antheil holen, gab er dem Boten zur Antwort: „Sag dem Häuptlinge, daß er in meine Hütte kommen muß, wenn er etwas mit mir zu thun hat." Wirklich wurde ihm auch der Rum gebracht, und dieser äußerte denn auch bald seine Wirkung. Der Prophet wurde geselliger und herablassend, und mitten in der Nacht trat er taumelnd und völlig nackt in die Hütte, in welcher ich mich befand. Diese Erscheinung kam mir so drollig vor, daß ich lachte wie ein Wahnsinniger.

Wir zogen darauf an den Wälder-See, wo ich etwa einen Monat lang jagte; darauf ging ich wieder in das Land zurück, welches ich verlassen hatte, während die Indianer zu Me-nau-zhe-taw-naung blieben, um das Land urbar zu machen und Getreide zu säen. Ich spürte aber jetzt schon die Folgen der Erbitterung, welche der Prophet gegen mich hegte; denn er nahm die Indianer so sehr gegen mich ein, und hetzte namentlich die Familie meiner Frau dermaßen auf, daß meine Lage zu Me-nau-zhe-taw-naung gar nicht mehr zu ertragen war, und ich deßhalb nach dem rothen Flusse zurückkehren mußte.

Das war um dieselbe Zeit, als die Schotten[1]), deren

---

1) Balbi, Thl. II. S. 766. Die Niederlassung ward von Lord Selkirk gegründet, liegt am rothen Flusse, acht deutsche Meilen vom Winnipeg-See entfernt.

etwa Hundert und Einige seyn mochten, sich am rothen Flusse, unter dem Schutze der Hudsonsbay-Compagnie, ansiedelten. Bei ihnen sah ich, seit ich ins männliche Alter getreten war, zum ersten Male eine weiße Frau. Bald nach meiner Ankunft trat ich in den Dienst der Compagnie, und Herr Hanie schickte mich mit dem Dolmetscher Herrn Heß und mehren andern Männern auf die Bisonjagd. Diese Thiere hielten sich damals eine gute Strecke von der Niederlassung entfernt auf, und die Schotten litten großen Mangel an Lebensmitteln. Ich war so glücklich, unweit von der Ansiedlung zwei Bisons zu tödten; ihr Fleisch wurde nach dem Comptoir gebracht, und ich machte mich auf den Weg, um die Heerden zu verfolgen.

Bald vereinigte ich mich mit vier Handelsdienern und etwa zwanzig andern Männern. Diese Letzteren mußten die Bisons, welche ich erlegte, bis nach meiner Hütte schleppen, von wo das Fleisch auf Wagen bis zur Ansiedlung gefahren wurde. Alle Weißen lebten in meiner Hütte; einer derselben, Herr Macdonald, mißhandelte aber ohne Unterlaß mein Weib und meine Kinder; Herr Heß tadelte mehr als einmal sein Betragen, und führte endlich, da Alles nicht fruchtete, Klage bei Herrn Hanie. Dieser Letztere befahl ihm nun, mit einigen Indianern zusammen zu stoßen, welche etwas entfernt von uns zwanzig Bisons geschossen hatten, deren Fleisch noch nicht forttransportirt worden war. Er blieb an jener Stelle zwei volle Monate, und that in dieser ganzen Zeit weiter nichts, als die Wölfe fortjagen. Herr Mackenzie, einer der drei Handelsdiener, welche bei mir blieben, war so ganz verschieden von Herrn Macdonald, daß, als nach viermonatlichem Aufenthalte bei uns die Mehrzahl der Weißen wieder nach der Ansiedlung zurück mußte, er Herrn Hanie um Erlaubniß bat, noch länger bei mir bleiben zu dürfen; denn er wollte sich in der Oschibbeway-Sprache vervollkommnen; erst als die Zuckerernte vorüber war, trennte er sich von mir.

Binnen vier Monaten — so lange jagte ich für die Hudsonsbay-Compagnie — wurden von mir etwa einhundert Stück Bisons erlegt, ein großer Theil davon aber in meiner Hütte verzehrt, so daß ich nur etwa vierzig fette Thiere an die Compagnie ablieferte. Herr Hanie zahlte mir im Frühjahre dreihundert

und zehn Dollars aus. Die schottischen Bauern, mit denen ich zusammen lebte, waren die gröbsten und plumpsten Gesellen, die mir jemals vorgekommen sind. Selbst wenn wir Lebensmittel in Hülle und Fülle hatten, aßen sie wie ausgehungerte Wölfe, und zankten sich jedes Mal, wenn sie Mahlzeit hielten. Sie bekamen deßhalb oft Schläge von den Handelsdienern, konnten aber trotz dem das Zanken und Streiten nicht lassen.

Herr Hanie und der Gouverneur, welchen die Hudsonsbay-Compagnie geschickt hatten, machten mir den Vorschlag, ich sollte mir ein Haus bauen, und ganz und gar in ihre Dienste treten; ich zögerte aber mit meiner Zustimmung, denn ich hegte Zweifel an dem Gedeihen der Niederlassung. Einige Indianer, welche ich am Wälder-See verlassen hatte, waren hergekommen, um den Winter über bei mir zu bleiben; diese verließen mich jetzt, während ich noch eine Zeit lang am rothen Flusse blieb. Dort erhielt ich noch durch Wa-ge-to-te, der von Me-nau-zhe-taw-naung zurückkam, Nachricht von meinem Schwiegervater und meiner Schwiegermutter; denen waren inzwischen mehre Kinder gestorben, und sie ließen mir sagen, ich möchte kommen, um sie zu trösten.

So sprach Wa-ge-to-te in Gegenwart der Handelsleute und mehrer anderen Personen zu mir; als ich aber allein mit ihm war, sagte er: „Glaube nicht, daß Dein Schwiegervater in wohlwollender und friedlicher Absicht Dich erwartet. Als seine Kinder krank waren, wandte er sich an Ais-kaw-ba-wis, damit der sie heile; der Prophet aber sagte, nachdem er ein Cheess-suk-kon gemacht hatte, er habe Dich in seinen Kreis gerufen, und Du hättest eingestanden, daß die Kinder von Dir eine schädliche Medicin erhalten; obwohl Du damals am rothen Flusse warst. Er hat auch Deinem Schwiegervater eingeredet, Du hättest Macht über Leben und Tod seiner Kinder, und so glaubt denn die Familie Deiner Frau, gleich den meisten Indianern unserer Bande, daß Deine Medicin Schuld an allem Unglücke sey. Sey überzeugt, daß sie Dich nur rufen lassen, um Dich todt zu machen." — Ungeachtet dieses guten Rathes machte ich mich dennoch sogleich auf den Weg, denn ich wußte wohl, daß sonst die Indianer nur noch mehr in ihrem Vorurtheile bestärkt werden würden.

Ich hatte am rothen Flusse von einem Schotten ein Hemd gekauft, und dasselbe angezogen, als ich abreiste. Wahrscheinlich war dieses Kleidungsstück Ursache an einer bösen Hautkrankheit, die bald so heftig und schmerzhaft wurde, daß ich am Ufer des Be-gwi-o-nus-ko liegen bleiben mußte. Dort blieb ich einen ganzen Monat, und war während der ganzen Zeit kaum im Stande, mich zu bewegen. Gleich nachdem ich bei diesem Flusse angelangt war, hatte ich meine Hütte ganz dicht ans Ufer verlegt. Da ich nicht gehen konnte, so ließ ich mich in mein Kanot legen, und fing Fische, damit meine Familie zu essen hatte. Mehrmals blieb ich drei oder vier Tage hintereinander in meinem Kanot liegen; Nachts ließ ich mich mit einer Matte zudecken. Meine Frau war freilich auch sehr krank, aber doch nicht so arg als ich; denn sie konnte doch wenigstens immer gehen. Als ich mich etwas wohler fühlte, erprobte ich alle Mittel, deren ich nur habhaft werden konnte; am besten wirkte Schießpulver, das ich etwas anfeuchtete, und in die wunden Stellen, welche sehr groß waren, einrieb. Diese Krankheit war von den Schotten eingeschleppt worden; sie griff aber auch unter den Indianern weit um sich, und viele starben daran.

Als ich wieder hergestellt war, fuhr ich den Be-gwi-o-nus-ko aufwärts bis zu einem kleinen See, welcher denselben Namen führt; am Ufer desselben jagte ich, und erlegte viel Wild. Während ich dort mich aufhielt, traten eines Tages vier junge Männer aus unsrem Dorfe Me-nau-zhe-taw-naung in meine Hütte ein; einen davon, der über und über schwarz bemalt war, erkannte ich als meinen Schwager. Aus Kummer darüber, daß die drei anderen Kinder gestorben waren, hatte er sich entschlossen, seinen Vater zu verlassen, irgend einer Bande Krieger sich anzuschließen, und auf eine ehrenvolle Weise den Tod zu suchen. Die drei Anderen waren entschlossen, ihn nicht allein ziehen zu lassen, und begleiteten ihn deßhalb. Ich gab ihm mein Pferd, und machte mich auf den Weg, um am Wälder-See einige Tage bei meinem Schwiegervater zu verleben. Es war gerade die Jahreszeit, in welcher die wilden Gänse sich federn und nicht fliegen können. Wir tödteten also eine große Menge derselben.

Nachdem ich vier Tage lang gejagt hatte, sagte ich zu meinen Schwiegerältern: „Ich kann nicht hier bleiben, da mein

junger Bruder weinend ausgezogen ist, und doch Niemanden hat, der ihn beschützen könnte. Ich weiß, der Pfad, auf welchem er wandelt, ist gefährlich; ich will zu ihm, denn er hat die Absicht, sich einer Kriegerbande anzuschließen, um Gefahren aufzusuchen; die zeigen sich aber oft am meisten da, wo man sie am wenigsten vermuthet." Ich wußte, daß Wa-me-gon-a-biew im Stande war, über den Knaben herzufallen, und ihm ein Leid zu thun, vielleicht konnte er ihn gar tödten, unter dem Vorwande, er sey weitläufig mit dem Manne verwandt, welcher den Taw-ga-we-ninne in Mackinack verwundet hatte. Als Scha-gwaw-koo-sink meinen Entschluß und die Gründe zu demselben vernahm, wollte er mich begleiten. Bei unserer Ankunft am rothen Flusse hörten wir, daß Wa-me-gon-a-biew jenes Pferd, welches ich dem Knaben geschenkt, gestohlen hatte; auch drohte er fortwährend, ihn ums Leben zu bringen. Da ging ich sogleich zu ihm, wir kamen in Zank, und es wäre zum Handgemenge gekommen, wenn die alte Net-no-kwa nicht als Vermittlerin dazwischen getreten wäre.

Wir kamen überein, allesammt uns mit den Kris und Assinneboins zu vereinigen, um gegen die Sioux zu ziehen, und ich rieth meinem jungen Schwager, sich fortwährend vor Wa-me-gon-a-biew auf der Hut zu halten. Als wir den rothen Fluß verließen, waren unserer etwa vierzig; bald jedoch wuchs diese Zahl immer mehr an, während wir durch Dörfer und Lagerplätze der Kris und Assinneboins zogen. Schon ehe wir den Turtle Mountain erreichten, hatten wir mehr als zweihundert Mann beisammen. Während wir bei einem Dorfe der Kris lagerten, und Wa-ge-to-te mit den angesehensten Häuptlingen in demselben bei einem Gastmahle war, fing Wa-me-gon-a-biew wieder mit meinem Schwager zu sprechen an; und da seine Worte mir mißfielen, so ging ich fort und in der Nähe des Lagers umher.

Als meiner Berechnung zufolge die Häuptlinge wieder im Lager seyn mußten, kehrte ich auch dorthin zurück. Ich sah es Allen, die mich umgaben, am Gesichte an, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen war. Sogleich suchte ich den jungen Menschen auf, denn seinethalben war ich in Besorgniß; ihm war aber nichts zu Leide geschehen, und so ging ich nach meiner

Hütte zurück. Dort sah ich denn, daß mein neues Gewehr in Stücken zerbrochen war; ein alter Mann hatte es in den Händen, und suchte nach Möglichkeit den Schaden wieder gut zu machen. Ich ahnte gleich, wer gerade jetzt, zu einer Zeit, da ich es so nöthig bedurfte, mein Gewehr untauglich gemacht hatte. In der ersten Wuth ergriff ich den Lauf, und lief auf Wa-me-gon-a-biew zu, um ihn zu Boden zu schlagen; aber Wa-ge-to-te legte sich ins Mittel. Doch äußerten alle Häuptlinge laut und unverhohlen ihre Mißbilligung über diese schlechte und hämische That.

Indessen wollte ich, wenn auch mein Gewehr einmal verdorben war, doch nicht wieder umkehren, sondern mich des Laufes statt einer Keule oder Lanze bedienen; und so zog ich mit den Anderen weiter. Zwei Tage später langten wir, jetzt im Ganzen etwa vierhundert Mann, auf dem Gipfel des Turtle Mountain an; hier war der Sammelplatz für Alle, welche sich uns anschließen wollten, und jeder Berechnung nach mußte die Anzahl der Krieger, welche sich dort bereits eingefunden haben konnten, schwächer seyn, als die unseres Haufens. Wir waren daher nicht wenig erstaunt, als wir tausend Krieger der Assineboins, Kris und Dschibbeways versammelt fanden.

Wir machten in einer Entfernung von den Uebrigen Halt, und die Häuptlinge hielten Berathung, um die Begrüßungs-Feierlichkeiten zu bestimmen. Es ist Herkommen, daß die verschiedenen Haufen, welche auf ein und demselben Zuge begriffen oder mit einander verbündet sind, bei ihrem Zusammentreffen einige Schüsse wechseln, und dabei springen, heulen und schreien, als wenn sie eine wirkliche Schlacht lieferten. Dies Mal aber waren beide Banden so zahlreich, und die eine der andern dermaßen an Stärke überlegen, daß die Häuptlinge es zweckmäßig erachteten, von dem alten Brauche für dies Mal abzugehen. Matsch-a-to-ge-wub (mehre Adler, welche ruhen), der oberste Häuptling, willigte ein, daß seine jungen Leute in ihren Hütten bleiben, nur zwanzig Krieger unserer Bande das Lager begrüßen, und sich stellen sollten, als griffen sie ein Dorf an.

Es wurde nun eine große Hütte errichtet, die von ihnen in Trümmer geschossen werden sollte. Ich gehörte zu den zwan-

zig Männern, welche für diese Feierlichkeit gewählt worden waren; denn ich hatte inzwischen einem Indianer, welcher sich von uns trennte, sein Gewehr abgekauft. Nur mit Aufwand der größten Kraftanstrengung konnte ich es meinen Gefährten im Laufen, Springen, Abfeuern und Heulen gleich thun. Zwar hielten wir vier Mal inne, aber ich war doch vor Anstrengung völlig erschöpft, als wir endlich die Hütte des Häuptlings zerstörten. Während dieser Feierlichkeit wagte sich ein Mann von unserer Partei unkluger Weise, und ohne Erlaubniß ausgewirkt zu haben, in das Dorf; aber dort wurde ihm die Kleidung vom Leibe gerissen und sein Körper arg zugerichtet. Da das in aller Heiterkeit geschehen, und eine solche Behandlung mehr ehrenvoll als gehässig war, so konnte er darüber keine Klage führen.

Schon in der ersten Nacht, welche dem Tage, an dem wir uns miteinander vereinigt hatten, folgte, wurden zwei Dschibbeways getödtet; in der folgenden Nacht geschah mit zwei den Assinneboins zugehörenden Pferden dasselbe, und in der dritten Nacht wurden abermals drei todtgestochen. Wenn Leute aus so weit entfernten Gegenden und in so großer Menge zusammenkommen, dann sind natürlich immer Einige dabei, die im Herzen alten Groll nähren. Man darf keineswegs überrascht davon seyn, daß der schwache Einfluß und die unsichere Gewalt, welche den Häuptlingen zustehen, Unruhen und Blutvergießen nicht abzuwenden vermag.

Damals waren Menschen, die ganz verschiedene Denkungsart und Sprache hatten, und zum Theil aus ungemein weit entfernten Gegenden herbeigezogen kamen, dort versammelt; und von diesen vierzehnhundert Kriegern wollte keiner einen höhern Willen anerkennen, als seinen eigenen. Ich muß freilich sagen, daß sie gewöhnlich einem Häuptlinge, unter dessen Anführung sie sich auf den Weg gemacht haben, eine Art von Folgsamkeit und Unterwürfigkeit nicht versagen; in den meisten Fällen dauert dieser Gehorsam aber nur so lange, als der Wille des Häuptlings mit den Wünschen und Neigungen seiner Krieger übereinstimmt. Bei unserm Kriegerhaufen befanden sich Männer, welche ein ganzes Jahr lang unterwegs gewesen waren;

einige hatten sogar ihre Familien mitgebracht; in zweihundert Hütten befanden sich Weiber.

Bald nach diesem Zusammentreffen unserer verschiedenen Banden am Turtle Mountain nahm mich ein Kris vom Fort der Prairie als Mitglied in seine Familie auf, brachte mein Gepäck fort, und lud mich ein, bei ihm in seiner Hütte zu wohnen; er nannte mich fortwährend Ne-je (mein Freund) und behandelte mich außerordentlich gütig. Auch viele andere Krieger, die, gleich mir, keine eigenen Hütten besaßen, wurden in derselben Art von Familien aufgenommen, welche dergleichen hatten.

Es waren kaum einige Tage verflossen, da geriethen die kleinen Kinder, anfangs in geringer Zahl, miteinander in eine Art von Kampf. Unglücklicher Weise befanden sich auf der einen Seite bloß Knaben der Assinneboins und auf der andern die der Kris und Oschibbeways. Allmälich nahmen erst Jünglinge und endlich sogar Krieger Partei, und so artete das Kinderspiel zuletzt in blutigen Streit aus. Matsch-a-to-ge-wub warf sich mitten zwischen die Kämpfenden, Wa-ge-to-te und die übrigen angesehensten Häuptlinge folgten seinem Beispiele; allein die jungen Krieger schienen kaum auf sie zu achten. Ihre Hitze steigerte sich zu förmlicher Wuth, und die Häuptlinge zogen sich, vor Aerger und Furcht zitternd, zurück.

Plötzlich zeigte sich mitten im Handgemenge eine unerwartete Erscheinung. Es war ein Greis mit schneeweißen Haaren, und so krummgebeugt vom Alter, daß er nur mit Hülfe zweier Stäbe gehen konnte. Er glich mehr einem Hunde, als einem Menschen, und seine Stimme war so schwach, daß man sie in einiger Entfernung kaum vernehmen konnte. Als er aber erschien, gaben plötzlich alle Assinneboins den Kampf auf, und das Gefecht war zu Ende. Unter den vielen Verwundeten starben gleich zwei nachher; Manche waren aber so arg zugerichtet, daß sie in ihre Heimath zurückgeschickt werden mußten, und der Kampf würde noch weit blutiger ausgefallen seyn, wenn nicht die Meisten, welche sich in denselben mischten, ohne Waffen gewesen wären. Ich fragte mehrmals nach der Geschichte jenes Greises, konnte aber dessen ungeachtet nichts Genügendes über

ihn erfahren; ja es wurde mir nicht einmal gesagt, wie er hieß. Es gingen die übertriebensten Gerüchte von ihm unter uns im Schwange.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Kriegszug. — Die brennende Prairie. — Rückkehr aus dem Felde. — Das getödtete Pferd. — Das Wiedervergeltungsrecht bei den Indianern. — Heftige Kälte. — Der verurtheilte Hund. — Gebete bei Nacht. — Ein Kind wird zweimal geraubt. — Repressalien. — Urbarmachung. — Schiffbruch. — Die blauen Beeren. — Attentat einer Schwiegermutter auf ihren Schwiegersohn. — Kinder werden von ihrer Mutter verlassen. — Bau einer Hütte.

Am Abend nach diesem Vorfalle gingen die Häuptlinge im Lager umher, und sprachen mit den Kriegern. Das Wesentlichste, was sie sagten, lautete, daß es, statt hier untereinander Zank und Metzeleien anzufangen, viel besser sey, wenn wir uns gleich am nächsten Morgen gegen die Sioux in Bewegung setzten. Also wurde das Lager aufgehoben, aber freilich schmolz nun auch unsere Anzahl wie im Nu auf die Hälfte zusammen. Der Herbst (Blätterfall) war bereits sehr weit vorgerückt, und zwei Tagereisen vom Turtle Mountain überfiel uns nebst strenger Kälte ein heftiges Ungewitter; es regnete und schneite furchtbar. Zwei Pferde gingen verloren, und viele Menschen schwebten in Gefahr; indessen trugen die meisten Oschibbeways auf ihrem Rücken eine Puk-kwi von Baumrinde, und diese war so groß, daß sie drei Menschen decken konnte; sie Alle beeilten sich daher, den übrigen Kriegern zu Hülfe zu kommen, und so wurde beinahe die ganze Mannschaft geschützt.

Als dieses furchtbare Wetter eben vorüber war, hörte ich, daß Ba-gis-kun-nung mich wegen des Pferdes, welches ich ihm genommen hatte, aufsuchte. „Sehr wohl,“ sagte ich, „so viel ich weiß, hat er gegenwärtig noch zwei Pferde. Wenn er mich nur im Geringsten des Gaules wegen belästigt, so werde ich

ihm noch einen wegführen." Um Mittag etwa kam er an; aber Wa-ge-to-te, Ke-me-wun-nis-kung und mehre andere mir befreundete Männer, hielten sich bereit, ihn zurückzuhalten, sobald er es sich einfallen ließe, eine Gewaltthätigkeit zu verüben. Er trat zu mir heran, als ich eben Fleisch am Feuer zu braten im Begriffe war, stand zwei volle Stunden neben mir, und sah mich, ohne daß ein Wort über seine Lippen gekommen wäre, mit finsterm Blicke an. Dann ging er wieder wie er gekommen war.

Am andern Tage rissen zweihundert Assinneboins aus, und wurden von den Zurückbleibenden während ihres Abzuges verhöhnt; diese Beleidigungen schienen indeß ihren Entschluß nicht im Geringsten wankend zu machen. Jeden Tag liefen kleinere Banden davon, und die Häuptlinge stellten, um diesem Unfuge zu steuern, funfzig der entschlossensten jungen Krieger als Hinterhut auf; durch diese Maaßregel ward aber auch nichts gebessert.

Als wir dem Dorfe, welches angegriffen werden sollte, bis auf zwei Tagereisen nahe gekommen waren, hatten wir nur noch etwa vierhundert Mann beisammen; und am andern Morgen entschlossen sich sehr Wenige, dem Matsch-a-to-ge-wub zu folgen. Er brach um die gewöhnliche Stunde auf, und schritt allein voran; als er aber etwa eine Meile weit gegangen war, und sah, daß Niemand ihm folgte, setzte er sich auf der Prairie nieder. Von Zeit zu Zeit vereinigten sich ein Paar Krieger mit ihm; aber auf Einen, der zu ihm ging, kamen Zwanzig, welche ausrissen. Ich war mit meinem jungen Schwager allein im Lager geblieben, um zu sehen, wie das Ganze ablaufen würde. Als es sich nun ergab, daß von vierhundert Mann nur zwanzig ihrem Anführer folgen wollten, beschlossen wir, mit diesen Letzteren gemeinschaftliche Sache zu machen. Als wir kaum einige Schritte vorwärts gegangen waren, steckte einer von den Assinneboins, welche sich auf dem Rückzuge befanden, die Prairie in Brand, und dieser Umstand bewog uns Alle, den Häuptling nebst zwei Männern abgerechnet, zurückzuweichen. Der im Stiche gelassene Anführer drang bis zum Dorfe der Sioux vor, und durchstreifte die Gegend in der Nähe desselben; als er aber endlich erspähet ward, floh auch er davon, ohne Etwas gegen

den Feind unternommen zu haben. Die Sioux folgten unseren Spuren, drangen so weit vor, daß wir sie sehen konnten, beunruhigten uns aber nicht; wir langten wohlbehalten wieder bei unsern Familien an. Solchen Ausgang hatte dieser Kriegszug, zu welchem so große Vorkehrungen getroffen waren, und von dem man so wichtige Ergebnisse hoffte. Auf dem Rückzuge nahm Ke-me-wun-nis-kung dem Assinneboin, welcher die Prairie in Brand gesteckt hatte, sein Pferd weg, und schlug diesen Mann, der keinen Widerstand zu leisten wagte.

Als wir zu Pembinah ankamen, überließen sich die Krieger, wie sie es gewöhnlich zu thun pflegen, wenn sie von einem Zuge heim kommen, dem Trunke, und begingen Ausschweifungen aller Art; ich nahm Theil daran, hielt mich indessen ziemlich gut. Ich war ein wenig angetrunken, da hörte ich, wie ein Indianer sich lustig darüber machte, daß Wa-me-gon-a-biew mir mein Gewehr zerbrochen hatte. Mein Messer hatte ich gerade einem Andern geborgt, allein vor dem Feuer steckte ein zugespitzter Stab, der als Bratspieß gedient hatte; den ergriff ich und eilte dann nach Wa-me-gon-a-biew's Hütte; sein Pferd stand vor der Thür; ich rannte demselben meinen Bratspieß in die Seite, und erzählte dabei mit lauter Stimme, was Wa-me-gon-a-biew gesagt hatte, als er mein Gewehr zerbrach. Das Pferd sank auf der Stelle um, starb indessen erst am andern Tage.

Ich mußte mit fünf andern Kriegern nach dem Wälder-See zurückgehen. Sche-gwaw-koo-sink, der angesehenste Mann unserer kleinen Bande, wurde furchtsam und besorgt, und floh bei Nacht in einem Kanot davon. Ich wollte weder so schnell als er, noch am frühen Morgen abreisen, damit Wa-me-gon-a-biew nicht glauben sollte, ich hätte Furcht vor ihm. Deßhalb ging ich so lange vor seiner Hütte auf und ab, bis er und Net-no-kwa mich gesehen hatten; ich gab in ihrer Gegenwart allen meinen Freunden einen Handschlag, und ging darauf bei hellem Tage fort, um zu Sche-gwaw-koo-sink zu stoßen, der mich in den Wäldern erwartete. Wa-me-gon-a-biew führte keine Klage über den Verlust seines Pferdes; ja es ist wahrscheinlich, daß er sehr damit zufrieden war, denn ein Indianer erwartet immer Böses für Böses. Das liegt einmal in den Sitten der

Wilden; und ein Mann, der nicht Rache nehmen kann, wird unter ihnen sehr gering geachtet.

Am Muskeeg (Morast-) Tragplatze überraschte uns Schnee und Frost. Die Bäume brachen unter der Last des Reifes; aber das Wasser in den Sümpfen war noch nicht so stark gefroren, daß es uns hätte tragen können, und doch konnten auch unsere Kanots noch nicht hindurch; ja wir vermochten, trotz aller Kraftanstrengung, sie nicht einmal fortzubewegen. Wir waren hungrig und ermüdet, und hatten uns eben niedergesetzt, um zu berathschlagen, was nun wohl zu beginnen sey; da sahen wir vom Wälder-See her Indianerinnen kommen, die ihre leichten Kanots über Wasser, Eis und Schnee wegzogen; die Nässe reichte ihnen bis an die Knie; es waren meine Schwiegermutter, mein Weib und jene des Scha-gwaw-koo-sink und Ba-po-wasch's.

Die drei andern Männer setzten ihre Reise nach dem See fort, an welchem ihre Familien zurückgeblieben waren. Unsere Weiber lachten sehr auf unsere Kosten, und sagten, sie hätten uns eher für alte Weiber, wie für Männer, die von einem Kriegszuge zurückkehren, gehalten, als sie uns vor Frost zitternd in den Kanots hätten sitzen sehen; wir wären nicht einmal im Stande gewesen, dieselben aus der Stelle zu schaffen, und lediglich deßhalb, weil wir uns vor etwas Schnee und Eis gefürchtet. Sie brachten uns Getreide, Störe und andere Lebensmittel, und wir kehrten mit ihnen nach unserm letzten Lagerplatze zurück. Nachdem dort einige Tage Rast gehalten war, gingen wir nach dem rothen Flusse, um dort den Winter zuzubringen.

Damals lag kein Schnee auf der Erde, aber das Wetter war sehr kalt, und der Boden so tief eingefroren, daß gar kein Stück Wild zu schießen war. Ich ging tagtäglich auf die Jagd, aber immer vergebens; und wir waren zuletzt furchtbar ausgehungert. Endlich traf ich ein Moosethier. Ich kam ihm bis auf Schußweite nahe; da sprang mein bester Hund, den ich vorsätzlich in der Hütte zurückgelassen hatte, auf mich zu und verscheuchte das Thier. Ich kehrte zu den Meinigen zurück, lockte den Hund an die Thür, und sagte ihm, es sey seine Schuld, daß die Kinder nichts zu essen hätten; darauf tödtete ich ihn und er wurde verzehrt.

Da auch andere Familien dieselbe Noth litten, so baten mich die Indianer, eine Jagdmedicin zu machen. Ich sagte also zu Me-zhick-ko-naum, er solle hingehen, und meine Trommel holen; wies auch, ehe ich das Werk anfing, alle Mitglieder meiner Familie an, solche Stellungen einzunehmen, in welchen sie die halbe Nacht hindurch aushalten könnten; denn ehe ich fertig war, durften sie keinerlei Bewegung machen. Ich habe stets das Bewußtseyn und die Ueberzeugung gehabt, daß ich von einem höhern, unsichtbaren Wesen völlig und durchaus abhängig war; nie aber fühlte ich das stärker, als in Tagen der Noth und Gefahr. Ich begann also mit Inbrunst zu beten, denn ich war sicher, daß meine Bitten an ein Wesen gelangten, welches mich gern erhörte; ich bat es, seine Augen mitleidig auf die Leiden meiner Familie herabzulenken und Erbarmen mit ihr zu haben. Am andern Morgen tödtete ich ein Moosethier, und bald nachher waren wir, da der Schnee in dichten Flocken fiel, von aller Furcht vor Hungersnoth erlöst.

Aber Ueberfluß herrschte deßhalb noch nicht in unseren Hütten. Einst kam ich, im Jagen begriffen, einem Bären auf die Spur; meine Hunde verfolgten ihn drei Tage lang, und ich schritt unablässig hinter ihnen her; sie hatten ihn aber noch nicht eingeholt. Meine Mokassins und Beinschienen waren durchaus zerrissen, und ich sah mich dem Hungertodte nahe. Da mußte ich umkehren, und brachte nur acht Fasanen nach der Hütte. Damals trennten sich Me-zhick-ko-naum, Ba-po-wasch und die übrigen Indianer von mir; so daß ich allein in jenem Bezirke blieb, und genug Wild antraf, um meine Familie ernähren zu können. Im Anfange des Frühlings stießen meine Freunde wieder zu mir, und wir kehrten mit einander in unser Dorf am Wälder-See zurück.

Zu Me-nau-zhe-tan-nung harrten meiner schwere Unglücksfälle. Ich habe früher vergessen, ein nicht unwichtiges Ereigniß mitzutheilen, das aber in weit frühere Zeit fällt, als in die, von welcher ich jetzt rede; es geschah nämlich bald nach dem Tode meines Freundes Pe-schau-ba. Ich befand mich damals bei unseren Getreidefeldern an der Morte Rivière, als ein Oschibbeway vom rothen See, während ich abwesend war, in meine

Hütte trat, und einen meiner Söhne, einen Knaben von etwa sechs Jahren, entführte. Der Mann hieß Gi-ah-ge-wa-go-mo.

Als ich zurückkomme, sagt mir meine Frau, was vorgefallen ist. Ich laufe sogleich nach, und finde ihn etwa eine Tagereise weit entfernt. Ohne um seine Einwilligung zu fragen, nahm ich eins seiner Pferde, um meinen Sohn zurückzubringen, rieth ihm auch, künftig dergleichen bleiben zu lassen, sonst würde es ihm übel ergehen.

Als vier Monate später Schnee die Erde deckte, und ich eines Tages von der Jagd heim kam, sagte mir meine Frau, Gi-ah-ge-wa-go-mo sey wieder da gewesen, und habe den Jungen zum zweiten Male mitgenommen. Da wurde ich sehr böse, und bestieg, nachdem ich von den Leuten in meiner Hütte erfahren hatte, was für ein Pferd er ritt, meinen besten Gaul und eilte ihm nach. Das Lager der Oschibbeways war aufgehoben worden; ich folgte indessen ihrer Spur und erreichte sie bald. Da sah ich, daß der Räuber meines Sohnes und Na-na-busch eine Strecke weit hinter den Andern zurück waren, und sich in einem Gebüsche versteckt hielten, um zu sehen, was ich thun würde. Ehe ich in der Schußweite war, rief ich sie mit lauter Stimme an, um ihnen anzudeuten, daß sie von mir gesehen würden. Ich lud mein Gewehr, hielt mich jeden Augenblick schußfertig und ging an ihnen vorüber. Mein Knabe befand sich mitten unter der Bande; ohne vom Pferde zu steigen, hob ich ihn von der Erde empor, und setzte ihn vor mir hin; darauf wandte ich um, und ritt gerade auf die beiden Indianer zu. Sie waren aus dem Gehölze herausgetreten, und wollten mir den Weg verlegen, Gi-ah-ge-wa-go-mo hielt sein bestes Pferd am Halfter, und machte Miene, mich nicht durchzulassen. Da stieg ich vom Pferde, auf welchem mein Knabe sitzen blieb, behielt aber den Zügel in der Hand, und brachte nun dem Rosse meines Gegners zwei Stiche mit einem Messer bei, welches ich ausdrücklich zu diesem Behufe bei mir führte. Er schlug auf mich an, und wollte abdrücken, als ich auf ihn losstürzte, und ihm sein Gewehr aus den Händen riß. Da drohte er, mein Pferd sollte auch schon stürzen, sobald er einer Waffe habhaft geworden sey. Ich reichte ihm sein Gewehr und sagte, er möchte nun mein Pferd todtschießen; das wagte er aber nicht.

„Du hast, wie es scheint, vergessen, was ich Dir vor einigen Monaten, als Du meinen Jungen zum ersten Male raubtest, gesagt habe; ich aber vergaß es nicht, wie Du wohl siehst. Ich habe große Lust Dich zu tödten; Du bist aber so erschrocken, daß ich Dich am Leben lassen will, um zu sehen, ob Du mir mein Kind wohl noch einmal wegnimmst.“ Mit diesen Worten ging ich weg; meine Freunde wollten kaum glauben, daß ich sein Pferd todt gestochen hätte; sie tadelten mich aber keineswegs. Gi-ah-ge-wa-go-mo selbst fand es wohl ganz in der Ordnung, wenigstens habe ich nie gehört, daß er sich darüber beschwert hätte; er belästigte mich auch seit jenem Tage nie wieder. —

Gleich nach meiner Ankunft zu Me-nau-zhe-tau-nung machte ich ein Stück Land urbar; allein die Indianer, wahrscheinlich durch des Ais-kaw-ba-wis Ränke dazu aufgereizt, zeigten so viel Uebelwollen gegen mich, daß ich mich entschloß, von ihnen fortzuziehen. Als ich bereit war, abzureisen, trat ein unglücklicher Zufall hindernd dazwischen. Ich war auf einen hohen Baum gestiegen, um die Zweige abzuhauen, und wollte, nachdem ich schon fast alle herunter geworfen hatte, noch höher klettern, und den Gipfel abkappen. Aber einige der höchsten Zweige berührten den Gipfel eines andern Baumes, und der Gegenstoß schleuderte den Gipfel, welchen ich abgehauen hatte, gegen meine Brust. Ich stürzte aus einer beträchtlichen Höhe hinunter, und lag lange Zeit ohnmächtig da. Als mein Bewußtsein wieder kam, konnte ich mich kaum hörbar machen, und nur mit Mühe den Indianern andeuten, daß ich Wasser zu haben wünschte. Drei Mal fiel ich auf dem Wege nach meiner Hütte in Ohnmacht; es waren mir mehre Rippen zerbrochen, und viele Tage vergingen, ehe ich wieder ordentlich gehen konnte. Der Doctor Mac Laughlin, Handelsmann am Regen-See, hörte von diesem Unfalle, und schickte Herrn Tace, der mich nach seinem Hause am Weißfisch-See bringen sollte. Lange Zeit warf ich Blut aus, und sobald ich mich bewegte, war es mir, als wenn mir im Körper eine flüssige Wärme auf- und abstiege. Von Herrn Tace und den übrigen Gentlemen der Nordwest-Compagnie wurde ich am Regen-See sehr gut behandelt. Gegen Ende des nächsten Winters fühlte ich mich wohler; als aber

im Frühlinge warmes Wetter kam, wurde ich wieder krank und konnte nicht gehen.

Als wir im Frühjahre die langen Stromschnellen des Regen-See-Flusses hinan fuhren, schlugen unsere Kanots um, und ich mußte, meine Kinder auf dem Rücken, ans Land schwimmen. Das Kanot des Herrn Tace schlug gleichfalls um, es wurden aber alle Menschen gerettet. Wenige Tage nach diesem Vorfalle gelangten wir zum Comptoir des Doctor Mac Laughlin, und dieser Gentleman räumte mir in seinem Hause ein Zimmer ein, in welchem mich meine Kinder pflegen konnten. Ich erhielt alles, dessen ich bedurfte, und der Doctor wollte mich ein ganzes Jahr lang bei sich behalten; mich drückte aber die traurige Einsamkeit, und ich beschloß, an den Wälder-See zurückzugehen, wo mein Weib sich aufhielt; denn ich hoffte, daß des Ais-kaw-ba-wis Aufhetzereien gegen mich nun endlich vergessen seyn würden. Allein ich wurde keineswegs so aufgenommen, wie ich wünschte; indessen blieb ich doch im Dorfe, bis zum Aussäen des Getreides. Wir zogen darauf fort, um blaue Beeren einzusammeln, welche in jener Gegend sehr häufig sind. Darauf wurde wilder Reis, nachher Getreide eingeerntet, und so verging der Sommer.

Einige Zeit nach dem Blätterfalle wurde ich wieder krank; ich hatte mich von den Folgen meines Rippenbruches immer noch nicht recht wieder erholt. Damals richtete auch eine Seuche große Verheerungen unter den Indianern an. Eines Tages — ich war weder im Stande zu gehen, noch mich aufrecht zu erhalten — lag ich in meiner Hütte, während die Weiber auf dem Felde arbeiteten; da trat plötzlich meine Schwiegermutter, eine Hacke in der Hand haltend, herein, und fing an, damit auf meinen Kopf loszuschlagen. Ich konnte ihr keinen Widerstand leisten, machte auch nicht einmal den Versuch dazu, und dachte an den Tod, weil ich glaubte, mein letzter Augenblick sey da. Plötzlich hielt sie, warum, blieb mir ein Geheimniß, inne. Da ich meinen Kopf in die Decke gehüllt hatte, so waren meine Wunden nicht so gefährlich, wie ich dachte.

Späterhin kam mir Folgendes zu Ohren: Meine Schwiegermutter hatte auf dem Felde gearbeitet, an ihre Kinder gedacht, und plötzlich laut aufgeschrien. Da der Mann, welcher,

wie sie meinte, am Tode der Kleinen schuld war, sich jetzt in ihrer Gewalt befand, so war sie herbeigelaufen, um mich todt zu schlagen. Sie baute auf die Worte des Ais-kaw-ba-wis so stark, daß sie fest glaubte, ich sey Mörder ihrer Kinder. Ich wußte, wie sehr sie gegen mich eingenommen war, und verargte ihr daher das, was sie mir that, nicht so sehr, als im Gegentheile wohl der Fall gewesen wäre. Ihr hartes und böswilliges Betragen zeigte sich tagtäglich mehr, und mein Weib folgte ganz dem Beispiele der Mutter. Zum Theil rührte ihr schlechtes Benehmen auch wohl mit daher, daß ich während meiner Krankheit nicht im Stande war, sie so reichlich mit Lebensmitteln zu versehen, wie ich früher gethan hatte. Indessen kam doch allmälich, trotz der großen Leiden, welche ich erdulden mußte, meine Gesundheit wieder, auch die Kräfte stellten sich wieder ein, und bald nachher konnte ich mich mehren Indianern anschließen, welche zu einem Handelsmanne gingen.

Ich bestieg mit meinen Kindern ein kleines Kanot; mein Weib folgte nebst der Schwiegermutter in einem größern, das mit Gepäck und Vorräthen belastet war. Am ersten Tage ließ ich die Weiber zurück, und beeilte mich mit den andern Indianern, den verabredeten Lagerplatz zu erreichen. Ich nahm einige Pfähle, spitzte sie zu, und rammte sie in die Erde; die Weiber, welche die Hütte fertig machen sollten, blieben aber aus, und so hatte ich weder Decken noch Lebensmittel. Am andern Morgen schämte ich mich, den Indianern zu gestehen, daß es mir an Speise fehlte, und ich ließ meine hungernden Kinder schreien. Dieselbe Eigenliebe veranlaßte mich auch, bei meinen Gefährten zu lagern.

Ich begriff nun wohl, daß es die Absicht meiner Frau gewesen war, mich zu verlassen, und durfte demnach nicht erwarten, daß sie jetzt gleich wieder zu mir kommen würde. Also reiste ich ab, hielt jenseits der Stelle an, auf welcher die Uebrigen ihr Lager aufschlagen wollten, und schoß einen fetten Schwan, womit ich den Hunger meiner Kinder stillte. Das Wetter wurde bald sehr kalt, und ich hatte einen weiten Weg zu machen; vor allem aber besorgte ich, von den Indianern eingeholt zu werden. Meine Kinder mußten auf dem Boden des Kanots schlafen, und ich deckte sie so gut es ging mit einer Bisonhaut zu.

15 *

Der Wind fing an immer heftiger zu wehen, und die Wellen schlugen in mein kleines Fahrzeug hinein, die Kinder wurden naß und hatten viel zu leiden. Auch mich erstarrte die Kälte dermaßen, daß ich kaum im Stande war, mein Kanot zu lenken, und ich ließ es, unweit von der Stelle, wo ich landen wollte, auf eine Klippe laufen. Zum Glücke war hier das Wasser nicht tief; ich schlug das noch nicht dicke Eis durch und trug meine Kinder ans Ufer. Aber nun wäre ich beinahe mit ihnen erfroren. Mein faules Holz war durchnäßt; wie sollten wir uns trocknen? Ich schüttete mein Pulverhorn aus, und fand noch einige Körner, die trocken geblieben waren. Wir waren gerettet. Am andern Morgen bekam Herr Sayre, dessen Comptoir nicht weit entfernt lag, Nachricht durch die Indianer, daß wir uns verirrt hätten, und schickte mehre Männer ab, um mich aufsuchen zu lassen. Diese führten mich zu ihm; ich nahm einen Credit für meine ganze Familie; denn ich wußte ja nicht, ob ich so bald wieder mit meiner Frau zusammentreffen würde.

Der Häuptling dieser Gegend rieth mir, ich sollte doch nicht den ganzen Winter über in dieser Einöde bleiben; aber er hatte mir Erlaubniß gegeben, in einem kleinen, ausgewählten Bezirke zu jagen, und versprochen, Keiner solle dahin kommen dürfen, wo ich Zeichen machen und Zweige umknicken würde. Er meinte, es sey besser, wenn ich bei den Indianern bliebe, oder eine zweite Frau nähme. Freilich waren meine Kinder so klein, daß sie mir noch nicht an die Hand gehen konnten, meine Gesundheit war auch nicht die stärkste, und so war es denn allerdings, wie der Häuptling richtig bemerkte, sehr unklug, den Winter über ganz allein zu bleiben. Aber ich hörte nicht auf seinen Rath, wollte weder bei den Indianern leben, noch ein zweites Weib nehmen; ich bahnte also einen Fußpfad in meinem Winterbezirke, schleppte Alles zusammen, was ich besaß, nahm meine Kinder mit und machte mich auf den Weg. Meine Tochter Martha war damals erst drei Jahre alt, und die übrigen waren auch noch klein. Nach drei Tagen erreichte ich meinen Bezirk, gerieth aber bald in große Noth, aus der mich erst eine Jagdmedicin erlöste.

Ich hatte keine Matten oder Puk-kwi zu einer Hütte; also mußte ich eine solche aus Baumzweigen und hochgewachsenem

Kraute bauen. Ich bereitete Moosethierhäute zu, verfertigte auch für mich und meine Kinder Schneeschuhe, Beinschienen, und Mokassins; fällte Holz, bereitete das Mahl; aber alle diese Arbeiten hielten mich mehrmals ab, auf die Jagd zu gehen, und so litten wir zuweilen Mangel. Des Nachts arbeitete ich an meiner Hütte, bei Tagesanbruch holte ich Holz, oder besorgte etwas anderes draußen; besserte auch manchmal meine und meiner Kinder Schneeschuhe aus. Den ganzen Winter über kam ich Nachts nur selten zur Ruhe.

Dieses Leben führte ich bis zum Frühling; dann besuchte mich ein junger Mensch, Namens Se-bis-kuk-gu-un-na (starke Schenkel, ein Sohn des Waw-zhe-kwaw-maisch-koon, welcher kurze Zeit vorher gestorben war. Er befand sich, gleich seinen übrigen Gefährten, die in einer geringen Entfernung von mir lagerten, in einem sehr elenden Zustande. Meine Hunde waren so gut abgerichtet, daß sie die Hälfte eines Moosethiers fortziehen konnten; ich vertraute sie ihm an, gab ihm eine starke Ladung Fleisch, und sagte, er möchte mit seinen Freunden nur zu mir kommen. Drei Tage nachher langten sie an; ihr Hunger war durch das Fleisch, welches ich ihnen geschickt hatte, gestillt, aber sie sahen Alle recht erbärmlich aus, und wären gewiß allesammt verhungert, wenn sie mich nicht gefunden hätten.

Dreißigstes Capitel.

Zähes Leben einer Otter. — Der Iltis und der weiße Kranich. — Feindschaft zwischen den beiden Pelzhandel-Compagnien. — Hinterlist und Mord. — Lord Selkirk. — Das Fort William wird genommen. — Tanner faßt den Vorsatz, ins civilisirte Leben zurückzutreten. — Zieht mit den Weißen ins Feld. — Weiße Gefangene. — Die Mestizen.

Der Frühling nahte und wir gingen an den Wälder-See zurück; als wir an sein Ufer gelangten, fanden wir ihn noch

mit Eis bedeckt. Wir standen am Strande, da sah ich in der Ferne eine Otter über das Eis gehen. Die Indianer hatten mir oft gesagt, daß selbst der stärkste Mann keine Otter tödten könnte, wenn er dabei nicht eine Waffe zu Hülfe nähme. Pe-schau-ba und Andere, die eben so rüstige Jäger als starke Männer waren, hatten mich versichert, das sey ganz wahr; ich zweifelte aber noch, und wollte jetzt die Sache selbst versuchen. Ich fing die Otter, und mühte mich länger als eine Stunde ab, schlug und trat sie, sprang ihr auf den Leib, aber Alles war vergeblich. Dann wollte ich das Thier mit meinen Händen erwürgen; es zog aber den Hals ein, schöpfte durch meine Finger hindurch etwas Athem, und ich mußte endlich zugestehen, daß man es ohne irgend eine Waffe nicht todt machen könne.

Es giebt noch mehre andere, scheinbar sehr schwache Thiere, welche ein eben so zähes Leben haben. Einst wollte ich, auf einem Kriegszuge begriffen, aus Großprahlerei einen Iltis mit den bloßen Händen umbringen; es hätte dieses aber sehr schlecht für mich ablaufen können. Denn eine Flüssigkeit, die er mir ins Gesicht sprützte, verursachte eine höchst schmerzhafte Entzündung, und die Haut löste sich ab. Auch der weiße Kranich ist ein gefährliches Thier, wenn man ihm zu nahe kommt, und theilt manchmal mit seinem spitzigen Schnabel tödtliche Wunden aus.

Nachdem ich jene Otter auf die Seite geschafft hatte, verfolgte ich einen Bären. Damals hatte ich drei Hunde, alle von guter Raçe; Herr Tace hatte sie mir geschenkt, und der eine war noch sehr jung. Diesen ließ ich in meiner Hütte zurück; er hatte sich aber losgemacht, kam mir nach, biß die übrigen zurück, und rannte gerade auf den Bären los. Das ergrimmte Thier packte ihn mit den Zähnen und schleppte ihn eine Meile weit fort. Da konnte ich an dasselbe kommen und erlegte es.

Der Wälder-See verliert seine Eisdecke immer erst spät im Frühlinge. Als ich mit dem Sohne Waw-zhe-kwaw-maisch-koon's im Dorfe ankam, litten die Indianer bereits einige Zeit großen Mangel an Lebensmitteln. Ich hatte welche in meinem Kanot, beeilte mich aber nicht sehr, sie zu vertheilen. Am Tage nach meiner Rückkehr kam auch meine Frau mit ihrer

Mutter an; sie lachte, als sie mich sah, und wollte wieder, wie vormals, bei mir leben. Sche-kwaw-koo-sink und Ais-kaw-ba-wis waren auch beide da, und immer noch sehr gegen mich eingenommen; ich nahm mir jedoch vor, auf ihre böswilligen Ränke nicht im Mindesten Rücksicht zu nehmen.

Während wir mit Feldarbeiten beschäftigt waren, schickten die Handelsleute der Nordwest-Compagnie Boten an alle Indianer, ließen Geschenke an sie austheilen, und luden Jedermann ein, einen Angriff gegen die Niederlassung der Hudsonsbay-Gesellschaft am rothen Flusse mitzumachen. Diese Streitigkeiten unter Menschen von ein und derselben Farbe schienen mir unnatürlich, und ich mochte keinen Theil daran nehmen, obwohl ich lange Zeit mit der Nordwest-Compagnie Geschäfte gehabt hatte, und mich gewissermaßen als zu derselben gehörend betrachtete. Viele Indianer leisteten dieser Aufforderung Folge, und es wurden viele Mordthaten und Grausamkeiten begangen. Auf Seite der Nordwest-Compagnie standen viele Mestizen, unter denen sich ein Banden-Häuptling, Namens Grant, auszeichnete; mehre zur Hudsonsbay-Compagnie gehörende Männer wurden im offenen Kampfe getödtet, und Andere, nachdem sie Gefangene geworden waren, ums Leben gebracht.

Ein Herr Macdonald oder Macdolland [1]), den man Gouverneur der Hudsonsbay-Gesellschaft nannte, fiel in einen Hinterhalt, den ihm ein Diener der Nordwest-Compagnie, Herschel oder Harshield gelegt hatte. Dieser Mann warf seinen Gefangenen in ein Kanot, in welchem sich auch einige Franzosen und ein Halbblütiger befanden. Diesen befahl er, sie sollten den Mann umbringen und darauf ins Wasser werfen. Der Mestize, er hieß Maveen, wollte das auch thun, allein die Franzosen litten es nicht, und so wurde er auf einer kleinen Felseninsel ausgesetzt, ohne Hoffnung von dort entfliehen oder sein Leben

---

1) Wahrscheinlich bezieht sich diese Erzählung auf die Ermordung eines gewissen Keveny; Karl von Reinhard und Archibald Mac-Lellan wurden deßhalb 1818 in Quebec vor Gericht gestellt, und der Erstere zum Tode verurtheilt; er war am schwersten gravirt; außerdem auch ein gewisser Mainville und der Indianer Jose oder Joseph, der Sohn des weißen Rebhuhns. Tanner hat wahrscheinlich die Namen verstümmelt.

Anm. d. amerikan. Herausgebers.

fristen zu können. Indessen trafen ihn dort zufällig einige Muskegoes an, und gaben ihm die Freiheit wieder. Als Herr Harshield dieses vernahm, schlug er die Franzosen, und schimpfte sie aus, weil sie den Gouverneur, der doch in ihrer Gewalt gewesen sey, nicht getödtet hätten; auch wurden sogleich Männer ausgesandt, die ihn verfolgen und wo möglich wieder gefangen nehmen sollten. Diese wurden in der That seiner habhaft, und lieferten ihn an den Mestizen und einen alten Soldaten aus, der seiner Grausamkeit wegen bekannt war. Diese beiden Menschen ermordeten Jenen auf eine so schauderhafte, ekelerregende Weise, daß ich es hier nicht erzählen kann, und legten dann dem Herrn Harshield Rechenschaft ab, von dem, was geschehen war.

Als die Niederlassung am rothen Flusse niedergebrannt worden, und die Hudsonsbay-Gesellschaft aus jener Gegend vertrieben worden war, besetzten die Indianer und Mestizen der Nordwest-Compagnie eine Stelle am Ausflusse des Winnipeg-See's, Sah-gi-uk genannt, um von dort aus jeglichen Agenten der Hudsonsbay-Gesellschaft, der auf diesem Wege ins Land zu kommen den Versuch machen wollte, zurückzutreiben. Mein Schwager Ba-po-wasch ward es endlich müde, dort länger zu darben, und kam in unser Dorf zurück, in welchem ich allein zurückgeblieben war. Ich wollte, wie schon gesagt, keinerlei Antheil an diesem Streite nehmen. Unterwegs begegnete er einem Herrn Macdolland von der Hudsonsbay-Compagnie, der mit Herrn Bruce, seinem Dolmetscher, ins innere Land wollte. Dieser Letztere war von der Lage der Dinge besser unterrichtet, und äußerte große Besorgnisse, welche indessen sein Gefährte für übertrieben hielt. Herr Bruce, welcher den Ba-po-wasch kannte, stellte sich, als gehöre er zur Nordwest-Compagnie, und ließ sich von ihm über Alles unterrichten, was vorgegangen war. Als Herr Macdolland sich nun selbst von Allem überzeugte, willigte er ein, umzukehren, und das hat ihm wahrscheinlich sein Leben gerettet.

Nun besuchte mich Herr Macdolland zu Me-nau-zhe-taunung, und hörte von mir, daß Alles gegründet sey, was Ba-po-wasch erzählt habe. Da eilte er möglichst schnell nach dem Wasserfall Sainte Marie, wo er Lord Selkirk traf, der eben

die Angelegenheiten der beiden auf einander eifersüchtigen Compagnien regulirt hatte. 1)

Ich führte in jenem Sommer, wie gewöhnlich, ein sehr ruhiges Leben; abwechselnd jagte ich, oder verrichtete Feldarbeiten, erntete wilden Reis ein und fischte. Als ich aus den Reisgründen zurückkam, machte ich auf einer kleinen Insel Halt, und ruderte gegen den Regen-See hinauf, um einen Bären zu erlegen, dessen Höhle mir bekannt war. Ich schoß ihn nieder, kam spät in der Nacht zurück, und streckte mich in meiner Hütte auf das Lager, um einzuschlafen. Da hörte ich eine Stimme an meiner Thür, und erkannte bald, daß es jene des Herrn Harshield war. Mir wurde sogleich klar, daß er Jemand verfolgte. Er hatte aus der Ferne ein Licht schimmern sehen, und geglaubt, es scheine im Lager des Lord Selkirk. Mit aller Behutsamkeit, die sonst nur indianischen Kriegern eigen ist, mußte er sich meiner Hütte nahe geschlichen haben, sonst würde er von mir bemerkt worden seyn.

Er sagte mir nicht gleich auf der Stelle, daß er die Absicht hege, den Lord Selkirk zu tödten; ich kannte aber ihn und seine Genossen zu gut, als daß ich Mühe gehabt hätte, ihren Plan zu durchschauen; begriff auch sogleich, weßhalb er mich überreden wollte, mit ihm an den Regen-See zu gehen. Da er endlich fand, daß seine Andeutungen und halbvertraulichen Eröffnungen ihren Zweck völlig verfehlten, sagte er es endlich ganz offen heraus, daß es sein Wille wäre, Lord Selkirk niederzuschießen, einerlei, wo er denselben antreffen würde; dann ließ er seine Kanots kommen und zeigte sie mir; in jedem saßen zehn kräftige, zu Allem entschlossene, wohlbewaffnete Männer. Zuletzt versuchte er noch einmal seine Ueberredungskunst an mir, aber auch dies Mal vergeblich.

Nachdem er mich verlassen hatte, begab er sich zum Comptoir des Herrn Tace am Regen-See; aber dieser Gentleman war weniger als er zu gewaltsamen Maßregeln aufgelegt, und veranlaßte ihn, ohne Weiteres in seine Heimath zu gehen. Ich weiß nicht, welche Gründe Herr Tace geltend machte; allein

1) Lord Selkirk hatte 1814 eine ungeheure Strecke Landes am rothen Flusse von der Krone zu Lehen erhalten, und wollte sie kolonisiren.

so viel ist gewiß, zwei Tage später nahm Herr Harshield seinen Weg nach dem rothen Flusse, und ließ den Soldaten, welcher im vergangenen Jahre gemeinschaftlich mit Maveen den Gouverneur ermordet hatte, in den Wäldern in einem Verstecke zurück. Wir wußten nicht recht, welcher Art die Verhaltungsbefehle waren, die jener Mensch erhalten hatte; es mußte ihm aber in den Wäldern nicht gefallen, denn vier Tage nachher kam er zurück.

Inzwischen hatte Lord Selkirk das Fort William, welches damals Herr Mac Gillivray für die Nordwest-Compagnie besetzt hielt, genommen, und schickte von dort aus einen Offizier nebst Soldaten ab, um vom Comptoir des Herrn Tace Besitz zu nehmen. In diesem letzten fand man jenen Soldaten, welcher den Gouverneur Macdolland ermordet hatte. Er wurde, nebst einigen anderen, welche nach der Uebergabe des Fort William eine Meuterei angezettelt hatten, nach Montrèal gebracht, und kam dort, wie ich später erfahren habe, an den Galgen.

Um diese Zeit faßte ich den Entschluß, das Land der Indianer zu verlassen, und in die vereinigten Staaten zu gehen. Ais-kaw-ba-wis hatte die Indianer durch seine Ränke gar zu sehr gegen mich aufgereizt, und ich hatte gar zu viel Widerwärtiges auszustehen, besonders von Seiten der Familie meines Schwiegervaters. Herr Bruce, dem ich damals begegnete, gab mir werthvolle Nachweisungen und guten Rath; er war ein vielgereister Mann, und hatte weit mehr Weiße gesehen als ich. Was er mir sagte, ermuthigte mich; der Krieg von 1812 war damals beendigt, und es stand also der Rückkehr in mein Geburtsland kein wesentliches Hinderniß mehr entgegen.

Ich hatte wilden Reis in Menge, und auch die Kornernte war ergiebig ausgefallen. Da ich mich an den Regen-See begeben, und dort den Winter zubringen wollte, so nahm Herr Bruce, welcher dieselbe Richtung einschlug mir zwanzig Sack Getreide mit, und ich machte mich dann mit meiner Familie auf den Weg. Unfern vom Comptoir am Regen-See glaubte ich Herrn Tace zu treffen, denn ich wußte noch nichts von Allem, was vorgefallen war; ich fand aber statt seiner jenen Hauptmann, dessen ich früher erwähnt habe. Er behandelte mich sehr achtungsvoll, und bedauerte, mir kein Geschenk machen

zu können; denn Alles, was in den Magazinen der Nordwest-Compagnie vorräthig gewesen, war bereits an die Indianer ausgetheilt worden.

Nachdem ich mich mehrmals mit ihm unterhalten hatte, gelang es ihm, mir die Ueberzeugung beizubringen, daß in diesem Streite das gute Recht auf Seiten der Hudsonsbay-Compagnie sey, oder vielmehr, daß diese von der britischen Regierung Genehmigung erhalten habe. Er versprach, mir meine Rückkehr in die vereinigten Staaten möglichst zu erleichtern, machte mir werthvolle Geschenke, behandelte mich gut, versprach mir Vieles, und ich willigte endlich ein, ihn nebst seinen Truppen, zum Comptoir der Nordwest-Compagnie, welches an der Mündung des Assinneboin lag, zu führen. Die Kälte wurde bereits sehr merklich, aber Capitain Tussenon, (denn das war, so viel ich mich entsinnen kann, sein Name,) sagte, sein Trupp könne nicht am Regen-See leben, und wir mußten nothwendig gleich nach dem rothen Flusse aufbrechen.

Ich bildete, nebst zwanzig Mann, die Vorhut, und wir kamen an den Be-gwi-o-nus-ko-Sah-gie-gun (den Binsen-See), von wo die Pferde zurückgeschickt wurden. Dort stieß der Capitain mit funfzig Mann zu uns, und wir verfertigten Schneeschuhe. Sche-gwaw-ku-sink, Me-zhick-ko-naum und andere Indianer wurden als Jäger für uns angeworben. Wir hatten viel wilden Reis, und waren hinlänglich mit Lebensmitteln versehen, aber der Zug über die mit tiefem Schnee bedeckte Prairie währte lange, und als uns das Fleisch ausging, zeigten sich unter den Soldaten Spuren von Meuterei; doch kam eine solche nicht zum Ausbruche. Am vierzigsten Tage nach unserer Abreise vom Regen-See langten wir am rothen Flusse an, und besetzten das Fort an der Pembinahmündung ohne Widerstand zu finden; wir fanden nur Weiber, Kinder und einige französische Greise darin.

Von Pembinah aus, wo ich meine Kinder zurückließ, gelangten wir in vier Tagen an den Assinneboin, da wo er noch etwa zehn Meilen von seiner Mündung entfernt ist; vorher waren wir unweit von diesem Puncte über den rothen Fluß gegangen. Dort stieß Be-gwa-is, einer der angesehensten Oschibbewayhäuptlinge nebst zwölf jungen Leuten zu uns. Unser

Hauptmann-Gouverneur, der den Zug mitmachte, schien darüber in Verlegenheit zu seyn, auf welche Weise er sich des Comptoirs, das von der Nordwest-Compagnie, an der Mündung des Assinneboin besetzt gehalten wurde, bemächtigen sollte; indessen wußte er, daß höchstens zwölf Mann dasselbe vertheidigten.

Er hielt eine Berathung mit Be-gwa-is, und dieser meinte, es sey am besten, geraden Wegs auf das Fort loszugehen; denn das würde wohl hinreichen, um die Besatzung so einzuschüchtern, daß sie an keinen Widerstand denken würde. Als Capitain Tussenon mich am Regen-See angeworben hatte, versprach ich, ihn von dort aus, bis an die Thür von Herrn Harshield's Schlafgemach zu führen; ich war auch im Stande mein Versprechen zu halten, und daher kränkte es mich, daß ich von jenen Berathungen gänzlich ausgeschlossen blieb.

Als wir uns während der Nacht nur noch unweit vom Fort befanden, äußerte ich meinen Unwillen gegen Loveson Nowlan, den Dolmetscher, welcher das Landrecht gut kannte, und im Fort einen halbbürtigen Bruder hatte, der als Diener unter Herrn Harshield stand. Wir beide lagen allein an einem Feuer und kamen bald zu der Ueberzeugung, daß wir recht gut die Besatzung überraschen und das Fort nehmen könnten; beschlossen daher das Wagstück zu unternehmen, und einige Soldaten aufzufordern, mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen. Hügel und Gesträuch, welche uns dem Blicke der Männer im Fort hätten verbergen können, gab es in der Umgegend nicht; allein die Nacht war dunkel, und so kalt, daß wir überzeugt seyn konnten, der Feind würde sich nicht sehr auf der Hut halten. Wir verfertigten eine indianische Leiter, das heißt: wir nahmen einen Baum, hieben die Aeste in einiger Entfernung vom Stamme ab, so daß Zacken blieben, auf welche wir die Füße setzen konnten; lehnten den Stamm gegen die Mauer und gelangten so auf das Dach der Schmiede; von dort stiegen wir mit der größten Behutsamkeit Einer nach dem Andern auf die Erde, suchten unsere Feinde auf, und waren vorsichtig genug zwei oder drei wohlbewaffnete Männer vor die Thüren der Gemächer zu stellen, in welchen sie sich befanden. Sie konnten sich

also nicht vereinigen und waren verhindert mit gesammter Kraft zu handeln.

Erst bei Tagesanbruch fanden wir Harshield's Schlafkammer, als er uns im Fort sah, stürzte er auf seine Waffen zu, und wollte Widerstand leisten; wir wurden aber mit leichter Mühe seiner Herr, und banden ihn; als er schimpfte und Schmähungen ausstieß, befahl uns der Gouverneur, welcher eben mit dem Capitain herbeieilte, wir sollten ihn nur in den Schnee werfen; er würde sich dann schon beruhigen. Das Wetter war indessen so kalt, daß wir ihn nicht lange liegen lassen durften, sonst wäre er gewiß erfroren; brachten ihn also wieder herein, und legten ihn ans Feuer.

Als er mich unter den Umstehenden erblickte, ahnete er wohl, daß ich den Führer bei der ganzen Angelegenheit gemacht hatte, und überhäufte mich mit Vorwürfen, weil die Beweise von Wohlwollen, welche er seiner Behauptung zufolge, mir gegeben, ganz in Vergessenheit bei mir gerathen wären. Ich dagegen hielt ihm vor, daß er zum Mörder an Leuten seiner eigenen Farbe geworden sey, und sagte, eben seine vielen Verbrechen und Mordthaten hätten mich veranlaßt, einen solchen Schritt gegen ihn zu unternehmen. „Als im vorigen Jahre die Blätter fielen," sagte ich endlich, „bist Du in meine Hütte gekommen, und wenn ich Dich gut aufnahm, so geschah es nur, weil ich nicht wußte, daß Blut Deiner Landsleute Dir an den Händen klebt; ich sah nicht die Asche der Häuser, in welchen Du Deine Brüder am rothen Flusse hast verbrennen lassen." Dessen ungeachtet ließ er nicht ab, auf mich, die Soldaten und alle Menschen, die ihm nahe kamen, zu schimpfen und zu schmähen.

Von den Gefangenen, welche wir im Comptoir machten, behielten wir nur drei Männer im Gewahrsam; Herrn Harshield nämlich, den Mestizen Maveen, weil dieser den Mord an dem Gouverneur der Hudsonsbay begangen hatte, und einen Handelsdiener. Die andern wurden ohne weiter belästigt zu seyn, entlassen. Joseph Cadotte, Nowlan's Halbbruder, suchte ganz demüthig und unterwürfig sein Betragen zu vertheidigen; er versprach, falls er freigelassen würde, sich auf seinen Jagdbezirk zurückzuziehen, und gar nicht mehr in die Angelegenheiten

der Kaufleute zu mischen; er wurde auch wirklich losgelassen. Aber er hielt sein Wort nicht, sondern eilte nach dem Comptoir am Moose-River, versammelte etwa vierzig bis funfzig Mestizen, und kam mit diesen zurück, um seine Stelle wieder einzunehmen; der Trupp hielt sich jedoch stets eine Meile weit von uns entfernt, und lagerte in unserer Nähe.

Einunddreißigstes Capitel.

Die Feindseligkeiten werden fortgesetzt. — Europäische Justiz. — Die Sioux werden zusammenberufen. — Zwei Sioux verlieben sich in zwei gefangene Ofchibbeway-Weiber. — Der Friede wird gebrochen. — Rede des Lord Selkirk. — Tanner faßt abermals den Vorsatz, in die vereinigten Staaten zurückzukehren. — Indianer sterben Hungers.

Nach Verlauf von zwanzig Tagen ging ich wieder zu meiner Familie nach Pembinah, und nachher mit Wa-ge-to-te auf die Prairien, um Bisons zu jagen. Da sagte man mir, daß die meisten Mestizen im Lande äußerst erbittert auf mich wären, weil ich Partei gegen die Nordwest-Compagnie genommen hätte; ja einige Männer versicherten mich, es seyen Anschläge auf mein Leben gemacht worden. Ich entgegnete aber, sie müßten im Schlafe über mich herfallen, etwa so wie ich es mit Harshield und seinen Gefährten gemacht hätte; sonst fürchtete ich nichts. Allerdings schlichen mehrmals Männer in feindseligen Absichten um mich herum; ich entging jedoch glücklich allen Gefahren.

Die übrige Zeit in jenem Winter brachte ich bei den Indianern zu, und kehrte im Frühlinge an den Assinneboin zurück. Damals kam dort auch Lord Selkirk vom Fort William an. Herr Cumberland und ein anderer Handelsdiener der Nordwest-Compagnie fuhren in einem Kanot vorüber, flußaufwärts. Da

sie beim Fort nicht anhielten, so sandte Lord Selkirk ihnen ein Kanot nach; sie wurden gefangen genommen und eingekerkert.

Die Beamten des Comptoirs am Moose-River, welches der Nordwest-Compagnie gehörte, fuhren nachher stromabwärts, wollten aber aus Furcht nicht über das Fort hinausrudern, und lagerten sich diesseits, in einiger Entfernung von demselben. Damals versammelten sich die Indianer aus den entfernteren Gegenden; sie hatten bisher noch nichts von allen jenen Unruhen und Veränderungen gehört, und waren jetzt höchlich überrascht, als sie das Fort nicht mehr im Besitze der Handelsleute fanden, mit welchen sie bis dahin verkehrt hatten.

Gegen Sommersanfang ließ der Richter Codman einen Brief bekannt machen, und versprach dem zweihundert Dollars Belohnung, welcher drei bei den letzten Unruhen sehr betheiligte Mestizen einfangen und ausliefern würde. Es waren Grant, Häuptling der Mestizen von der Nordwest-Compagnie, Joseph Cadotte und einer Namens Assinneboin. Alle drei wurden von Leuten aus unserm Fort, mit welchen der Dolmetscher Nowlan auszog, gefänglich eingebracht, aber losgelassen, als sie das Versprechen gaben, wieder zu kommen, sobald der Richter erscheinen würde. Kaum waren unsere Leute wieder im Fort, da stellte sich Assinneboin, und zeigte an, Grant und Cadotte wären entflohen, sobald Nowlan mit den Seinigen den Rücken gekehrt hätte. Sie waren zu den Assinneboins gegangen, und erschienen erst wieder, als man sie gefangen genommen hatte, um vor dem Richter Rede zu stehen. Der Mann, welcher sich freiwillig wieder gestellt, erhielt Verzeihung.

Lord Selkirk wartete schon lange Zeit auf die Ankunft des Richters, der über das Schicksal der Gefangenen, welche schwerer Verbrechen angeschuldigt wurden, entscheiden, auch in Bezug auf die Ansprüche der beiden rivalisirenden Pelzcompagnien ein Endurtheil fällen sollte. Der Lord wurde täglich ungeduldiger, und sandte einen Boten mit Lebensmitteln und Geschenken nach Sah-gi-uk. Derselbe hatte Befehl so lange weiter zu gehen, bis er endlich den Richter antreffen würde. Aber jenseits Sah-gi-uk, bei einem Comptoir der Nordwest-Compagnie wurde dieser Mann gefangen genommen, und von einem Agenten, Namens Black sehr geschlagen und mißhandelt; weil aber inzwischen

der Richter angelangt war, so entfloh Black mit einem andern Handlungsdiener, Mac Cloud, und ging zu den Indianern. Als der Richter Codman sie aufsuchen ließ, waren sie nirgends zu finden.

Die Einleitung zum Processe währte lange, nach und nach wurden viele Gefangene losgelassen, Herr Harshield aber und der Mestize Maveen mit Ketten belastet, und sorgfältig bewacht. Der Richter hatte sein Zelt gleichweit vom Fort, wie vom Lager der Norwest-Compagnie aufgeschlagen, wahrscheinlich um zu zeigen, daß er völlig unparteiisch verfahre.

Als ich eines Morgens an der Thür des Fort stand, sah ich den Richter, einen großen, dicken Mann, auf mich zu kommen, er war von Herrn Mackenzie, einem Mestizen Namens Cambell, und einem alten Naudoway-Indianer begleitet. Sie gingen ins Fort, von Gemach zu Gemach, und kamen endlich in das des Lord Selkirk. Cambell folgte dem Richter, hielt ein Papier in der einen Hand, und legte die andere dem Lord auf die Schulter; dabei sprach er einige Worte, welche ich nicht verstand. Dann folgte eine Unterredung, die mir auch vollkommen unverständlich blieb; ich bemerkte aber, daß Herr Mackenzie und Cambell sich den ganzen Tag in unserer Nähe aufhielten. Gegen Einbruch der Dunkelheit sagte mir Nowlan, der Richter hätte die Nordwest-Compagnie in eine beträchtliche Geldstrafe verurtheilt; ich weiß aber nicht, ob sich dieselbe auf dreihundert oder dreitausend Dollars belief; Lord Selkirk wurde freigelassen. Nun reisten Herr Mackenzie und Cambell ab; wurden aber von der Agentur der Hudsonsbay-Compagnie arg verhöhnt. Der Richter blieb bei Lord Selkirk, und speiste mit ihm.

Der Oberst Dickson, welcher sich damals am rothen Flusse aufhielt, sandte einen Boten zu den Sioux, weil es für zweckmäßig erachtet wurde, sie zusammenzuberufen, damit sie von dem jetzigen Stande der Dinge unterrichtet würden. Im vergangenen Winter waren zwei Dschibbewayweiber, nach der Abreise von Pembinah aus dem Lande der Sioux zurückgekommen, und hatten den Männern ihres Volkes Friedenspfeifen mitgebracht. Diese beiden Frauen waren Gefangene gewesen, die

Botschaft selbst, und daß sie freigelassen worden waren, betrachtete man als Pfänder friedlicher Absichten.

Eine dieser Frauen hatte sich mit einem Siou verheirathet, und ihr neuer Mann war ihr sehr zugethan. Als sein Volk entschieden hatte, daß die Frau in ihre Heimath zurückgeschickt werden sollte, ließ er ihrem Dschibbeway-Gemahle dasjenige von seinen übrigen Weibern, welches demselben am besten gefallen würde, zum Tausche anbieten. Dieser wurde jedoch nicht angenommen, und es fand sich Niemand, der den Sioux eine Antwort überbringen wollte. Endlich bot Herr Bruce, der Dolmetscher, seine Dienste an. Diese Unterhandlung, so wenig auch dem Anscheine nach dadurch bewirkt wurde, hatte die Gemüther der Sioux doch auf die Botschaft des Herrn Dickson einigermaßen vorbereitet, und sie sandten zwanzig Krieger mit zwei gefangenen Dschibbeways ab, welche in Freiheit gesetzt werden sollten.

Der eine Gefangene war ein junges Weib, Tochter des Gitsche-ope-zhe-ke (der dicke Bison). Sie hatte sich ebenfalls unter den Sioux vermählt, und ihr junger Mann, einer der zweiundzwanzig Abgesandten, war sterblich verliebt in sie. Die Häuptlinge seiner Partei wollten, da sie eben abzureisen im Begriffe waren, ihn überreden, sie aufzugeben; er blieb aber hartnäckig und wollte nichts davon hören. Sie sahen sich endlich genöthigt, ihn zu verlassen, obgleich er augenscheinlich nur mit Gefahr seines Lebens unter den Dschibbeways sich aufhalten konnte. Als seine Gefährten sich entfernt hatten, irrte er zwischen unseren Hütten umher, und schrie wie ein Kind. Sein Zustand dauerte mich, und ich lud ihn ein, in meine Hütte zu kommen; freilich hinderte mich die Verschiedenheit unserer Sprachen, ihm alle meine Gedanken verständlich zu machen; ich suchte ihn aber dadurch zu trösten, daß ich ihm andeutete, er könne selbst unter den Dschibbeways Freunde finden. Am andern Morgen entschloß er sich, seinen Gefährten zu folgen und mit ihnen in die Heimath zurück zu gehen. Demnach verließ er uns, und folgte zwei- oder dreihundert Schritte ihren Spuren; dann aber warf er sich auf die Erde, schrie, und wälzte sich umher wie ein Wahnsinniger. Endlich trug seine Leidenschaft für das Weib den Sieg über die Liebe zur Heimath davon; er setzte sein Leben auf's Spiel,

und kam zu uns zurück. Bald aber hörten wir, einige Dschibbeways hätten gesagt, sie wollten ihn tödten; auch wußten wir recht gut, daß er jedenfalls häufigen Angriffen ausgesetzt war, so lange er bei uns blieb. Wa=ge=to=te und Be=gwa=is, unsere Häuptlinge, beschlossen daher, ihn zurück zu schicken; wählten acht Männer aus, auf welche sie sich verlassen konnten, und diese sollten ihn, nach der Grenze seines Landes zu, etwa eine Tagereise weit fortschaffen. Er ließ sich ziehen und mußte geschleppt werden bis an den Assinneboin; dort begegneten uns zweihundert Indianer, welche mit jenem Flusse einen und denselben Namen führen. Der junge Siou war so vorsichtig gewesen, sich wie ein Dschibbeway zu kleiden; als uns nun der Häuptling jener Assinneboins fragte, wohin wir wollten, ward geantwortet, wir wären von unseren Häuptlingen auf die Bisonjagd geschickt.

Dieser Häuptling hieß Ne=zho=ta=we=nau=ba und war ein guter Mann; der Schreck, welcher sich des jungen Siou bemächtigte, verrieth ihm, daß wir gelogen hatten; er wollte es aber nicht bemerken; ja er stellte sich so, daß die Aufmerksamkeit seiner Krieger von dem Fremden abgelenkt wurde, bis wir vorüber waren. Dann redete er den Siou in seiner Sprache an, und sagte: „Fliehe, junger Mensch, und denk daran, daß wenn Du auf dem Zuge nach Deiner Heimath überfallen wirst, nur wenige Dschibbeways oder Assinneboins nicht Lust haben möchten, Dir das Leben zu rauben." Der junge Siou ließ sich das nicht zweimal sagen und lief fort, aber fing, als er kaum hundert Schritte von uns entfernt war, wieder an zu seufzen und zu schreien; doch hörten wir später, er habe sich zu Pembinah mit seinen Landsleuten vereinigt, und sey mit ihnen wohlbehalten in der Heimath wieder angelangt.

Es ward über diesen Frieden zwischen den Sioux und Dschibbeways viel hin und her gesprochen. Der Oberst Dickson sagte, die Sioux würden gewiß nicht zuerst den Vertrag brechen, und nichts ohne seine ausdrückliche Beistimmung zu thun wagen. Eines Tages, da er sich gerade des Einflusses, welchen er auf sie übe, rühmte, kam ein Dschibbeway=Häuptling, von vierzig Mann begleitet, und wies blutbefleckte Pfeile vor; er hatte sie aus den Leichnamen mehrer Landsleute gezogen, die kürzlich von

Sioux und noch dazu ganz nahe bei einem Comptoire, welches eben diesem Herrn Dickson gehörte, überfallen und ermordet worden waren.

Um dieselbe Zeit rief Lord Selkirk alle Indianer zusammen, und theilte eine Menge Taback, starke Getränke und vieles Andere an sie aus. Dabei hielt er eine jener langen, väterlichen Reden, welche bei Indianer-Versammlungen so häufig vorkommen. Er sprach: „Meine Kinder, lange Zeit hat der Himmel finster und dunkel über Euern Häuptern gehangen; aber jetzt ist er lichter und heller geworden. Euer großer Vater, jenseits der Gewässer, welcher, wie Euch bekannt ist, im Grunde seines Herzens Theilnahme hegt für seine rothen Kinder, hat mich her gesandt, auf daß ich die Hindernisse von Euerm Pfade wegräume, und Eure Füße nicht mehr blutig verwundet werden. Ihr habt von Euch diejenigen weißen Männer entfernt, welche, um Vortheile für sich zu erlangen, böswillig versuchten, Euch gegen Euern großen Vater aufzuhetzen; sie werden nicht wieder kommen, und fernerhin die Ruhe nicht stören. Wir haben auch die Sioux zu uns berufen, welche, obwohl sie auch rothe Häute haben, wie Ihr, doch lange Zeit Euere Feinde gewesen sind; künftig werden dieselben in ihrem Lande bleiben, und Ihr werdet Frieden haben. Der Krieg zwischen Euch fing lange vor jener Zeit an, in welcher Eure Väter geboren wurden. Statt ruhig das Wild zu jagen, und Weib und Kinder zu ernähren, habt ihr euch untereinander erwürgt; aber diese Zeit ist nun für immer dahin, Ihr könnt nun jagen, wo es Euch gefällt. Euere jungen Männer werden diesen Frieden halten, und Euer großer Vater will Jeden als seinen Feind betrachten, der den Tomahawk wieder aufhebt."

Die Indianer antworteten auf diese Rede, wie gewöhnlich, mit Vorstellungen und Versprechungen; stahlen aber noch an demselben Abend, als sie vom Fort wieder abzogen, dem Lord Selkirk und den übrigen Weißen alle Pferde. Am andern Morgen war auch nicht eins mehr da, und von den Indianern waren nur noch wenige zurück geblieben.

Der Blätterfall war bereits so weit vorgerückt, daß ich in jenem Jahre nicht mehr in die vereinigten Staaten zurückkehren konnte. Lord Selkirk, dem manches von meiner Lebensgeschichte

zu Ohren gekommen seyn mußte, ward aufmerksam auf mich; er fragte nach meinen Verhältnissen, und ich erzählte ihm mancherlei, namentlich aber sprach ich von dem Antheile, welchen ich an der Ueberrumpelung des Forts gehabt hatte. Der Richter Codman [1]), welcher gleichfalls da geblieben war, sprach mit Lord Selkirk oft über mich. „Dieser Mann," sagte er, „hat unsere Leute zur Winterszeit vom Wälder-See bis hierher geführt; er hat wesentlich zur Einnahme des Fort beigetragen; seine Anstrengungen waren bedeutend, er wagte sein Leben, und das Alles für vierzig Dollars. Sie können nichts Geringeres für ihn thun, als diese Summe verdoppeln, ihm auch auf Lebenszeit eine jährliche Rente von zwanzig Dollars aussetzen." Das wollte Lord Selkirk sehr gern; und die Rente ist auch mir während der ersten fünf Jahre ausgezahlt worden; der zweite fünfjährige Termin aber noch nicht abgelaufen.

Lord Selkirk konnte die Mündung des Assinneboin nicht so schnell verlassen, als er wohl gemeint haben mochte; die Nordwest-Compagnie hatte ihm Hinterhalte gelegt, Indianer geworben, mehrere ihrer Agenten als Indianer verkleidet, und diese sollten ihn tödten. Unter den letzteren befand sich ein gewisser Sackfayre. Der Lord erfuhr aber Alles, und sandte den Obersten Dickson ab, welcher eine Bedeckung von hundert Sioux herbeiholte; erst als diese angekommen waren, wagte er die Reise anzutreten. Er verließ das Fort bei Nacht, und vereinigte sich mit Dickson bei Pembinah.

Er nahm einen Brief mit, den er eigenhändig für mich und in meinem Namen an meine Verwandten in den vereinigten Staaten geschrieben hatte; ich erinnerte dieselben besonders an die Schicksale meiner früheren Jugend. Er bot alles auf, um mich zu bewegen, ich möchte ihn doch begleiten; und ich hatte auch wohl Lust dazu; glaubte aber immer noch, die meisten

1) Fast alle Namen von weißen Männern, die Tanner anführt, sind arg verstümmelt; der amerikanische Herausgeber schrieb sie jedoch nieder, wie Tanner sie aussprach; falls er nicht etwa genaue Kunde vom Namen jener Männer anders woher hatte. Codman soll wahrscheinlich Cottman heißen; Maveen wohl Mainville; Tußnenon wahrscheinlich d'Orsennens. Manche Namen hat Tanner wohl auch verwechselt; denn seine Nachrichten kamen zumeist aus indianischen Quellen. Der Mann, welchen er Mac Donald oder Macdolland nennt, hieß Semple.

meiner Angehörigen wären von den Indianern erwürgt worden. Und wenn auch noch einige am Leben geblieben, so mußte doch die lange Trennung sie mir entfremdet haben. Er wollte mich auch mit nach England nehmen; indessen meine Neigungen fesselten mich an die Indianer, und es stand ja auch meine Hütte auf indianischem Boden. Ich hatte hier im Lande einen großen Theil meines Lebens hingebracht; es schien mir zu spät, neue Verbindungen anzuknüpfen. Indessen sandte er noch einmal sechs Mann zu mir an den Wälder-See, wo ich mich, noch spät im Herbste, der Ernte wegen aufhielt. Im Anfange des Winters ging ich an den Be-gwi-o-nus-ko, und von dort, nachdem Schnee gefallen war, auf die Prairie, um Bisons zu jagen. Die Indianer langten auch nach und nach in dieser Gegend an, und wir bildeten eine so zahlreiche Bande, daß sich bald der Hunger fühlbar machte. Der Winter war streng, und unsere Leiden wuchsen von Tage zu Tage. Zuerst starb ein junges Weib vor Hunger; bald nachher verfiel der Bruder desselben in Wahnsinn, welcher gewöhnlich der Erschöpfung vorhergeht. In diesem Zustande ging er aus der Hütte, in der seine, in dumpfer Erstarrung dasitzenden, Angehörigen zurück blieben. Als ich von der Jagd zurück kam — es war spät am Abende — wußten sie nicht, was aus ihm geworden war; mitten in der Nacht verließ ich das Lager, folgte seinen Spuren, und fand ihn in geringer Entfernung todt im Schnee liegen.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Hungersnoth. — Das Thier des Geistes. — Neid eines Jägers. — Eine Indianerin wird vor Hunger wahnsinnig. — Vorbereitungen zu einer langen Abwesenheit. — Blutiger Zank. — Fortwährende Feindschaft. — Plötzlicher Schrecken.

Alle Männer, die noch so viel Kräfte hatten, daß sie im Stande waren zu gehen, entschlossen sich, die Bisonheerden aufzusuchen, welche damals ziemlich weit von uns entfernt sich

aufhalten mußten. Ich aber wollte nicht mitgehen, und ein anderer guter Jäger, der gleichfalls meinte, daß die Bisonjagd nicht sehr ergiebig ausfallen würde, blieb bei mir. Wir gingen ein wenig rückwärts, und schossen binnen kurzer Zeit fünf Moosethiere, deren Fleisch wir unter die Weiber und Kinder vertheilten, so daß sich diese wieder ein wenig erholten; es war aber auch Zeit, sonst wären manche vor Hunger umgekommen. Die Männer kehrten einer nach dem andern zurück, alle schwächer, als sie zur Zeit ihrer Abreise gewesen waren, und in einem höchst entkräfteten Zustande. Sie hatten nur einen einzigen Bison erlegt.

Nur unter den mühseligsten Anstrengungen war es uns möglich, das Leben zu fristen, und ich befand mich deshalb fortwährend auf der Jagd. Einst hatte ich einen Bären aufgejagt; dem stellte ich drei Tage lang nach, ohne daß es mir möglich war, ihn zu erlegen. Endlich, beim Einbruche der Nacht, war ich so matt und müde, daß ich nicht mehr weiter konnte, und ich mußte ablassen, ihn zu verfolgen. Ich war nicht im Stande, mir ein Lager zu bereiten oder Feuer anzumachen, und dachte an den Tod, der mir ganz nahe bevorzustehen schien; da kamen Indianer vorüber, welche beinahe eben so entkräftet waren, als ich selbst; sie halfen mir aber doch in so fern, daß ich wieder bis zu unserm Lagerplatze kam. Solch ein Jammerleben führen die meisten nördlich wohnenden Oschibbeways im Winter. Ihr unfruchtbares, ungastliches Land liefert ihnen so wenig Lebensmittel, daß sie alle Thätigkeit aufbieten müssen, um nur ihre Tage zu fristen; und doch ereignet es sich nicht selten, daß die geschicktesten und kräftigsten Jäger eine Beute des Hungertodes werden.

Die Indianer gingen noch einmal allesammt auf die Bisonjagd, und wollten diesmal ihre Familien mitnehmen; nur Un-di-no, derselbe Jäger, welcher sich voriges Mal nicht von mir trennte, wollte auch jetzt bleiben, damit seiner Frau Zeit bliebe, die Haut eines von ihm erlegten Moosethieres zu rösten und zu dörren. Diese Haut wollten sie essen, wenn keine anderen Nahrungsmittel aufzutreiben wären. Ich entschloß mich, bei ihm zu bleiben; aber gleich in der Nacht, welche auf den Abzug der Indianer folgte, stieg der Jammer und die Noth meiner Kinder

auf eine solche Höhe, daß es mir unmöglich war, länger in der Hütte zu bleiben; ich ging also hinaus und sagte zu Un-di-no, daß ich gleich zurückkommen wollte, sobald ich etwas geschossen haben würde. So schnell ich konnte, folgte ich den Indianern, und war schon am andern Morgen bei ihnen.

Ich vernahm, als ich mich näherte, ein Geräusch, trat in die Hütte und hörte, daß ein alter Mann zum großen Geiste betete, und ihm dankte, daß er im Augenblicke der dringendsten Noth sich seiner Kinder erbarmt habe. Das erlegte Thier bezeichnete er nicht anders als mit dem Namen Manito-wais-se, was ungefähr so viel als Thier des Geistes bedeutet. Ich erfuhr nachher, daß es ein alter, magerer Bison gewesen sey, und schloß daraus, daß die Heerden nicht weit entfernt seyn konnten. Zwei junge Männer wollten sich mir anschließen; wir machten uns unverzüglich auf den Weg, und schlugen die Richtung ein, welche wir für die beste hielten.

Nachdem wir etwa drei Stunden Wegs zurückgelegt hatten, stiegen wir auf einen kleinen Hügel, und erblickten jenseits desselben ein Thal, das ganz schwarz aussah, so viele Bisons trieben sich in demselben umher. Wir krochen vorsichtig bis zu ihnen hinan, und ich schoß bald zwei fette Weibchen. Als ich eben damit beschäftigt war, sie in Stücke zu zerschneiden, fielen Schüsse; die Indianer, welche meiner Spur gefolgt waren, hatten Feuer gegeben. Ich kam ein wenig spät ins Lager zurück; die meisten waren früher angelangt. Es befremdete mich sehr, daß alles todtenstill war; kein Freudengeräusch, wie es bei festlichen Schmäusen herrscht, war zu hören; ich sah kein Weib und kein Kind umhergehen, und vernahm keine Stimme.

Sollte denn die Hülfe zu spät gekommen seyn? fragte ich mich; und sind Weiber und Kinder schon todt? Ich warf einen Blick in die Hütten. Alle Indianer lebten noch, aber keiner hatte etwas zu essen. Die Mehrzahl dieser Leute lebte gewöhnlich in holzreichen Gegenden; jetzt waren sie zum ersten Male auf der Bisonjagd gewesen, und ich allein hatte Fleisch mit heim gebracht. Ich trug eine tüchtige Ladung, und die beiden jungen Leute ebenfalls, wir theilten mit den andern.

Damals befand sich ein Mann Namens Waw-be-be-nais-sa (der weiße Vogel) bei uns, den ich von früher her schon kannte;

da ich auf der Jagd sehr viel Glück hatte, wurde er neidisch auf mich. Dieses Menschen halber, und um jeden Schein zu vermeiden, als wolle ich mich meiner Geschicklichkeit rühmen, gab ich keinen Festschmaus in meiner Hütte, wie es doch bei einer solchen Gelegenheit passend gewesen wäre. Aber einer meiner Begleiter that es, und ich theilte, was ich übrig hatte, den mir zunächst wohnenden Familien mit, nachdem ich das für den Unterhalt meiner Kinder Nothwendige zurückgelegt hatte. Einer meiner Jagdgefährten hatte Waw=be=be=nais=sa eingeladen, und außer ihm noch mehrere andere Männer. An jenem Abende versäumte jener, wie ich nachher erfuhr, nichts, um die Indianer gegen mich einzunehmen. Er nannte mich einen stolzen, unverschämten Menschen; aber ich blieb doch in meiner Hütte, und that, als beachtete ich ihn gar nicht; denn ich hatte keine Lust, mich mit ihm in Zank einzulassen.

Am andern Morgen, noch ehe es Tag geworden war, gingen die Weiber aus, um zu holen, was von den beiden Bisons noch übrig war. Ich zeigte einigen Jägern die Stellen am Körper, nach denen sie zielen müßten; die Jagd begann wieder, und mehrere erlegten wirklich etwas; so daß es uns an Fleisch nicht fehlte. Die Kranken und Halbverhungerten erholten sich nun bald; nur eine Frau, die vor Hunger wahnsinnig geworden war, blieb es länger als einen Monat lang.

Der angesehenste Mann unter der ganzen Bande war O=poih=gun (die Pfeife). Er, nebst den Insassen dreier Hütten, blieb bei mir; die übrigen zerstreuten sich, um zu jagen. Waw=be=be=nais=sa und sein Sohn gehörte zu denen, welche nicht fortgingen. Ich erlegte viel Wild, und dörrte das beste Fleisch von etwa vierzig Bisons. Wir hatten vom Hunger so viel gelitten, daß ich für die Zukunft meine Familie sicher stellen wollte. Auch dachte ich immer daran, eine Reise nach den vereinigten Staaten zu machen, und daß, so lange ich ausblieb, doch wohl niemand für sie sorgen würde; das wußte ich. Ich machte zwanzig große Säcke Pemmican zurecht; kaufte von den Indianern zehn Fässer, von denen jedes zehn Gallonen hielt, und füllte sie mit Fett; auch besaß ich noch eine große Anzahl geräucherter Zungen und andere Vorräthe.

Bald merkte ich, daß Waw-be-be-naiſ-ſa in keiner andern Abſicht in meiner Nähe geblieben war, als um mich zu ärgern und zu beläſtigen. Als wir nun abziehen wollten, beſaß ich ſo viele Habe, daß ich die Reiſe hin und zurück mit meinen Hunden viermal machen mußte. Eines Tages überraſchte er mich an einer Stelle, an welcher ich meine Bürde abgelegt hatte, um auszuruhen. Ich war allein. Er kam auf mich zu, packte mit beiden Händen in meine Haare, welche zu beiden Seiten lang auf die Schultern herabhingen, und ſprach: „Hier iſt das Ende Deines Wegs; ſieh hier die Stelle, wo die Wölfe und die Raubvögel an Deinem Gerippe nagen werden.“ Ich fragte, was ihn zu einer ſolchen Gewaltthat antriebe. — „Du biſt ein Fremdling,“ rief er, „Du haſt kein Recht unter uns zu ſeyn, und doch rühmſt Du Dich, der beſte Jäger zu ſeyn; Du willſt, daß wir Dich für einen großen Mann halten. Ich bin ſchon längſt Deiner Unverſchämtheit müde, und entſchloſſen, Dich keinen Tag mehr am Leben zu laſſen.“

Da ich ſah, daß auf eine vernünftige Weiſe mit ihm nichts anzufangen war, und er meinen Kopf gegen einen Pappelbaum ſtieß, ſo riß ich mich plötzlich mit einer ſolchen Heftigkeit los, daß ein Theil meiner Haare in ſeinen Händen blieb; worauf wir denn mit einander rangen. Dabei gelang es ihm, drei Finger meiner rechten Hand zwiſchen ſeine Zähne zu bekommen, und er biß ſie mir ab bis auf die Knochen; ich konnte ſie nicht eher aus ſeinem Munde herausziehen, als bis ich ihm mit meiner linken Fauſt einen Schlag in's Auge gegeben hatte. Da ließ er los, und zitterte am ganzen Leibe. Mein Tomahawk lag dicht neben mir an der Erde; das ſah er, packte die Streitart und wollte mir damit einen Schlag auf den Kopf verſetzen. Er führte denſelben aber mit ſolcher Wucht, daß er das Gleichgewicht verlor und hinſtürzte, ſo lang er war.

Nun ſprang ich auf ihn zu, entriß die Waffe ſeinen Händen, und ſchleuderte ſie weit weg; dabei hielt ich ihn ſo feſt, daß er ſich kaum rühren konnte. Ich war aber auch ſehr wüthend und zornig über den Angriff von ſeiner Seite, zu welchem ich ihm nicht die geringſte Veranlaſſung gegeben hatte. Tödten wollte ich ihn zwar nicht, nahm aber einen derben Hüttenpfahl, hieß Waw-be-be-naiſ-ſa aufzuſtehen, und fing an, auf ihn los

zu schlagen. Da nahm er Reißaus; ich lief ihm nach, und prügelte ihn derb ab. Erst, nachdem ich ihn etwa dreihundert Schritte verfolgt hatte, ließ ich ihn laufen.

Als ich wieder umkehrte, kamen sein Schwiegersohn und noch zwei andere junge Leute, die mit ihm verwandt waren, herbeigelaufen: „Was hast Du gemacht?" fragte der eine zornig, und die übrigen stürzten auf mich los. Ich war matt und erschöpft, und so bekamen sie mich denn leicht unter. Nun ließ sich Waw-be-be-nais-sa auch wieder sehen, packte ein schwarzseidenes Tuch, das ich um dem Halse trug, bei den Zipfeln, und wollte mich erwürgen; dabei schlug er mit den Fäusten auf mich los, trat mit den Füßen und warf mich zuletzt in den Schnee. Einer dieser Menschen sagte: „Er ist todt!" und da ich unmöglich allen Vieren Widerstand leisten konnte, so stellte ich mich, als wäre aller Athem aus mir gewichen. So ließen sie mich denn zuletzt, in dem Glauben, ich sey eine Leiche, liegen; als sie sich aber eine kleine Strecke entfernt hatten, sprang ich zu ihrem größten Erstaunen auf, und griff rasch nach einem Hüttenpfahle. Als sie das sahen, rissen sie aus; ich aber lief ihnen nach, und prügelte Waw-be-be-nais-sa noch einmal derb ab. Jetzt ließen sie mich in Ruhe und ich konnte wieder an meine Arbeit gehen. Meine Frau hatte unsere, durch Anstrengung abgematteten Hunde vor meine Hütte geführt; sie lagen an der Thür. Als Waw-be-be-nais-sa das sah, zog er sein Messer, stach zwei davon todt, und drohete, meine Frau, die auf das Geheul der Thiere herbei lief, ebenso behandeln zu wollen.

Am andern Morgen sah ich ihn; er war arg zugerichtet, und sein Gesicht ganz aufgeschwollen. Da ich nun meinte, daß er sich wohl schwerlich entfernen werde, und zugleich für meine Frau Gefahr fürchtete, falls dieselbe allein zurückbliebe, so schickte ich diese mit Vorräthen weg, und blieb selbst zurück. Um Mittag aber übermannte mich die Müdigkeit, und ich schlief ein. Waw-be-be-nais-sa, dem dieses irgend Einer gesagt haben mochte, oder der vielleicht auch ahnte, daß ich müde war, schlich vorsichtig in meine Hütte, und wollte mir eben mit dem Messer einen Stich versetzen, als ich eben eine Bewegung machte und munter wurde. Da ich meine Waffe bei mir liegen hatte, so lief er davon, und ich verfolgte ihn nicht.

Dieser Mensch hörte gar nicht auf, mich zu martern und zu quälen. Wenn er mir auf irgend einem Pfade begegnete, so wollte er niemals ausweichen, selbst wenn ich eine schwere Last trug und er unbepackt war. Sein Auge blieb lange Zeit so verschwollen, daß er nichts damit sehen konnte. Seine ganze Gestalt gewährte ohnehin einen lächerlichen Anblick, denn er war sehr schlecht gebaut. Eines Tages hatte er wieder einen mißlungenen Versuch gewagt, mir einen Messerstich zu versetzen. In seiner ohnmächtigen Wuth stellte er sich vor meine Hütte und machte dieselbe Geberde, welche die Weiber machen, wenn sie eine der andern Geringschätzung zeigen wollen. Darüber ward er von allen Indianern, seine eigenen Anverwandten nicht ausgenommen, verhöhnt.

Diese unablässige Verfolgung ward mir endlich so zur Last, daß ich beschloß, ihr aus dem Wege zu gehen. Auf einem unserer Ausflüge war ich dem übrigen Zuge, der auf einem betretenen Pfade einherzog, vorausgegangen, und wollte ein wenig abseit des Weges gehen, um mein Lager in einer Gegend aufzuschlagen, wo ich muthmaßlich mit ihm nicht zusammentreffen würde. Als er aber an die Stelle, wo mein Weg abbog, gelangte, hörte ich, wie er zu seinem zwölfjährigen Sohne sagte: „Warte hier ein wenig, ich will diesen weißen Mann tödten." Dabei legte er seine Bürde ab, kam mir, trotz der Bitten des Kindes, auf etwa fünfzig Schritte nahe, zog sein Gewehr aus dem ledernen Ueberzuge, legte an und zielte auf meine Brust.

So blieb er eine Zeit lang im Anschlage; als er aber sah, daß ich mich nicht fürchtete, wollte er im Zickzack auf mich zuspringen und stieß ein Kriegsgeschrei aus. Da er mit den Drohungen nicht aufhörte, so griff ich endlich nach meiner Flinte. Das Kind eilte herbei, fiel mir in den Arm, und bat mich, seines Vaters zu schonen, denn er sey ja wahnsinnig. Da legte ich mein Gewehr zur Seite, packte den Alten, nahm ihm sein Gewehr weg, und machte ihm Vorstellungen über ein so unvernünftiges Betragen. „Ich bin," sagte ich zu ihm, „so oft in Deiner Gewalt gewesen, daß Du nun endlich einsehen solltest, wie es Dir durchaus an Muth gebricht, mich zu tödten. Du bist kein Mann, hast nicht einmal das Herz eines Weibes oder den Muth eines Hundes! Dieses ist das erste Mal, daß ich

mit Dir spreche; ich will Dir nur sagen, daß ich Deiner Narrheiten satt und müde bin; läßt Du mich von nun an nicht in Ruhe, so ist es um Dein Leben geschehen."

Da ging er ab, und den andern Indianern voraus; meine Familie allein blieb zurück. Am andern Morgen folgte ich den Spuren der Uebrigen, und zog einen beladenen Schlitten, während meine, gleichfalls beladenen Hunde vor mir her liefen. Als wir uns einem Gebüsche näherten, sagte ich zu meiner Tochter Martha, sie solle auf der Hut seyn, weil vielleicht Waw-be-be-nais-sa im Gesträuche liegen könnte. In demselben Augenblicke sprang sie in die Höhe, lief auf mich zu, hob die Hände empor, und rief: Vater, Vater! Da griff ich nach meinem Gewehre, sprang in's Gestrüpp, und durchsuchte jede Stelle, an der sich ein Mensch verbergen konnte. Ich fand aber nur Hüttenpfähle und einige ausgebrannte Kohlen, und kehrte um, ohne etwas entdeckt zu haben. Als ich das Mädchen fragte, weshalb es sich gefürchtet, bekam ich zur Antwort: es hätte Feuer gerochen; so heftig war sein Schreck, in Folge der unaufhörlichen Nachstellungen Waw-be-be-nais-sa's.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Prophetischer Traum. — Gefährlicher Hinterhalt. — Ein Indianer stirbt den Hungertod. — Ein Familienvater wird verlassen. — Rache. — Die langen Messer. — Die Handelsleute der beiden Compagnien.

Endlich war ich nun so glücklich, vor den Nachstellungen dieses bösen Menschen mich sicher zu wissen. Hocherfreut darüber, beschloß ich, am Rush-See allein mit meiner Familie zu bleiben, weil ich wußte, daß Jener die Absicht hatte, unverzüglich mit den übrigen Indianern nach dem Regen-See zu ziehen. Ich suchte mir also einen passenden Platz zum Winterlager aus, überließ die Bewachung der Hütte meinen Kindern, und ging mit meiner Frau fort, um einen Theil unserer Vorräthe zu

holen. Als wir zur Nachtzeit heimkamen, erzählten uns die Kinder, ihre Großmutter habe sie während unserer Abwesenheit besucht, und gesagt, ihre Tochter möge doch am andern Tage zu ihr kommen. Sie hatte die Stelle bezeichnet, wo sie mit drei oder vier uns befreundeten Indianerfamilien sich aufhielt.

Ich gab gern meine Einwilligung dazu, beschloß, meine Frau zu begleiten, da die Schwiegermutter mich gleichfalls hatte einladen lassen, und wollte auf dem Rückwege den Rest unserer Vorräthe mitnehmen. Allein in der Nacht hatte ich einen Traum. Der junge Mann, welcher mir mehrmals, wenn ich mich damit beschäftigte, meine Jagdmedicin zu bereiten, erschienen war, kam wie gewöhnlich durch die in dem Dache meiner Hütte befindliche Oeffnung, und stellte sich vor mir hin: „Du sollst nicht an den Ort gehen, wohin Du morgen Dich zu begeben beabsichtigst," sprach er. „Bleibst Du bei Deinem Vorsatze, verachtest Du meinen wohlgemeinten Rath, so wirst Du erfahren, was geschieht." „Sieh nur dorthin," fuhr er fort, und zeigte nach der andern Seite, auf welcher ich She-gwaw-ku-sink, Me-zhuk-ko-naun und andere meiner Freunde kommen sah. Darauf mußte ich meine Augen nach oben richten, und erblickte einen mit dem Schwanze befestigten kleinen Falken, der über meinem Haupte schwebte.

Weiter sagte der junge Mensch nichts, er drehete sich um, und ging aus der Thür. Ich erwachte in einer sehr aufgeregten Gemüthsstimmung und konnte nicht wieder einschlafen. Am andern Morgen sagte ich meiner Frau, ich könnte nicht mit ihr gehen. „Und weshalb willst Du Dein Versprechen nicht halten?" fragte sie. Da erzählte ich ihr meinen Traum; sie aber erklärte mich für einen furchtsamen Mann. Endlich gab ich ihren Bitten nach und beschloß, mit ihr zu gehen.

Früh am Morgen sagte ich zu meinen Kindern, ihr Oheim würde heute mit anderen Indianern in meine Hütte kommen, und sie möchten ihm nur sagen, daß ich bis gegen Mittag zurück zu kehren gedächte; käme ich aber um diese Zeit nicht, so sollten sie sich nur überzeugt halten, daß ich umgebracht worden sey. Darauf ging ich mit meiner Frau fort; aber als ich kaum zweihundert Schritte zurückgelegt hatte, erblickte ich einen über mir schwebenden Falken, ganz jenem ähnlich, der mir im Traume

erschienen war. Ich sah wohl ein, daß diese Erscheinung eine neue Warnung seyn sollte, und sagte zu meiner Frau, daß ich auf keinen Fall weiter gehen wollte.

Während ich nach meiner Hütte zurückkehrte, machte sie sich abermals über meine Furchtsamkeit lustig. Ich wußte, wie sehr die Familie meiner Schwiegermutter gegen mich eingenom- war, und meine Weigerung, sie zu besuchen, mußte ihre Abneigung gegen mich noch verstärken. Dieses erwägend, setzte ich meinen Weg fort, obschon ich mir sagte: du hast doch Unrecht, hierin nachzugeben.

Als ich vor der Hütte meiner Schwiegermutter angelangt war, legte ich mein Gewehr vor der Thür ab, trat ein und setzte mich zwischen die beiden Schwestern meiner Frau, welche gemeinschaftlich einen Mann hatten. Darauf begann ich mit zweien ihrer kleinen Kinder zu spielen. Als ich meinen Kopf bückte, hörte ich plötzlich ein starkes Geräusch und verlor auch zugleich mein Bewußtsein. Ich sah und hörte nichts mehr; endlich aber kam ich wieder zu meinen Sinnen. Mehrere Weiber hielten mich mit ihren Händen. Ich sah es ihnen an, daß sie sehr besorgt und erschrocken waren; was aber eigentlich mit mir vorgegangen war, wußte ich nicht, vernahm aber bald von außen her ein Triumphgeschrei und erkannte Waw-be-be-nais-sa's Stimme.

Es floß mir etwas Warmes über das Gesicht herab; ich griff unwillkürlich mit meiner Hand auf den Kopf und fühlte, daß mein Schädel zerschmettert war. Endlich machte ich mich von den Weibern los und begann den Waw-be-be-nais-sa zu verfolgen, aber ich holte ihn nicht ein, weil die Indianer ihm zum Entrinnen behülflich waren. Gegen Einbruch der Nacht kam ich wieder, obwohl schwer verwundet, in meiner Hütte an; ich glaubte der Schädel sey mir zerschmettert worden. Als ich die Wunde erhielt, floß nur wenig Blut, und lange Zeit nachher kam kein Tropfen zum Vorschein. Ich hörte ein sonderbares Brausen in meinem Kopfe, fiel aber doch nicht in Ohnmacht, ehe ich meine Hütte erreicht hatte. Mein Gewehr hatte Waw-be-be-nais-sa weggenommen.

In meiner Hütte fand ich She-gwaw-ku-sink, Me-zhuk-ko-naun und Nah-gaun-esch-kaw-waw, Wa-ge-to-te's Schwiegersohn,

der gewöhnlich Oto-pun-ne-be genannt wurde. Als ich den ersten bei der Hand faßte, begann das Blut von meinem Kopfe herabzuströmen. „Was bedeutet das, mein Sohn?" fragte er. Zur Antwort gab ich: „Ich wollte mit einem andern Manne spielen, und da Be-gwi-o-nus-ko uns trunken gemacht hatte, haben wir zu handgreiflich gespielt." Ich wollte nämlich einen Scherz aus der Sache machen, wurde aber bei jenen Worten ohnmächtig, und alle sahen, wie groß die Wunde war. Oto-pun-ne-be war ein alter Bekannter von mir, und hatte sich immer freundschaftlich gegen mich gezeigt; er war daher jetzt sehr betrübt, und faßte den Vorsatz, Waw-be-be-nais-sa für diese ungerechte Gewaltthat zu bestrafen. Diesen Mann, dem ich für mancherlei Wohlthaten, die er mir erwiesen hatte, großen Dank schuldig war, ereilte bald nachher dasselbe Schicksal, welches allen Oschibbeways, guten und bösen, bestimmt zu seyn scheint; er starb den Hungertod.

Als ich in die Hütte meiner Schwiegermutter trat, hatte ich nicht daran gedacht, die an meinem Oberkleide befestigte, aus starkem Mooseleder verfertigte Kopfbedeckung abzunehmen, und deshalb nicht gesehen, daß Waw-be-be-nais-sa eintrat. Wahrscheinlich wäre ich auf der Stelle todt geblieben, wenn jene Bedeckung meinen Kopf nicht geschützt hätte. So aber war der heftige Schlag durch das dicke Leder etwas gemildert worden; indessen mein Schädelknochen war zerbrochen, und die Stelle, wohin der Tomahawk fiel, kann man noch heute an einem knorpeligen Auswuchse fühlen, welcher seitdem zurückgeblieben ist. Es dauerte lange, ehe ich wieder genas, obwohl die mir aufgezwungene Ruhe, an welcher sie schuld war, nicht so lange währte, als ich anfangs befürchtet hatte. [1])

Waw-be-be-nais-sa war nach vollbrachter That sogleich nach unserem Dorfe Me-nau-zhe-tau-nung geflohen, und die anderen Indianer, welche noch niemals auf der Prairie gejagt hatten, überfiel ein panischer Schrecken; denn sie glaubten alle, die Sioux säßen ihnen auf den Fersen. Ich war zu schwach,

---

1) Schon Charlevoix bemerkt: So geschickt diese Völker sind, äußere Wunden und Brüche zu heilen, so ungeschickt sind sie in der Behandlung innerer Krankheiten.

um reisen zu können, auch wußte ich recht gut, daß wir von den Sioux nichts zu fürchten hatten. Aber meine Schwiegermutter war sehr ärgerlich darüber, daß ich mit den Indianern nicht fortzog.

Es war mir klar, daß meine Schwiegermutter um den schändlichen Plan Waw-be-be-nais-sa's wußte; auch hatte ich Gründe zu glauben, daß meine Frau Kunde von demselben hatte. Ich sagte ihnen also, sie möchten mich, wenn sie wollten, nur verlassen, und das thaten sie, nahmen auch alle meine Kinder mit fort. Oto-pun-ne-be[1]) und dessen Vetter, ein etwa vierzehnjähriger Knabe, blieben allein bei mir, und behandelten mich mit aller Sorgfalt, welche mein Zustand verlangte, während meine eigenen Verwandten mich meinem Schicksale überließen. Nach Verlauf von vier Tagen befand ich mich sehr schlecht, ich konnte mich nicht aufrecht erhalten und war kaum im Stande, mich zu bewegen. Aber am zehnten Tage fing es an besser zu gehen.

Als ich wieder etwas zu Kräften gekommen war, machten wir uns gemeinschaftlich auf den Weg nach dem Dorfe, und ließen die Hütten alle so stehen, wie sie waren, einige mit Lebensmitteln, andere mit ziemlich werthvollen Gegenständen angefüllt. Unser Handelsmann hielt sich in einiger Entfernung vom Dorfe auf. Als wir nun die Stelle erreichten, wo die Pfade sich theilen, verabredete ich mich mit Oto-pun-ne-be, an einem festgesetzten Tage und an einem bestimmten Orte zusammen zu kommen. Wir waren beide pünktlich, und nachdem wir wieder zusammengetroffen waren, erzählte er, was sich im Dorfe ereignet hatte.

Kaum war er angekommen und hatte sich in der Hütte niedergesetzt, als auch schon Waw-be-be-nais-sa erschien und ihm gegenüber Platz nahm. Beide sahen eine Weile einander schweigend an; da sprach der letztere zu ihm: „Oto-pun-ne-be, Du bist früher nie in unser Dorf gekommen; ich kenne aber den Beweggrund, der Dich aus weiter Ferne zu uns führt, gar

---

1) Dieser Name bedeutet Bär in der Sprache der Oschibbeways; ein Bär war auch der Totem des genannten Mannes.

Anm. des amerikan. Herausgebers.

wohl, Du hast keine Brüder mehr, welche mit Dir eines Blutes sind; sie wurden von den Männern mit den langen Messern getödtet, und Du bist thörig genug, einem Manne den Namen Bruder zu geben, welchen ich kürzlich geschlagen habe."

Oto-pun-ne-be antwortete: „Es ist nicht wahr, daß die mit den langen Messern mir einen Bruder getödtet haben; wäre das aber auch der Fall, so würde ich doch nicht leiden, daß Du über meinen Freund herstürzest, der uns in Allem ähnlich ist; ich würde nicht erlauben, daß Du ihn, wie geschehen ist, ohne Ursache und ohne Herausforderung beleidigst und verwundest. Es ist wahr, ich nenne ihn meinen Bruder, und will ihn auch als solchen rächen; aber ich mag nicht Blut in der Hütte eines Häuptlings vergießen, der mich als Freund aufgenommen hat."

Bei diesen Worten packte er Waw-be-be-nais-sa bei der Hand, zog ihn aus der Hütte, und wollte ihm schon das Messer ins Herz rennen, als der Häuptling, ein sehr starker Mann, ihm in den Arm fiel, ihm das Messer wegnahm und es zerbrach. Darauf entstand nun ein Ringkampf, drei oder vier Männer stürzten zumal über Oto-pun-ne-be her; dieser aber, ein kräftiger Mann und eingedenk des Zweckes seiner Reise, ließ den Waw-be-be-nais-su nicht los, der erst dann befreiet ward, nachdem ihm zwei Rippen zerbrochen waren. Oto-pun-ne-be war selbst im Rausche ein sehr friedlicher Mensch, und wenn er sich in einen Streit mischte, so that er es, wie in diesem Falle, mehr für einen Freund, als seiner eigenen Person wegen.

Ich war zufrieden, daß Waw-be-be-nais-sa auf diese Weise eine Züchtigung erhalten hatte; zwei zerbrochene Rippen schienen mir eine genügende Ausgleichung für den Schlag zu seyn, welchen ich auf den Kopf erhalten hatte. Mein Freund und ich schmauseten bei einer festlichen Mahlzeit; denn meine Wiedergenesung war so rasch vor sich gegangen, daß ich hatte Wildpret schießen können. Als wir nach dem verlassenen Lager zurück kamen, fanden wir noch Alles in dem Zustande, wie beim Abzuge der Indianer. Zehn Tage später kamen sie, einer nach dem andern, wieder zurück, um zu holen, was ihnen gehörte. Oto-pun-ne-be nahm mein Kanot, um nach dem rothen Flusse zurück zu kehren, wo er sich angesiedelt hatte.

Die übrigen Indianer nahmen ihre Hütten, Lebensmittel und Geräthschaften. Ich besaß damals einen beträchtlichen Vorrath an gedörrtem Fleische, der gut und gern hinreichte, um meine und meiner Familie Bedürfnisse ein Jahr lang zu befriedigen. Ich packte meine beste Habe zusammen und reiste allein nach Mackinack ab, von wo ich nach den Staaten zurück zu kehren und dann einige meiner Verwandten zu treffen hoffte, vorausgesetzt, daß noch einige derselben am Leben waren.

Am Regensee traf ich Herrn Giasson und mehrere andere Agenten der Hudsonsbay-Compagnie. Alle sagten mir, es würde gefährlich für mich ablaufen, wenn ich mit Beamten der Nordwest-Compagnie zusammenträfe, weil diese noch wüthend über mein früher beobachtetes Betragen wären. Ich wußte, daß die Agenten der Hudsonsbay-Compagnie, die mit dem untern Theile des obern See's keine Verbindung unterhielten, mir nicht zu Hülfe kommen konnten, und daß, wenn ich allein ging, mir unfehlbar einige Weiße von der Nordwest-Compagnie begegnen mußten.

Ich entschloß mich daher, geradezu nach dem Regensee zu gehen, wo ich meinen früheren Handelsmann, Herrn Tace, traf, der sich grade am Ufer des See's aufhielt, als ich in einem kleinen Kanot ankam. Er sagte mir, ich möchte in sein Haus kommen und ich folgte ihm. Nun fragte er mich in einem sehr strengen Tone, weshalb ich her gekommen sey? „Weshalb suchst Du Deine Freunde von der Hudsonsbay-Gesellschaft auf?“ Ich entgegnete ihm, ich wollte nach den Staaten zurückkehren. „Das hättest Du längst thun sollen;“ gab er mir zur Antwort. Ich blieb zwanzig Tage bei ihm; er behandelte mich sehr gut, und brachte mich in seinem eigenen Kanot nach Fort William. Von da schickte mich der Doctor Mac Laughlin in einer seiner Barken nach dem St. Marien-Wasserfalle; und Herr Ermatinger nahm mich mit nach Mackinack. Alle Agenten der Nordwest-Compagnie, welche ich unterwegs antraf, behandelten mich sehr gut, und keiner sagte mir auch nur ein Wort über meine Verbindungen mit der Hudsonsbay-Gesellschaft.

Vierunddreißigstes Capitel.

Reise nach Detroit. — Zusammentreffen mit Kisch-kau-ko. — Familienerinnerungen. — Achtung der Indianer vor dem Eigenthume der Weißen. — Ungastlichkeit der weißen Grenzbewohner. — Gastfreiheit eines Indianers. — Moro. — Indianisches Justiz-Leichenbegängniß. — Spiele zu Ehren der Verstorbenen. — Der Mörder wird von der Mutter des Erschlagenen an Kindesstatt angenommen.

Major Puthuff, indianischer Agent der vereinigten Staaten zu Mackinack, gab mir ein Kanot aus Birkenrinde, einige Lebensmittel und einen Brief an den Gouverneur Caß in Detroit. Mein Kanot wurde an einen Schooner befestigt, an dessen Bord ich ging. Ein Herr, dessen Namen ich vergessen habe, sorgte für mich, und ich glaube, derselbe war vom Major ausdrücklich mitgeschickt, um sich meiner anzunehmen. Die Ueberfahrt dauerte fünf Tage; als wir an's Land stiegen, sagte der Gentleman, ich möchte auf ihn warten. Ich habe ihn jedoch niemals wieder gesehen.

Am andern Tage ging ich in den Straßen umher und blieb dann stehen, um Alles, was ich sah, genau zu betrachten. Endlich erblicke ich einen Indianer, gehe geradeswegs auf ihn zu und frage, wer er sey und woher er komme? — Ein Ottawah von Saugenong, gab er mir zur Antwort. — Kennst Du Kisch-kau-ko? — Er ist mein Vater. — Wo ist sein Vater, Dein Großvater Manito-o-gheezhik? — Der ist gestorben, als zum letzten Male die Blätter abfielen. — Da bat ich ihn, er möge seinen Vater aufsuchen und ihn zu mir bringen; aber der Alte wollte nicht.

Als ich am andern Morgen in den Gassen umherschlenderte, um mich ein wenig umzusehen, ward ich einen alten Indianer gewahr, und lief ihm nach. Er hörte mich kommen, drehete sich um, blickte mich scharf und etwas unruhig an, und schloß mich dann in seine Arme. Es war Kisch-kau-ko [1]). Er glich

1) Dieser Mann war in Michigan und in andern Gegenden der Nordwestgrenze durch viele von ihm verübte Mordthaten und Räubereien sehr berüchtigt. Er starb im Herbste 1825 im Gefängnisse zu Detroit.

keineswegs mehr dem jungen Manne, welcher mich vor vielen Jahren zum Gefangenen gemacht hatte. Mit großer Lebhaftigkeit fragte er mich, wie es mir gegangen sey, und wo ich mich seit unserer Trennung aufgehalten hätte. Ich bat ihn, mich zum Gouverneur Caß zu führen; allein er weigerte sich dessen, und erschrak, als ich ihm diesen Antrag machte.

Da ich wohl sah, daß er mir diesen Dienst nicht leisten wollte, so nahm ich den Brief des Major Puthuff zur Hand, ließ mir von Indianern des Gouverneurs Haus zeigen, und wollte unverzüglich eintreten; allein ein Soldat, welcher vor der Thür auf- und abging, versperrte mir den Weg. Zum Glücke sah ich den Gouverneur auf der Hausflur sitzen, und hielt ihm den Brief hin, worauf er dem Soldaten befahl, mich einzulassen. Als er das Schreiben gelesen hatte, reichte er mir die Hand und ließ einen Dolmetscher kommen, durch dessen Vermittelung er sich lange Zeit mit mir unterhielt. Kisch-kau-ko wurde gleichfalls geholt, und bestätigte, was ich über meine Entführung und meinen zweijährigen Aufenthalt unter den Ottawah's von Saugenong erzählt hatte.

Damals erfuhr ich von Kisch-kau-ko einige Einzelnheiten über meine Entführung, welche ich gleich zu Anfang meiner Erzählung mitgetheilt habe; und wovon mir immer ein freilich nur schwacher Schimmer im Gedächtnisse zurück geblieben war. Ich glaubte immer noch, daß beinahe alle Angehörigen meiner Familie bei dem zweiten Zuge, welchen Manito-o-gheezhik nach der Mündung des Big-Miami unternommen hatte, ums Leben gebracht worden seyen, weil der Alte mir den Hut meines Bruders mitgebracht hatte, um mir den Beweis davon in die Hände zu geben. — Ist es wahr, fragte ich nun Kisch-kau-ko, daß Dein Vater alle meine Verwandten ermordet hat? — Er sagte: Nein. Manito-o-gheezhik war in dem Jahre, welches auf meine Entführung folgte, und in derselben Jahreszeit in jene Gegend zurück gekehrt, und hatte meinem Vater und dessen Arbeitern vom frühen Morgen bis zum Mittage aufgelauert. Alle Weißen, mein neunzehnjähriger Bruder, welcher mit einem Gespanne Pferde arbeitete, allein ausgenommen, waren nach Hause gegangen. Er hatte die Zügel über seinen Nacken gehängt; da stürzten die Indianer über ihn her, die Pferde wollten davon

rennen; da verwickelte sich mein Bruder in's Riemwerk, fiel zu Boden und wurde von den Indianern gefangen genommen. Ohne Weiteres schossen die Ottawahs die Pferde mit Pfeilen todt und schleppten meinen Bruder in den Wald. Als es Nacht geworden war, setzten sie über den Ohio und machten erst Halt, als sie eine weite Strecke zurückgelegt hatten. Mein Bruder wurde, nachdem sie ihm die Hände auf dem Rücken zusammengeknebelt hatten, an einen Baum gebunden; auch um Hals und Brust schlangen sie ihm einen Riemen, diesen aber nagte er mit den Zähnen durch; es gelang ihm, eine Hand frei zu machen, er zog ein Federmesser aus der Tasche und durchschnitt die Bande, lief geradeswegs an den Ohio und schwamm über den Fluß. Die Indianer, durch das von ihm verursachte Geräusch aus dem Schlafe geweckt, rannten ihm durch den Wald nach, allein die Nacht war finster und sie holten ihn nicht ein. Sein Hut war liegen geblieben, und diesen nahmen sie mit, um mich glauben zu machen, daß mein Bruder von ihnen getödtet sey, während er doch schon bei Sonnenaufgang wieder im väterlichen Hause angelangt war.

Der Gouverneur gab mir Kleider, die siebenzig Dollars werth waren, und ich wohnte eine Zeit lang bei seinem Dolmetscher, etwa eine (englische) Meile von des Gouverneurs Hause entfernt. Dort sollte ich bis zu der Zeit bleiben, in welcher eine große Vereinigung von Indianern und weißen Männern zu St. Mary am Miami Statt zu finden pflegt. Nachher wollte er mich zu meinen Verwandten am Ohio zurück bringen lassen.

Ich wartete wenigstens zwei Monate, und meine Ungeduld, die Reise fortzusetzen, stieg von Tag zu Tage. Endlich reiste ich mit Be-nais-sa, Kisch-kau-ko's Bruder und acht andern Indianern, welche sämmtlich zu der großen Versammlung wollten, ab. Da ich mich ohne des Gouverneurs Wissen entfernte, so nahm ich keinerlei Art von Vorräthen mit. Bald hatten wir viel durch Anstrengungen und noch mehr vom Hunger zu dulden, besonders seit wir die Stromschnellen des Miami, wo wir unser Kanot ließen, hinter uns hatten. Die Indianer, welche uns begegneten, besaßen zwar Lebensmittel in Fülle, weigerten sich jedoch in der Regel, uns etwas abzugeben. Mehr als

einmal machten wir Halt, um neben dem Getreidefelde eines weißen Mannes zu schlafen. Das Korn war reif, wir waren halb todt vor Hunger, und doch wagten wir nicht, etwas davon zu nehmen. Eines Abends blieben wir bei einem Hause stehen, das recht hübsch aussah. Neben demselben befand sich ein großes mit Getreide bestelltes Feld. Die Indianer, beinahe todt vor Hunger, sagten zu mir: „Schaw-schaw-wa-ne-ba-se, Du bist weit her gekommen, um Deine Verwandten zu sehen, geh hinein, und sieh zu, ob sie Dir etwas zu essen geben.“ — Ich stellte mich darauf an die Thür; aber die Weißen, welche gerade beim Essen saßen, jagten mich fort, und die Indianer verspotteten mich.

Als wir einige Zeit nachher mitten auf dem Wege uns zum Schlafen niedergelegt hatten, kam ein Reiter daher, und fragte in der Ottawahsprache, wer wir wären. Einer der Indianer entgegnete: Wir sind Ottawah's und Oschibbeway's; wir haben ein Langmesser (sie deuteten auf die Säbel, welche die Weißen und namentlich die Soldaten tragen) bei uns; der ist vor vielen Jahren von Kisch-kau-ko zum Gefangenen gemacht worden. Der Reiter wußte, wer wir waren und wohin wir wollten, und sagte uns, er heiße Ah-koo-nah-goo-zik. Wenn ihr gut auf den Beinen seyd, sprach er, so werdet ihr morgen Nachmittag in meiner Wohnung seyn und eine gute Mahlzeit finden. Ich muß die ganze Nacht unterwegs seyn, um früh anzukommen. Mit diesen Worten verließ er uns.

Am andern Morgen waren alle meine Kräfte dermaßen erschöpft, daß ich abwerfen mußte, was ich trug. Ein Indianer nahm mein Gewehr, ein anderer meine Decke, und gegen Abend kamen wir an die Stelle, wo der Miami sich theilt. Dort fanden wir ein Indianerdorf, ein Comptoir und mehrere weiße Familien. Ich wandte mich an den Handelsmann und sagte ihm, wie es mir und meinen Gefährten, den Indianern, gehe; allein er wollte uns nicht helfen. Am andern Tage war ich unfähig meinen Weg fortzusetzen. Endlich erbarmten sich unserer einige Indianer, und ihnen verdankten wir es, daß es uns möglich war, das gastliche Dach Ah-koo-nah-goo-zik's zu erreichen.

Dieser Mann setzte uns zwei große mit Getreide gefüllte Schüsseln und Wildpret vor, welches er im Voraus hatte kochen

lassen. Die eine Schüssel, nebst Tellern und Holzlöffeln, stellte er vor mir hin, die andere gab er dem Be-nais-sa. Als wir gegessen hatten, sagte er, es werde wohl für uns am besten seyn, wenn wir zehn oder fünfzehn Tage bei ihm ausruhen wollten, denn er habe Getreide in Menge und Wild sey im Ueberflusse vorhanden. Ich antwortete ihm, daß die Reise, deren Ziel ich nun bald erreichen würde, seit langen Jahren mein innigster Wunsch gewesen wäre; meine Ungeduld, zu erfahren, ob noch einige meiner Verwandten am Leben wären, sey auf's Höchste gestiegen; ich würde mich jedoch glücklich schätzen, einige Tage bei ihm zu bleiben. Zugleich bat ich ihn, mir ein Pferd zu borgen, auf welchem ich bis Kau-wis-se-no-ki-ug oder St. Mary reiten wollte. — Das soll geschehen! gab er mir zur Antwort.

Als wir am festgesetzten Tage früh morgens unsere Anstalten zur Abreise trafen, führte er mir ein hübsches Pferd vor, gab mir den Zaum in die Hand und sprach: „das gebe ich Dir zu Deiner Reise." Ich sagte ihm nicht, daß ich es zu Kau wis-se-no-ki-ug lassen wollte; denn ich wußte, daß in solchen Angelegenheiten die Indianer wiederholte Betheuerungen nicht gern haben. Nach zwei Tagen kam ich auf dem zur Versammlung bestimmten Platze an. Die Indianer waren noch nicht da, indessen hatte sich schon ein Mann eingefunden, um den Ankommenden Lebensmittel auszutheilen. Gleich nach meiner Ankunft überfiel mich ein heftiges Fieber, das mir sehr peinlich war, obgleich ich dabei aus meiner Hütte gehen konnte.

Zehn Tage später setzte ein junger Ottawah, welchen Be-nais-sa zu meiner Verfügung gestellt hatte, damit er während meiner Krankheit mich pflegen und mit Nahrung versorgen sollte, über die kleine Bucht, und ging zu einem Lagerplatze der Potawatomies, welche kürzlich erst dort angekommen waren, und sich nun allen Ausschweifungen der Völlerei überließen. Um Mitternacht wurde er trunken zurückgebracht, und einer der Männer, welche ihn begleitet hatten, sprach: „Gib acht auf den jungen Mann, er hat einen bösen Streich verübt."

Ich weckte Be-nais-sa, um Feuer zu machen; und als es brannte sahen wir jenen Ottawah aufrecht stehen: er hielt ein Messer in der Faust, sein Arm und ein großer Theil des Körpers

waren mit Blut bedeckt. Die Indianer vermochten es nicht, ihn dahin zu bringen, daß er sich schlafen legte; als aber ich es ihm befahl, gehorchte er augenblicklich. Ich verbot allen jede Nachfrage über das, was geschehen war, und sagte, sie sollten thun, als bemerkten sie das blutige Messer gar nicht.

Als er am andern Morgen aus seinem tiefen Schlafe erwachte, wußte er gar nichts von Allem, was vorgegangen war. Er sagte uns, daß er schwer betrunken gewesen zu seyn glaube; nun sey er hungrig und wolle essen. Er war von Erstaunen ganz betroffen, als ich ihm sagte, er habe einen Menschen getödtet. Er erinnerte sich nur, daß er während des Rausches Geschrei ausgestoßen habe, als es ihm beigefallen wäre, daß an derselben Stelle vor vielen Jahren die Weißen seinen Vater ermordet hätten. Er war jetzt sehr betrübt, und eilte sogleich fort, um den Mann, welchen er getödtet, zu betrachten. Der Unglückliche athmete noch. Von den Potawatomies erfuhren wir, daß er nach einem jungen Menschen gestochen habe, der berauscht und sinnlos auf der Erde ausgestreckt lag, daß zwischen beiden keinerlei Streit vorgefallen war, und der Mörder wahrscheinlich gar nicht wußte, wer eigentlich sein Opfer war. Die Verwandten des Ottawah sagten kein Wort, aber der Dolmetscher des Gouverneurs überhäufte den Ottawah mit vielen Vorwürfen.

Jedermann sah wohl, daß der junge Potawatomie von seinen Wunden nicht wieder genesen würde und daß sein letzter Augenblick nahe war. Als unser Gefährte zurück kam, fand er, daß wir beträchtliche Geschenke in Bereitschaft hielten. Der Eine hatte eine Decke gegeben, der Andere ein Stück Zeug, der Dritte noch etwas Anderes und so fort. Er nahm Alles zusammen, legte es neben den Verwundeten auf den Boden, und sprach zu dessen Verwandten: „Meine Freunde, ich habe, wie ihr seht, diesen Mann, Euern Bruder, getödtet; allein ich wußte nicht, was ich that, ich hatte keinerlei Zorn gegen ihn. Als er vor einigen Tagen in unser Lager kam, habe ich ihn gern gehabt; meine Trunkenheit hat mich wahnsinnig gemacht, und von Rechtswegen gehört mein Leben Euch. Ich bin arm, ich lebe unter Fremden; aber mehrere von denen, welche mich aus meinem Lande hierher brachten, wollen mich gern wieder zu meiner

Familie führen; daher schicken sie mich zu Euch mit diesem kleinen Geschenke. Mein Leben liegt in Eurer Hand, und hier sind meine Geschenke; nehmt, was ihr wollt; meine Freunde werden sich nicht darüber beklagen."

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, setzte er sich neben dem Verwundeten nieder, ließ den Kopf hängen, hielt beide Hände vor die Augen und erwartete den Todesstreich. Aber die hochbejahrte Mutter des Schlachtopfers trat ein wenig vor und sprach: „Was mich und meine Kinder betrifft, so stehe ich Dir dafür, daß wir Dir nicht an's Leben wollen; aber gegen den Zorn meines Mannes, der gerade abwesend ist, vermag ich Dich nicht zu schützen. Indessen nehme ich Dein Geschenk an und werde bei meinem Manne zu Deinen Gunsten sprechen. Ich weiß, Du hast nicht aus Vorbedacht oder Haß dieses Unheil angerichtet, weshalb sollte Deine Mutter weinen, wie ich es jetzt muß." Sie nahm die Geschenke, und der Gouverneur Caß war zufrieden über die Wendung, welche diese Angelegenheit genommen hatte.

Am andern Morgen starb der Verwundete, und mehrere Leute von unserer Partei waren dem Mörder behülflich, ein Grab zu graben. Als die Vorbereitungen beendigt waren, schenkte der Gouverneur dem Todten Decken, Kleidungsstücke und andere Gegenstände, welche, nach indianischem Brauche, mit dem Leichname begraben werden sollten. Diese Gaben wurden am Rande der Grube zerstückelt; allein die alte Frau machte den jungen Leuten den Vorschlag, sie möchten dieselben nicht einscharren, sondern unter sich ausspielen.

Da es mancherlei Gegenstände waren, so folgten verschiedene Spiele aufeinander; es wurde geschossen, geworfen, gesprungen und gerungen; das schönste Stück Tuch blieb aber dem vorbehalten, welcher im Wettlaufe den Sieg davon tragen würde. Und diesen gewann der Mörder selbst. Die alte Frau rief ihn zu sich und sprach: „Junger Mann, mein Sohn war mir sehr werth; ich fürchte, daß ich ihn viel und oft beweinen werde; ich wäre glücklich, wenn Du an seiner Statt mein Sohn seyn, mich lieb haben und für mich Sorge tragen wolltest; nur bin ich vor meinem Manne besorgt." — Der Jüngling, der die Bemühungen, ihm das Leben zu retten, dankbar anerkannte,

nahm von Herzen gern diesen Antrag an[1]). Der Gouverneur indeß, welchem zu Ohren gekommen war, daß mehrere Freunde des Todten immer noch entschlossen waren, sich an dem Mörder zu rächen, schickte seinen Dolmetscher zu dem jungen Ottawah, und ließ ihn eindringlich ermahnen, unverzüglich zu fliehen und sich in sein Heimathland zu begeben. Anfangs weigerte er sich dessen, aber Be-nais-sa und ich gaben ihm denselben Rath wie der Gouverneur, leisteten ihm bei seinen Vorbereitungen hülfreiche Hand, und noch in derselben Nacht verließ er uns.

Am andern Morgen sehr früh sah ich zwei Freunde des getödteten jungen Mannes auf unsere Hütte zu kommen. Anfangs war ich etwas bestürzt darüber, denn ich glaubte, sie kämen in der Absicht, eine Gewaltthat zu verüben; allein bald bemerkte ich, daß sie ohne Waffen waren. Sie traten in die Hütte, und blieben lange sitzen, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich sagte der Eine: „Wo ist unser Bruder? Wir sind bei uns oftmals allein und möchten gern mit ihm Gespräche führen." Ich entgegnete, er sey ganz kürzlich fortgegangen, würde aber bald wieder kommen. Sie warteten lange auf ihn, und drangen darauf, ihn zu sehen; da ging ich hinaus und rief seinen Namen. Doch glaubte ich fest, daß keine Antwort erfolgen würde. Allein er erschien und trat mit mir in die Hütte. Anstatt unserem Rathe zu folgen und in seine Heimath zurück zu kehren, hatte er sich, einige Schritte weit von unserer Hütte entfernt, in ein Gebüsch gelegt, von diesem Verstecke aus die Beiden kommen sehen, und legte ihrem Kommen keine feindselige Absicht unter. Sie drückten ihm die Hand und behandelten ihn mit großer Freundlichkeit. Bald erfuhren wir, daß alle Gerüchte von Racheplänen, die man ihnen andichtete, völlig ungegründet waren.

---

1) Das kommt häufig vor, und wird von Lafitau I. 494 bestätigt.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Lehren eines indianischen Greises. — Bewohner von Kentucky. — Fieber. — Barsches Benehmen eines Ansiedlers. — Rückkehr unter die Weißen. — Eduard Tanner. — Theilnehmende und ungastliche weiße Leute. — Sitten auf der Grenze.

Da die Versammlung sich bald trennen wollte, lud mich Gouverneur Caß ein, mit ihm zu speisen, und mehrere Gentleman's wollten mit mir zechen. Als ich vom Tische aufgestanden war, hatte ich Mühe, meine Hütte wieder zu erreichen. Einige Tage später sagte mir der Dolmetscher, der Gouverneur wäre begierig gewesen zu sehen, bis zu welchem Grade ich die Leidenschaft der Indianer für starke Getränke theile, und ob ich mich im Rausche eben so betragen würde, wie sie. Der Wein hatte jedoch nicht so stark auf mich gewirkt, daß ich mir meiner nicht mehr bewußt gewesen wäre. Ich hatte mich niedergelegt und wachte auf, ohne nur die geringste Folge des Rausches zu spüren.

Einige Potawatomies stahlen das Pferd, welches mir unterwegs der gütige Alte, Ah-ku-na-gu-zik, geliehen hatte; die jungen Leute jedoch, welche bei meinem Freunde Be-nais-sa waren, machten es wieder ausfindig, und ich stellte es seinem Eigenthümer, welcher auch zur Versammlung gekommen war, zurück. Als Gouverneur Caß vernahm, wie gütig dieser Mann gegen mich gewesen war, beschenkte er denselben mit einem werthvollen Sattel. Der Alte weigerte sich eine Zeitlang, denselben anzunehmen; als man ihn aber endlich dazu bewogen hatte, bezeugte er sich äußerst dankbar. Er sprach: „Es haben mir die Greise gesagt, welche mich vor vielen Jahren unterrichteten, als ich noch ein Knabe war: ich sollte gut seyn und allen Menschen Gutes thun, besonders den Fremden, welche aus einer weit entlegenen Gegend kommen, überhaupt allen, die ich in einem hülflosen und verlassenen Zustande sähe. Wenn ich das thäte, sagten sie mir, dann würde auch der große Geist an mich denken, mir Gutes thun und mich für mein Betragen belohnen. Für diesen Menschen hier habe ich nur so wenig gethan, und was für eine große Belohnung habe ich nicht erhalten!"

Er drang in mich, ich sollte sein Pferd nehmen, das seiner Meinung nach bei weitem nicht so viel werth war, als jener Sattel, und ließ mir keine Ruhe deshalb. Endlich gab ich unter der Bedingung nach, daß er es so lange behalten sollte, bis ich es ihm abfordern würde. Der Gouverneur gab mir Sachen, die wohl zwanzig Dollars werth seyn mochten. Da ich eine weite Reise zu machen hatte, so kaufte ich ein Pferd für achtzig Dollars, die in Waaren bezahlt wurden. Bei den Meeting (der Indianerversammlung) waren zwei Männer aus Kentucky anwesend, welche mehrere meiner Verwandten kannten; der Eine hatte sogar in seiner frühen Jugendzeit in der Familie meiner Schwester gelebt. Mit diesen beiden machte ich mich auf den Weg, obschon meine Gesundheit noch etwas schwankend war. Kurze Zeit nachher verschlimmerte sich mein Zustand dermaßen, daß ich nicht mehr zu Pferde sitzen konnte. Da entschlossen sie sich, ein kleines Boot zu kaufen, und der eine übernahm es, mich zu Wasser weiter fort zu schaffen, während der andere mit unseren Pferden auf dem gewöhnlichen Wege fürbaß zog. Auf jener Strecke des Big-Miami trifft man auf viele Mühlenschleusen und andere Hindernisse. Selbst die Reise auf dem Flusse war für mich sehr angreifend, und dabei ging sie langsam von statten.

Endlich wurde ich so schwach, daß ich mich kaum noch bewegen konnte, und ich hielt vor dem Hause eines armen Mannes an, welcher am Ufer des Flusses wohnte. Da er Mitleid mit mir zu haben schien und sehr geneigt war, mich sorgfältig zu pflegen, so entschloß ich mich, bei ihm zu bleiben. Der Mann, welcher bis jetzt mein Reisegefährte gewesen war, sagte mir, er nehme seinen Weg nach dem Ohio zu, wolle aber wieder kommen oder mir jemand Anders schicken.

Der Mann, in dessen Hause ich blieb, verstand einige Wörter von der Ottawahsprache, und versäumte nichts, um mir meine Lage erträglich zu machen, bis mein Neffe kam, den mir meine Verwandten in Kentucky geschickt hatten. Von ihm erfuhr ich, daß mein Vater im Jahre **1811**, drei Monate nach dem großen Erdbeben, welches Neu-Madrid zerstörte, gestorben war; auch erzählte er mir manches Andere von meinen Angehörigen.

Unsere Reise bis Cincinnati, wo wir ein wenig ausruheten, war sehr langweilig und beschwerlich. Wir fuhren dann den Ohio in einer Barke hinunter. Mein Fieber kehrte regelmäßig Tag für Tag wieder, und wenn mich der Frost überfiel, mußten wir immer eine Zeitlang stillhalten. Wir kamen daher auch nicht rasch von der Stelle. Wir hatten einen Mann bei uns, der meinem Neffen behülflich war, mich in das Schiff hinein und wieder heraus zu heben, denn ich war wie ein Gerippe geworden, und konnte ohne Unterstützung weder aufrecht stehen noch essen.

Nach einem düstern und bewölkten Tage kamen wir bei Einbruch der Nacht vor einem hübschen Landgute an, dessen Wohnhaus recht einladend aussah. Wir stiegen aus unserem Boote, als es schon dunkel geworden war. Meine beiden Begleiter nahmen mich beim Arme und führten oder trugen mich vielmehr bis vor das Haus. Mein Neffe setzte den Eigenthümer von unserer Lage in Kenntniß und bemerkte ihm, wie schwierig und vielleicht lebensgefährlich es für mich seyn würde, wenn ich gezwungen wäre, weiter zu reisen. Er schlug uns aber nichts desto weniger ein Obdach ab, und warf uns, da mein Neffe dringend wurde, barsch vor die Thür.

Es war schon ziemlich spät am Abend, und die nächste Pflanzung mochte anderthalb Meilen weit entfernt liegen. Da dieselbe nicht am Strome, sondern landeinwärts lag, so konnte unser Boot uns nichts nützen und mein Neffe trug mich, mit Hülfe seines Gefährten, auf den Armen dorthin. Es mochte Mitternacht seyn, als wir vor einem großen, aus Backsteinen aufgeführten Gebäude standen. Die Bewohner lagen alle in tiefem Schlafe, an keinem Fenster war Licht zu sehen; als aber mein Neffe an die Thür klopfte, kam ein Mann und öffnete. Sein Erstes, was er that, war, mir Beistand zu leisten, er half mir beim Hineingehen, und rief seine Frau und Tochter herbei, welche meinen Gefährten zu essen brachten. Für mich bereitete er eine Arzenei und brachte mich dann in ein Bett. So schlief ich denn bis zum späten Morgen und blieb beinahe den ganzen Tag über in diesem Hause, wo ich mit der größten Freundlichkeit behandelt wurde. Seitdem fühlte ich mich etwas wohler, und kam ohne weiteres Ungemach bis zu dem Orte, wo die

Kinder meiner Schwester wohnten. Eine Nacht blieb ich bei einem meiner Neffen, Namens John, und ging dann zu einem seiner Brüder, bei welchem ich etwa einen Monat lang krank lag.

Damals erhielten meine Verwandten einen Brief, und machten mir begreiflich, daß derselbe an mich gerichtet sey; ich verstand aber seinen Inhalt nicht, obschon sie mir denselben zu verschiedenen Malen vorlasen. Seit meiner Ankunft hatte ich fast immer das Bett gehütet, und da man mich beinahe immer allein ließ, so hatte ich noch nicht gelernt, mich verständlich auszudrücken, verstand auch nicht, was mir andere sagten. Ich befand mich übrigens ein wenig besser, konnte auch schon einigermaßen begreiflich machen, was ich wollte, als ein zweiter Brief anlangte. Nun erfuhr ich, daß mein Bruder Eduard, dessen Namen ich niemals vergessen hatte, eine Reise nach dem rothen Flusse gemacht hatte, um mich aufzusuchen. Einer meiner Oheime, welcher etwa hundert Meilen von meinem damaligen Aufenthaltsorte entfernt wohnte, lud mich ein, zu ihm zu kommen. Aber alle meine Gedanken waren auf meinen Bruder Eduard gerichtet, und ich verlangte nach meinem Gaule, um ihn am rothen Flusse aufzusuchen. Etwa zwanzig bis dreißig Nachbarn traten zusammen, um mich von dem Reiseplane abzubringen; als sie jedoch sahen, daß ich fest bei meinem Vorsatze blieb, gab jeder von ihnen mir etwas Geld, der Eine einen Schilling, der Andere ein Paar, noch andere reichten mir mehr, und so ritt ich fort.

Kaum mochte ich etwa zehn Meilen weit geritten seyn, als in Folge der Anstrengung mich ein Krankheitsanfall heimsuchte, und ich mußte bei einem Manne einkehren, dessen Namen ich später erfahren habe; er hieß Morgan. Bei ihm blieb ich vier Tage, und als ich nach Ablauf derselben mein Pferd verlangte, versammelten sich auch hier Leute um mich und machten mir einige Geschenke. Der Eine steckte mir Brot in einen Sack, der Andere band ein Spanferkel hinter meinem Sattel fest, kurz sie versorgten mich mit Geld und Lebensmitteln.

Ich wollte nach Detroit zurückkehren; da ich aber noch sehr schwach war, so begleitete mich Herr Morgan nach Cincinnati. Ich hatte die Bemerkung gemacht, daß ich krank wurde, sobald ich in einem Hause schlief, und deshalb weigerte ich mich nun,

während dieser Reise mich in einem solchen zur Ruhe zu legen; und wählte mir einen anderweitigen passenden Platz aus. Ich that recht daran, denn ich merkte bald, daß ich kräftiger wurde.

Als Herr Morgan Cincinnati verlassen hatte, setzte ich meine Reise allein fort, und bald fehlte es mir an Lebensmitteln. Damals rief mir ein alter Mann, der vor seiner Thür saß, zu: „Halt an, komm!" von allem, was er mir sagte, verstand ich nur diese paar Worte; aus seinem ganzen Benehmen aber sah ich, daß er es gut meinte, und ritt daher in seinen Hof. Er nahm mir mein Pferd ab und gab demselben viel Korn zu fressen. Ich selbst ging in's Haus; er stellte mir viel Fleisch vor, ich konnte es aber nicht essen, und nun reichte er mir Nüsse, von denen ich mehrere verzehrte. Als er bemerkte, daß ich lebhaft wünschte, weiter zu reisen, sattelte er mein Pferd, das sich satt gefressen hatte, und führte es mir vor. Ich bot ihm Geld, er wollte aber nichts nehmen.

Ein paar Tage später hielt ich vor einem Hause still, in dessen Hofraume eine große Menge Korn aufgehäuft war; mein Pferd war fast dem Hungertode nahe. Ich ritt hinein, zog einen Dollar aus der Tasche und gab ihn einem dastehenden Manne; darauf nahm ich mehrere Garben Getreide und warf diese meinem Pferde vor. Ich konnte den Bewohnern dieses Hauses nicht begreiflich machen, daß mich hungerte, oder vielmehr, sie schienen mich nicht verstehen zu wollen. Ich trat in's Haus; die Frau schien ärgerlich zu seyn. Ich sah ein Stück Brot liegen, zeigte auf dasselbe hin und führte meine Hand zum Munde; aber sie wollte auch dieses Zeichen nicht verstehen. Da nahm ich das Brot, führte es zum Munde, und that, als wollte ich es essen. Sie aber rief ihren Mann, der schnell herbei kam, mir das Brot wegriß, mich vor die Thür warf, auch meinem Pferde das Korn wegnahm, und rief, ich sollte mich packen.

Darauf ging ich in ein großes, aus Backsteinen aufgeführtes Haus, und beschloß, in diesem mein Glück zu versuchen; aber ein sehr dicker Mann fuhr mich laut und barsch an. Was er sagte, weiß ich nicht; aus seinen Bewegungen aber nahm ich ab, daß er mir den Eintritt verbot. Dessen ungeachtet wollte ich hineingehen; er stürzte jedoch auf mich zu, packte mein Pferd

beim Zaume und sprach vielerlei zu mir. Ich merkte wohl so ungefähr, daß er mich für einen Indianer hielt. Er wollte mir mein Gewehr wegnehmen. Späterhin erfuhr ich, daß er eine obrigkeitliche Person war und eine Schenke hielt. Damals aber war ich hungrig, krank und sehr reizbar; in meiner Hand hielt ich einen Hickorystock, der etwa so dick wie mein Daumen und drei oder vier Fuß lang seyn mochte; damit zog ich ihm einen so derben Hieb über das Gesicht, daß er mich los ließ, und ich machte mich davon. Zwei junge Männer, deren Pferde vor dem Hause angebunden waren, und die mir Reisende zu seyn schienen, schlossen sich mir an, und wir zogen eine Strecke weit desselben Weges.

Jene Reise war sehr beschwerlich und unangenehm. Ich fühlte mich alle Tage schwächer und muthloser, war wieder allein, fand bei den Leuten keine Theilnahme und litt viel von Hunger und Krankheit. Nachts schlief ich, meinem Entschlusse getreu, immer im Walde; aber es war für mich nicht leicht, Wildpret zu schießen, und meine Gesundheitsumstände erlaubten mir nicht, weit vom Wege ab zu jagen.

Als ich ziemlich nahe bei der Quelle des Big-Miami war, und eines Abends einem Landmann einen Dollar geboten hatte, nichts desto weniger aber von ihm fortgejagt worden war, ohne für mich oder mein Pferd das Geringste erhalten zu haben, legte ich mich, eine geringe Strecke weit von seinem Hause entfernt, im Holze nieder, und machte mich, als, meiner Meinung nach, alle schliefen, auf die Beine, um ein wenig Korn für mein Pferd zu holen. Ich hatte denselben Abend für mich ein Huhn gekauft, wovon ich einen Theil verzehrte, und am andern Morgen befand ich mich ein wenig besser. In jener Gegend wurden die Wohnungen immer seltener, die unangebaueten Zwischenräume immer größer. In einem Walde traf ich auf ein Rudel Schweine, tödtete eins davon und hing das Fleisch an meinem Sattel auf. So war ich denn für eine Weile vom Hunger frei.

Am Erie-See lebte ein Handelsmann, den ich recht gut kannte, und der die Ottawahsprache so gut redete, wie ich selbst. Als ich diesen Mann aber um etwas Futter für mein Pferd ansprach, rief er, ich sollte mich fortpacken, er gebe mir nichts.

Er besann sich jedoch gleich, und bot mir Korn für Bärenfleisch; denn dafür hielt er das an meinen Sattel gebundene Schweinefleisch. Ich wandte ihm jedoch den Rücken, setzte über den Miami und schlief im Walde.

In jener Nacht befand ich mich sehr unwohl, und als ich am andern Morgen bemerkte, daß mein Pferd fortgelaufen war, sah ich mich kaum im Stande, es aufzusuchen. Ich schleppte mich jedoch bis an den Fluß, und bemerkte nun, daß sich mein Thier auf dem andern Ufer befand. Ich rief den Handelsmann, dessen Haus mir gerade gegenüber war, bei Namen, und bat ihn, er möge mir doch mein Pferd bringen oder schicken, denn ich sey schwer krank. Er aber weigerte sich dessen. Da ersuchte ich ihn, mich im Kanot hinüber zu holen, denn in meinem Zustande möchte ich nicht gern den Körper naß machen. Auch das schlug er mir ab, und so blieb mir nichts anderes übrig, als durch den Fluß zu schwimmen. Ich nahm mein Pferd, und ritt wieder nach meinem Lagerplatze zurück, konnte jedoch an jenem Tage nicht weiter reisen.

Am andern Morgen brach ich auf, und hatte das Glück, ein Haus zu finden, in welchem ich von der Frau mit großer Freundlichkeit behandelt wurde. Sie gab meinem Pferde Korn und setzte mir eingesalzenes Schweinefleisch vor; das reichte ich ihr jedoch zurück, weil ich es nicht essen konnte. Sie gab mir darauf frisches Wildpret, und davon nahm ich ein wenig. Sie lud mich durch Zeichen ein, unter ihrem Dache zu schlafen; allein ich dankte dafür, und wählte mir unweit von der Behausung einen passenden Lagerplatz, wo ich das Fleisch, welches sie mir gegeben hatte, kochte. Noch ehe meine Mahlzeit fertig war, schickte sie mir durch ein Kind etwas Brot und frische Butter.

Am andern Morgen ritt ich weiter, und traf beinahe gar kein angebautes Land mehr. Im Dorfe, wo Ah-ku-nah-gu-zik wohnte, wollte ich nicht anhalten; ich hatte schon zu viele Verpflichtungen gegen diesen Mann, und befürchtete, er möge noch einmal in mich dringen, sein Pferd anzunehmen. Als ich etwa hundert Meilen von der Stadt Detroit entfernt seyn mochte, wurde meine Krankheit sehr bedenklich; ich konnte nicht weiter fort, und entschloß mich endlich, etwas Tartarus emeticus zu nehmen, welchen ich seit langer Zeit bei mir trug, und den ich

vom Doctor Mac Laughlin am Regensee erhalten hatte. Als ich denselben kaum verschluckt hatte, fing es an zu regnen; mich fror, ich wurde naß und bekam einen furchtbar heftigen Krampf. Nach dem Regen bedeckte sich die Oberfläche des Baches, an welchem ich lagerte, mit Eis; ich durchstampfte dasselbe, und blieb, um mir die Fieberhitze zu vertreiben, lange Zeit im Wasser. Mehrere Tage lang lag ich schwer krank, konnte nicht von der Stelle, und hoffte nicht einmal mehr auf Genesung. Endlich kamen zwei Männer mit dem Postwagen vorüber; einer von ihnen sprach etwas Indisch; sie konnten jedoch, da sie keine Zeit verlieren durften, nichts für mich thun.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Die beiden Brüder. — Die Kleider der Weißen. — Der Mississippi. — Lucie Tanner. — Rückkehr zu den Indianern. — Der rothköpfige Engländer. — Der indische Begräbnißplatz. — Die Masern. — Prophetischer Traum. — Die zweite Frau. — Mackinack.

Endlich bekam ich einige Kräfte wieder, und vermochte weiter zu reisen. Etwa zwei Tagereisen von Detroit traf ich unterwegs einen Mann, der eine Sioupfeife in der Hand hielt. Seine auffallende Aehnlichkeit mit meinem Vater erregte im hohen Grade meine Aufmerksamkeit. Ich bemühte mich, ihn zum Stillhalten zu bewegen und mich ihm bemerklich zu machen; er aber beachtete mich kaum und entfernte sich. Zwei Tage später erfuhr ich, daß meine Ahnung sich bestätigt hatte; der Mann war mein Bruder gewesen. Der Gouverneur erlaubte mir nicht, ihm nachzueilen, weil er sich vorgenommen hatte, unterwegs in allen Häusern nach mir zu fragen, also nothwendig erfahren mußte, welchen Weg ich genommen hatte, und unverzüglich zurück kommen würde.

Des Gouverneurs Vermuthung war ganz richtig gewesen, denn drei Tage später kam mein Bruder zurück. Er hielt mich

lange in seinen Armen; da ich aber die englische Sprache nicht verstand, so konnten wir uns nur mit Hülfe eines Dolmetschers unterhalten. Er schnitt mir die langen Haare ab, welche ich damals nach Indianersitte trug. Wir besuchten zusammen den Gouverneur Caß, der sehr damit zufrieden war, daß ich meine bisherige Kleidung abgelegt hatte; aber die der Weißen war mir sehr unbequem, und wenn ich es mir recht behaglich machen wollte, zog ich mich wieder wie ein Indianer an.

Ich wollte meinen Bruder gern bewegen, mich nach meinem Wohnsitze am Wäldersee zu begleiten; er aber beharrte dabei, ich sollte mit ihm über den Mississippi gehen, und wir reisten zusammen ab. Der Militaircommandant des Fort Wayne nahm uns sehr freundlich auf, und im Allgemeinen war unsere Reise recht angenehm. Nach vierzig Tagen langten wir in der Wohnung meines Bruders an; sie lag am Mississippi, etwa funfzehn Meilen oberhalb von Neu-Madrid. Ein anderer meiner Brüder wohnte nicht weit von dort entfernt, und beide gingen mit mir in eine Gegend, etwa funfzehn Meilen jenseits des Cap Girardeau, wo zwei von meinen Schwestern lebten. Darauf fuhren wir, etwa sechs oder sieben an der Zahl, etwas oberhalb des Cap Girardeau über den Mississippi, gingen über Golkonda, an den Ohio und begaben uns nach Kentucky. In diesem Staate, in der Nähe der kleinen Dörfer Salem und Princeton, wohnten viele von meinen Verwandten.

Meiner Schwester Lucie hatte in der Nacht vor dem Tage meiner Ankunft geträumt, ich käme durch ein Getreidefeld, welches ihr Haus umgab. Sie hatte zehn Kinder. Verwandte, Freunde, Nachbaren, alle kamen herbei, um Zeugen des Wiedersehens zu seyn. Obgleich wir uns einander nicht verständlich machen konnten, so vergossen doch alle viele Thränen. Am nächsten Sonntage war der Zusammenfluß der Menschen noch viel größer, im Hause meiner Schwester wurde Gottesdienst gehalten. Mein Schwager, Jeremias Rucker, wollte im Testamente meines Vaters einige Verfügungen zu meinen Gunsten finden. Er brachte mich daher nach Princeton und stellte mich der Behörde vor; es ließ sich jedoch nichts thun. Meine Schwiegermutter, welche nicht weit entfernt wohnte, gab mir einhundert und siebenunddreißig Dollars.

Ich ging mit meinen männlichen und weiblichen Verwandten nach Scottsville, wo ein Oheim von mir wohnte, der mich gern sehen wollte. Dort wurde für mich gesammelt, und ich erhielt hundert Dollars. Nach meiner Rückkehr brachte Oberst Ewing aus Hopkinsville in einer einzigen Stunde, welche ich bei ihm zubrachte, auch hundert Dollars zusammen, die er mir einhändigte. Dieser Gentleman behandelte mich mit großer Aufmerksamkeit und vielem Wohlwollen. Er ist mir seit jenem Tage ein aufrichtiger und thätiger Freund geblieben.

Von Hopkinsville kehrte ich zu meiner Schwägerin zurück, und traf Vorkehrungen zu einer Reise an den Wälder-See. Mehrere meiner Verwandten, welche mich bis über den Missisippi begleitet hatten, gingen wieder heim, mein Bruder blieb jedoch mit seiner Frau bei mir; denn er wollte mich nicht verlassen. Von meinem Bruder Eduard, bei Neu-Madrid, kehrte ich nach Jackson zurück, wo ich krank wurde. Durch die freiwilligen Gaben gastfreier, theilnehmender Menschen, mit denen ich bekannt geworden war, besaß ich damals fünfhundert Dollars in Silber. Mein Bruder besorgte, diese beträchtliche Summe könnte mich, wenn ich allein ginge, Gefahren aussetzen, und deshalb begleitete er mich.

Von Jackson begaben wir uns gemeinschaftlich nach St. Louis, wo wir den Gouverneur Clark trafen, der meinem Bruder schon früher, als er nach dem Norden reiste, um mich aufzusuchen, sehr behülflich gewesen war. Dieser nahm uns wohlwollend auf, und bot uns alle mögliche Unterstützung an, deren wir nur bedürfen würden, um den Plan, meine Familie aus dem Indianerlande zu holen, auszuführen. Mein Bruder wollte viele Leute zu unserem Beistande mitnehmen, um im Nothfalle meine Kinder mit Gewalt zu entführen; ich begab mich indessen eines Tages zum Gouverneur und bat ihn, nicht auf meinen Bruder zu hören, weil dieser mit dem Lande, wohin wir wollten, nicht genau bekannt, und sich auf die Mittel, welche unserer Unternehmung das Gelingen sichern könnten, eben so wenig verstehe. Mein Wunsch war, weder von meinem Bruder, noch von irgend einem andern Weißen begleitet zu werden. Ich wußte wohl, daß jener die Anstrengungen der Reise schwerlich würde ertragen und noch weniger, gleich mir, den ganzen Winter

hindurch in einer Indianerhütte leben können. Ja ich war überzeugt, daß er mich weit mehr hindern, als mir förderlich seyn würde.

Gouverneur Clark wollte mich den obern Mississippi hinauf nach dem Wälder-See schicken; allein ich konnte mich nicht entschließen, diesen Weg zu nehmen, weil ich dann durch das Land der Sioux hätte gehen müssen. Er gab mir ein Mackinack-Boot, in welchem eine hinlängliche Anzahl von Ruderern saß, und das Platz genug für sechszig Mann hatte. Außerdem schenkte er mir drei Faß Mehl, zwei Faß Schiffsbrot, Flinten, Zelte, Hacken und andere dergleichen Sachen. Endlich bewog ich meinen Bruder, zurück zu bleiben, und reiste ab. Die heftige Strömung des Mississippi unterhalb der Mündung des Missouri überzeugte mich bald, daß ein so großes und schweres Fahrzeug für meine Reise sehr unpassend war, und ich ließ es daher am Trageplatze der Sioux zurück. Von dort aus fuhr ich in meinem Kanot, von nur zwei Männern begleitet, bis zu den Quellen des Illinois und von da nach Chicago.

Ich hatte vom Gouverneur Clark einen Brief an den indianischen Agenten zu Chicago, Herrn Mackenzie. Da derselbe kein Fahrzeug besaß, das unverzüglich nach Mackinack hätte fahren können, so ließ er für mich ein aus Rinde zusammengefügtes und mit Indianern bemanntes Kanot in Stand setzen. Diese Indianer aber ergaben sich mehrere Tage hintereinander dem Trunke, und während dieser Zeit kam ein Boot an, welches mich aufnahm. Zehn Tage blieb ich in Mackinack und Kapitain Knapp bot mir Ueberfahrt nach der Drummond-Insel an. Doctor Mitchell und der indianische Agent, Oberst Anderson, behandelten mich sehr freundschaftlich. Der letztere machte eine Reisegelegenheit bis zum St. Marinewasserfalle für mich ausfindig.

Dort blieb ich zwei oder drei Monate, weil Oberst Dickson, der selbst sich zu einer Reise anschickte, nicht zugeben wollte, daß ich auf einem Boote der Nordwestcompagnie, welches während meiner Anwesenheit zwei- oder dreimal abfuhr und wieder zurückkam, über den Obern-See fahren sollte. Endlich segelte er ab, und nahm mich mit in sein Schiff. Kaum waren wir eine Strecke weit vom Ufer entfernt, da gab er mir ein Ruder in die Hand, und ich mußte, ungeachtet meiner mißlichen Ge-

sundheitsumstände, arbeiten, so viel es meine Kräfte nur irgend erlaubten. Er setzte mich darauf, etwa zwanzig Meilen oberhalb des Fort William, ans Land, wo wir Herrn Giarson fanden, welcher die Aufsicht über die der Hudsonsbay-Gesellschaft angehörenden Waaren führte Ich war sehr mißvergnügt über das Benehmen des Obersten Dickson gegen mich, und sagte beim Abschiede: obwohl er mich so weit vom Ziele meiner Reise verlassen hätte, so würde ich doch früher nach Me-nau-zhe-tau-nung kommen, als er. Mein ganzes Gepäck ließ ich bei Herrn Giarson zurück, und wurde mit einem alten Franzosen Handels eins, der mich in einem Kanot über den See bringen sollte. Meine Ueberfahrt war glücklich, und ich kam in der That eher an, als Oberst Dickson.

Meine Familie befand sich wohl. Am andern Morgen sagte man mir, daß ein rothköpfiger Engländer (denn als solchen bezeichneten die Indianer den Oberst Dickson) auf meine Hütte zukäme. Ich rief ihm aus derselben zu, er möchte ja nicht eintreten: „Du findest mich hier in meiner Hütte, obwohl Du mich am Ufer des See's, fern von meiner Wohnung oder einem Orte, wo ich hätte Hülfe finden können, verlassen hast. Mein Wigwam ist nicht für einen Menschen, wie Du bist, gemacht; ich hoffe daher, Du wirst ihn nicht betreten." Ich wußte recht gut, daß er Essen von mir verlangen werde, ich war jedoch fest entschlossen, ihm weder etwas zu essen zu geben, noch ihn überhaupt nur zu sehen.

Er verließ unser Dorf, um auf dem Wege, welchen gewöhnlich die Indianer nehmen, nach dem rothen Flusse zu gelangen. Da das Wasser außerordentlich niedrig stand, so hatte er viel auszustehen, und wäre beinahe, wie wir später erfuhren, vor Hunger gestorben. Am Wege lag ein indianischer Begräbnißplatz, der ringsum eingehegt war. Auf demselben ruhete einer meiner Schwäger, eine Tochter Oto-pun-ne-be's und andere meiner Verwandten und Freunde. Mehrere dieser Gräber waren umzäunt, und auf jedem derselben stand eine aus Zweigen aufgeführte Hütte. Oberst Dickson zerstörte die Zäune sowohl als die Hütten. Ein solches Benehmen empörte die Indianer; sie nahmen sich vor, ihn zu tödten und würden es gethan haben, wenn eine günstige Gelegenheit dazu sich dargeboten hätte; er

ging aber nach Pembinah, begab sich von da zum Traverse-See, und ließ sich niemals wieder im Lande der Dschibbeways blicken.

Einige Tage nach meiner Ankunft zu Me-nau-zhe-tau-nung erkrankte eines meiner Kinder an den Masern, die damals unter den Indianern große Verwüstungen anrichteten, und starb. Auch die übrigen wurden nach der Reihe angesteckt; ich wußte aber recht gut, wie man diese Krankheit behandeln muß, und so wurden alle gerettet. Bald nachher begann es, an Lebensmitteln zu fehlen, und ich traf gemeinschaftlich mit Me-zhuk-ko-naun Vorbereitungen zu einer Jagdmedicin. Im Traume erblickte ich den jungen Mann, welcher mir schon bei ähnlichen Gelegenheiten erschienen war; er schwebte, wie früher, so auch diesmal, herab, und stellte sich vor mir hin.

Mit mehr Härte als sonst wohl tadelte er mich, daß ich über den Verlust meines Kindes schreie und klage. „Von nun an," sprach er, „wirst Du mich nicht wieder sehen, und der Pfad, den Du noch zu wandeln hast, wird voll sein von Dornen und Schlingkraut. Wegen der vielen Verbrechen und des schlechten Betragens Deiner Frau wird Deine Zukunft eine mühevolle seyn. Da Du mich aber gerufen hast, so will ich Dir diesmal noch zu essen geben." Als er diese Worte sprach, blickte ich vor mir hin, und sah eine Menge Enten, welche einen Teich bedeckten; an einem andern Platze erblickte ich einen Stör und an einem dritten ein Rennthier. Dieser Traum wurde, gleich allen übrigen, erfüllt, wenigstens in so weit er sich auf Jagd und Fischfang bezog.

Als der Winter kam, ging ich an den rothen Fluß, um dort Bisons zu jagen und ihr Fleisch zu dörren; und als es Frühjahr wurde, machte ich mich auf den Rückweg nach den Staaten. Von meiner ersten Frau hatte ich mich schon zehn Jahre vor dem Zeitpunkte, von welchem ich jetzt rede, getrennt. Die Bitten der Indianer, und theilweise auch die Lage, in welcher ich mich befand, hatten mich dringend veranlaßt, eine andere zu nehmen, von welcher ich damals drei Kinder hatte; die von meiner ersten Frau befanden sich damals nicht im Dorfe. Da die zweite durchaus nicht mit mir gehen wollte, so nahm ich die drei Kinder, und zog fort ohne die Frau. Aber am Regen-

See kam sie zu mir, und willigte darein, mich bis nach Mackinack zu begleiten.

Auf meinem Rückwege war mir die Nordwest-Compagnie in mancher Hinsicht behülflich; da ich aber nach der Drummond-Insel kam, erlebte ich etwas sehr Unangenehmes. Als ich früher nach dem Wälder-See reiste, hatte ich mehrere sehr werthvolle Geschenke abgelehnt, weil ich dieselben nicht fortschaffen konnte. Man hatte mir jedoch versprochen, sie mir zu geben, wenn ich abermals die Insel besuchen würde. In der Zwischenzeit aber war der Beamte, welcher sich so gütig gegen mich gezeigt hatte, durch einen andern ersetzt worden, der auch ganz anders beschaffen, und durchaus nicht geneigt war, etwas für einen Menschen zu thun, der mit den Indianern in Verbindung stand. Dieser Mann wollte mich nicht einmal sehen, geschweige denn, mir in irgend einer Weise behülflich seyn. Indessen gelangte ich doch, Dank dem Herrn Ermatinger, vom St. Marine-Wasserfalle nach Mackinack.

Oberst Boyd, welcher dort zu jener Zeit Agent war, zog mich an sich, und wollte mich als Arbeiter in seiner Schmiede verwenden; da mir aber diese Arbeit nicht zusagte, so mochte ich nicht bleiben. Er gab mir hundert Pfund Mehl, eben so viel Schweinefleisch, etwas Branntwein, Taback und andere Dinge. Es lagen damals gerade zwei Fahrzeuge bereit, die nach Chicago segeln wollten, aber keins von beiden wollte mich an Bord nehmen, obschon ich Geld genug hatte, und die Ueberfahrt bezahlen wollte. In dieser Verlegenheit verkauften mir Indianer für sechzig Dollars ein altes, in schlechtem Zustande befindliches Kanot aus Rinde, und ich miethete drei Franzosen, die mich begleiten sollten; allein Oberst Boyd erlaubte es ihnen nicht, gab mir jedoch einen Brief an den Doctor Wolkott, indianischen Agenten zu Chicago, mit, und so reiste ich denn, nur von einem Manne begleitet, ab.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Das Reisfeld. — Wohlwollendes Benehmen eines Franzosen. — Mühsame Fahrt. — Expedition des Majors Long. — Sterblichkeit. — Die indianischen Dolmetscher.

Ich hielt mich nur kurze Zeit bei der Ottawahniederlassung Waw-gun-nuk-kiz-ze auf. Dort sah ich wohl ein, daß die Weiterreise in einem Kanot, welches von allen Seiten Wasser einließ und sehr gebrechlich war, unmöglich sey, und kaufte daher ein neues, für welches ich achtzig Dollars zahlte. Mehrere meiner Bekannten unter den Ottawahs wollten mich begleiten, und so brachen wir auf; in dem einen Kanot saßen acht Männer, in einem andern sechs nebst einigen Weibern. Sie begleiteten mich, bis wir noch einige Tagereisen weit von Chicago entfernt waren, wo wir andere Indianer trafen, die uns betrübende Nachrichten über den niedrigen Wasserstand der Flüsse in Illinois gaben. Da verließen mich jene, und meine Frau ging mit ihnen.

In Chicago bekam ich das Fieber wieder; meine Lebensmittel waren mir ausgegangen und ich befand mich in einer sehr kläglichen Lage. Ich gedachte den Doctor Wolkott zu besuchen, aber der mochte mich nicht sehen, und wollte sich überhaupt nicht um mich bekümmern, und doch wußte er recht gut, wer ich war; er hatte mich bei meiner letzten Anwesenheit in Chicago gesehen, und ich konnte gar nicht begreifen, aus welchen Gründen er sich weigerte, mir Hülfe zu leisten. Mein Zelt hatte ich unweit von seiner Wohnung aufgeschlagen, ganz in der Nähe eines mit wildem Reis bestellten Ackers. Obwohl ich mehrere Tage lang außer Stande war, mich länger als fünf Minuten aufrecht zu erhalten, so tödtete ich doch so viele Vögel, die sich auf jenem Acker niederließen, um wenigstens meine Kinder sättigen zu können.

Als ich mich ein wenig kräftiger fühlte und mich mit Hülfe zweier Stäbe bis zum Hause des Doctor Wolkott schleppen konnte, stellte ich ihm vor, daß meine Kinder in der Gefahr

schwebten, Hungers zu sterben; er wies mich aber auch jetzt barsch zurück. Als ich fortging, vergoß ich einige Thränen, was bei mir selten vorkam; aber damals hatte mich die Krankheit weibisch gemacht. Mir wurde ohnmächtig, und ehe ich mein Zelt erreichte, sank ich wohl drei- bis viermal zu Boden. Bald nachher aber machte ein Franzos, der mit ein paar Fahrzeugen über den Tragplatz kam, meinem Leiden und der Noth meiner Kinder ein Ende.

Die Frau dieses Mannes war aus dem Volke der Oschibbeways und pflegte ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Einige seiner Pferde waren durch den langen Marsch, welchen sie gemacht hatten, schon sehr ermüdet, und dennoch wollte er mich mit meinem Kanot sechszig Meilen, und wenn es seine Thiere aushalten könnten, hundert und zwanzig Meilen weit fortschaffen, denn so breit ist der Tragplatz; wir wurden über den Preis einig, der mir sehr mäßig vorkam. Er gab mir ein junges Pferd, auf das ich mich setzte; denn gehen konnte ich nicht.

Wir hatten noch keine sechszig Meilen zurückgelegt, da wurde er selbst krank und bekam einen Blutfluß. Bei ihm war ein junger Mann, und ich leistete ihm daher den einzigen Dienst, der in meiner Macht stand; ich stellte ihm frei, umzukehren. Das Pferd, welches ich ihm gelassen hatte, wurde in der folgenden Nacht von Potawatomi's gestohlen. Mein Franzos also hatte mich bald nach unserer Abreise von Chicago verlassen, und ich hatte zur Unterstützung nur einen alten Indianer bei mir, der Gos-so-kwaw-waw oder der Raucher hieß. Es war zu jener Zeit ein wenig Wasser im Flusse, und ich beschloß deshalb, mein Kanot flott zu machen, um zu versuchen, ob ich hinabfahren konnte; das Wasser war jedoch nicht tief genug, um uns zu tragen; wir konnten nur die Kinder auf demselben fortschaffen, wenn der eine das Kanot zog und der andere nachschob.

Nachdem wir auf eine höchst beschwerliche Weise und sehr langsam drei Meilen zurückgelegt hatten, mußten wir den Versuch aufgeben, und ich vereinigte mich mit einem Potawatomi, den wir unterwegs antrafen. Für eine Decke und ein Paar Beinschienen ließ er sich bereit finden, auf seinem Pferde mein Gepäck und meine Kinder etwa sechszig Meilen weit fortzuschaffen, bis zur Mündung des An-num-mun-ne-se-be oder gelben

Okerflusses. Es kam mir etwas bedenklich vor, einem Potawatomi meine Kinder und mein werthvolles Gepäck anzuvertrauen; der alte Gos-so-kwaw-waw meinte indeß, er werde wohl redlich seyn. Als er die Kinder auf das Pferd hob, sprach er: „In drei Tagen bin ich an der Mündung des An-num-mun-ne-se-be und dort erwarte ich Euch."

Wir trennten uns, ohne weiter etwas zu reden; der alte Raucher und ich setzten den beschwerlichen und ermüdenden Weg den Illinois entlang fort. Von Chicago bis zum gelben Okerflusse liegen zu beiden Seiten dieses letzteren fast nur Prairien, und man kann, ohne auf Hindernisse zu stoßen, mit Pferden und Karren recht gut von der Stelle. Als wir auf dem bestimmten Platze ankamen, fanden wir den Potawatomi, der sein Wort redlich gehalten hatte.

Wir schafften alle meine Sachen ins Kanot, und fuhren bis zum Fort Clark hinab, das auf einer Erdzunge zwischen beiden Seen liegt. Die Indianer nennen es Kah-gah-gun-miug (die Landenge). Ich traf dort einige Bekannte und selbst mehrere, gleichfalls indianische, Verwandte, sah Taw-ga-we-ninne, den Sohn des gleichnamigen, der als Mann der Net-no-kwa gestorben war. Auch fand ich noch andere, mit denen ich durch eine meiner Frauen verwandt war, namentlich eine alte Indianerin, welche mir einen Sack Wis-ko-bim-me-nuk schenkte. Das ist eine Getreideart, welche unreif eingeerntet, gesotten, und dann erst getrocknet wird.

Ich fuhr den Fluß hinab, und mochte kaum drei Meilen weiter gekommen seyn, als ich einen Mann bemerkte, der an einem Anlandeplatze stand, und mir laut zurief: „Mein Freund, magst Du wohl gern Wildpret?" Ich antwortete, daß ich es sehr gern möchte, und ruderte dem Ufer zu. Er warf mir einen fetten Damhirsch ins Fahrzeug und sagte: „Vielleicht issest Du gern ein wenig von diesem Damhirsche, welchen ich so eben erst erlegt habe." Als er das gesprochen hatte, ging er fort; ich rief ihn zurück, er wollte jedoch nichts annehmen, und nur mit Mühe konnte ich ihm etwas Pulver, sowie einige Kugeln und Flintensteine aufdringen. Er schien dafür sehr erkenntlich zu seyn.

Um jene Zeit schoß ich eines Tages, nachdem ich mich bei der Arbeit sehr erhitzt hatte, einen Kranich, und warf mich ins

Wasser, um ihn heraus zu holen. Bald darauf wurde mir unwohl; ich dachte aber nicht daran, woher das kam, sondern ging noch einmal in das Wasser, um ein zweites Stück Wild zu holen. Und da wurde ich denn bald so krank, daß ich mich nicht im Stande befand, meine Reise fortzusetzen. So heftig packte mich das Fieber, daß ich mein Ende nahe glaubte und dem alten Raucher schon Aufträge gab, meine Kinder dem Gouverneur Clark zu bringen, der sie, wie ich fest überzeugt war, zu den Meinigen schicken würde. Aber gegen alles Erwarten besserte es sich mit meiner Gesundheit ungemein rasch, und nach wenigen Tagen konnten wir weiter fahren.

Wir sahen damals eine beträchtliche Menge von Potawatomi's, deren Hütten haufenweise, fast ohne Unterbrechung, am Ufer entlang standen. Mehrere dieser Leute waren zu Wasser und wir fuhren denselben Weg. Eines Tages kam ein Mann aus seiner Hütte gelaufen, und fragte, wer ich sey. Als ich ihm das sagte, erkundigte er sich, ob meine Kinder wohl Honig essen könnten. Ich antwortete, das glaubte ich wohl, und sogleich erschienen nun zwei junge Leute, kamen ins Wasser und brachten zwei bis zum Rande mit Honig angefüllte Gefäße.

So fuhr ich den Illinois hinunter, erlegte viel Wild, war stets in Fülle mit Lebensmitteln versehen, kam glücklich nach St. Louis und mit meiner Gesundheit besserte es sich immer mehr. In jener Stadt bewies Gouverneur Clark sich auch diesmal, wie immer, sehr gütig, nicht nur gegen mich, sondern auch gegen meine Kinder und den alten Raucher, welcher mir auf der Reise so gute Dienste geleistet hatte. Er machte diesem Alten ein hübsches Geschenk, und ließ ihn erst wieder fortziehen, nachdem er ihn überflüssig mit allem, was er zur Rückreise nur irgend bedurfte, versorgt hatte. Ich blieb länger zu St. Louis, als ich eigentlich beabsichtigt hatte, denn ich mußte meinen Kindern neue Kleider machen lassen. Da aber, als ich fortreißte, noch nicht alle fertig geworden waren, so schickte sie der Gouverneur mir nach Kentucky. Von St. Louis fuhr ich in meinem aus Rinde verfertigten Kanot nach dem Cap Girardeau, und gab beim dortigen Indianeragenten einen Brief vom Gouverneur Clark ab.

Bei diesem ließ ich mein Kanot. Ich hatte während meines dortigen Aufenthaltes, der freilich nur kurz war, Gelegenheit, mehrere Personen von der Expedition des Major Long zu sehen. Sie kamen damals von ihrem Zuge nach den Felsengebirgen zurück. Das mochte gegen Ende des Jahres 1820 seyn, etwa ein Jahr nach meiner ersten Ankunft am Ohio, die 1819 Statt fand. Seitdem mich Manito-o-geezhik und Kisch-kau-ko entführt hatten, waren gerade dreißig Jahre verflossen, als ich im Frühlinge des Jahres 1819 den Wälder-See verließ. Meine Gefangennehmung fällt wahrscheinlich in das Frühjahr von 1789. Ich bin jetzt (1830) siebenundvierzig Jahre alt.

Ich blieb etwa vier Monate lang bei meinen Schwestern in Jackson, das etwa zehn Meilen vom Cap Girardeau entfernt liegt, ging dann nach Kentucky, und als die Blätter abfielen, wieder nach St. Louis, um Gouverneur Clark zu besuchen, hielt mich indessen nicht lange auf, weil viele Einwohner dieser Stadt am Fieber starben. Auf dem Rückwege, zu Grande Prairie, etwa achtzig Meilen von dem Orte entfernt, wo ich meine Kinder gelassen hatte, bekam auch ich das Fieber. Glücklicherweise nahm sich eine Frau meiner an, die mich so menschenfreundlich pflegte, daß ich bald wieder hergestellt wurde. Damals erfuhr ich, daß auch meine Kinder von dem Fieber, welches in der ganzen Gegend Verheerungen anrichtete, befallen worden waren, und machte mich deshalb, trotz meiner Schwäche, in aller Eile auf den Weg. Nur eins von ihnen starb, die übrigen litten zwar viel, kamen aber doch zuletzt durch. Jedoch starben sieben meiner nächsten Verwandten an dieser Seuche; die Sterblichkeit in jenem Theile der Staaten war zu jener Zeit wirklich furchtbar.

Im nächsten Frühjahre wurde abermals ein Versuch gemacht, um für mich etwas von dem Nachlasse meines Vaters zu erhalten. Meine Stiefmutter ließ auf der Insel Cuba einige Neger verkaufen, die man für mein Eigenthum erklärt hatte. Diese Erbschaftsangelegenheit ist bis jetzt nicht erledigt, und liegt noch in den Händen der Rechtskundigen.

Im Frühjahre 1822 gefiel es mir nicht mehr bei meinen Verwandten in Kentucky, und ich machte mich wieder auf den Weg nach dem Norden. — Ich reiste über die große Prairie, ließ mein Kanot bei meinem Bruder zurück, und verschaffte mir

Pferde, auf denen meine Kinder ritten. Ich ging erst nach St. Louis und dann durch Illinois nach Chicago. Der Indianeragent vom Fort Clark wohnte damals etwas unterhalb dieses Platzes; der Ort hieß Elk-heart (Herz des Elennthieres). Er hatte sich auf meiner Reise, wie beinahe alle übrigen Leute, sehr wohlwollend gegen mich benommen, und gern meinen Bedürfnissen abgeholfen. Ich glaubte also, diesmal in Elk-heart anhalten zu können. Er selbst war zwar nicht daheim, aber nichts desto weniger wurden meine Pferde gefüttert, meine Kinder und ich erhielten zu essen, und das Alles geschah, ohne daß man Bezahlung dafür nehmen wollte. Am andern Morgen begegnete ich dem Agenten, welcher vom Fort Clark zurück kam, und erzählte ihm, wie gut man mich in seinem Hause aufgenommen habe. Er war darüber sehr zufrieden und sagte mir, ich würde bald einen schlimmen Fluß zu passiren haben. Er fügte jedoch hinzu: „Auf dieser Seite werden Sie eine Fähre finden, welche mich übergesetzt hat. Der Mann, welchem sie gehört, wohnt am andern Ufer; geben Sie sie demselben zurück, und sagen Sie ihm, er möchte mit Ihnen bis zu dem Flusse fahren, der oberhalb seines Hauses ist, und Sie übersetzen. Ich will ihn für seine Mühe bezahlen.

Anfangs geschah alles, wie er mir gesagt hatte. Da jedoch meine Tochter Martha krank war, so blieben wir den ganzen Tag nahe bei dem Hause des Mannes, welchem das Kanot gehörte. Ich besaß ein sehr hübsches Pferd, welches mein Bruder mir geschenkt hatte; jener Mann sagte mir, er sey fest entschlossen, mir dasselbe nicht zu lassen, und wollte es mir abkaufen; ich erklärte ihm jedoch, es sey mir zur Reise unumgänglich nothwendig, und um keinen Preis würde ich mich von demselben trennen. Er wurde aber nichts destoweniger immer dringender, und sagte endlich, wenn ich ihm das Pferd nicht überließe, so sollte ich auch sein Kanot nicht haben, um über den Fluß zu setzen. Das Kanot, welches ich so nöthig hatte, war von einer andern Person benutzt worden, und lag damals in demselben Flusse, dessen anderes Ufer ich erreichen wollte; ich machte mich daher auf, und glaubte sicher, es zu finden. Unterwegs begegnete mir jene Person zu Pferde und sagte: „Ich habe das Kanot zurück gezogen; Ihr könnt nicht auf das

andere Ufer hinüber." Ich ritt weiter, ohne eben viel auf seine Worte zu achten; als ich aber an die rechte Stelle kam, sah ich wohl, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Ich fand nicht einen einzigen Baumstamm oder irgend etwas, woraus ich ein Floß hätte verfertigen können.

Da ich Anstand nahm, meine Kinder durch den Fluß reiten zu lassen, denn das schien mir gefährlich, so stand ich eine Weile unentschlossen da. Endlich fragte ich mich, ob nicht etwa das Kanot blos versteckt sey, und das schien mir sehr wahrscheinlich; ich begann also zu suchen und fand es wirklich am Wege, nicht weit vom Flusse liegen, und zwar unter dichtem Gesträuche, nur etwa tausend Schritte entfernt. Unverzüglich schleppte ich es herbei, setzte meine Kinder hinein, ruderte sie hinüber, ließ meine Pferde durchschwimmen, stieß endlich das Kanot mit einem Fußtritte in die Strömung und rief: „Nun halte da still, wo dein Eigenthümer dich verbergen will."

In Chicago sah ich mich genöthigt, meine Pferde, und noch dazu weit unter ihrem Werthe, an Kapitain Bradley und einen gewissen Kenzie zu verkaufen, welcher an Doctor Wolkotts Stelle dort Agent war. Sie sagten, man könne mir die Pferde nicht nach Mackinack transportiren. Nur ein alter Gaul von keinem oder doch nur geringem Werthe war mir geblieben. Gentlemen, die ihn brauchen konnten, und denen ich ihn recht gern geschenkt hätte, bezahlten ihn mir mit funfzehn Dollars. Endlich kam Kapitain Keith auf dem Schooner Jackson an, und sagte, als er die vom Kapitain Clark ausgefertigten Papiere gelesen hatte, er würde meine Pferde gern ohne alle Bezahlung nach Mackinack haben schaffen lassen; allein es war nun zu spät.

Der Hauptzweck, welcher mich bewog, nach Mackinack zu gehen, war folgender. Ich wollte mich bei dem dortigen Indianeragenten als Dolmetscher anstellen lassen; denn er hatte häufig geäußert, es wäre ihm lieb, wenn ich in der Eigenschaft eines solchen bei ihm bleiben wollte, sobald ich des Englischen nur erst wieder einigermaßen kundig wäre. Es war mir daher sehr unangenehm, zu hören, daß ich zu spät kam; er hatte schon einen Dolmetscher angenommen. Indessen sagte mir der Oberst, mit dem nächsten Dampfboote erwarte er die Ankunft eines für die Niederlassung am St. Marine-Wasserfalle bestimmten

Agenten, und bei diesem hoffe er mich unter zu bringen. Dieser neue Agent, Herr Schoolcraft, langte sehr bald in Mackinack an, und ging auf meine Vorschläge ein. Da er aber nur ein paar Stunden auf der Insel blieb, so mußte ich ohne allen Verzug auf's rascheste alle Vorkehrungen treffen, um ihm folgen zu können; vier Tage nach seiner Abreise sollte ich am Wasserfalle mich bei ihm einfinden. Als ich alle meine Angelegenheiten besorgt hatte, und eben im Begriffe war, aufzubrechen, kam ein Brief von Herrn Schoolcraft an; er meldete mir, es sey am Wasserfalle schon ein Dolmetscher vorhanden gewesen, und er bäte mich daher, nicht zu kommen. Ich gab den Handelsleuten die Gegenstände, welche ich zum Behufe meiner Ansiedelung am St. Marine-Wasserfalle gekauft hatte, wieder zurück, und sie erstatteten mir, ohne irgend eine Schwierigkeit zu machen, mein Geld wieder.

Achtunddreißigstes Capitel.

Die amerikanische Pelzhandel-Gesellschaft. — Entbehrungen und Mühseligkeiten, denen die Weißen ausgesetzt sind. — Hungersnoth unter den Indianern. — Die amerikanischen Handelsleute. — Ungerechtigkeit, Betrügerei und Bestechlichkeit. — Rückkehr zu den Indianern. — Man verweigert die Herausgabe halbblütiger Kinder. — Staatsstreich eines amerikanischen Kapitains.

So war mir nun jede Aussicht auf eine Anstellung als Dolmetscher geschwunden, und ich einigte mich daher mit Herrn Stewart, Agenten der amerikanischen Pelzhandelcompagnie, dahin, für einen jährlichen Gehalt von 225 Dollars die Handelsleute zu den Indianern zu begleiten. Außer dieser Summe sollte ich auch Kleidungsstücke erhalten. Dieses Anerbieten schien mir passender als ein anderes; denn ich mochte nicht in der Schmiede arbeiten.

Ich schickte meine Kinder zu Mackinack in die Schule, und begab mich darauf mit Herrn Morrison, einem der angesehensten Handelsdiener der Compagnie, nach Mackinack. Von dort wurde

ich in Gesellschaft mehrerer Franzosen in einem Schiffe nach Fond du Lac geschickt. Ich kannte damals die Sitten und Gewohnheiten dieser Leute noch nicht, und würde viel vom Hunger auszustehen gehabt haben, oder wohl gar verhungert seyn, wenn ich nicht im Stande gewesen wäre, der Schiffsmannschaft einige Lebensmittel abzukaufen. Von Fond du Lac ging ich mit Herrn Cote nach dem Regen-See; meine Unerfahrenheit in dem Geschäfte, mit welchem ich jetzt zu thun hatte, zog mir vielerlei Unannehmlichkeiten zu.

Ich hatte noch einige Fallen bei mir, und fing in denselben, während der Reise, eine große Anzahl von Moschusratten. Ich war sehr erstaunt und nicht wenig mißvergnügt, als ich erfuhr, daß diese Felle nicht mir gehörten. Ich mußte sie nicht nur abliefern, sondern wurde obendrein noch gezwungen, ganz allein ein schwer mit wildem Reis beladenes Kanot zu rudern; auch hielt man mich zu andern schweren Arbeiten an, die ich nur mit Widerwillen verrichtete.

Als wir am Regen-See angekommen waren, ging ich auf die Jagd, aber ohne sonderlichen Erfolg. Darauf schickte man mich zu den Stromschnellen, und ich fing dort, noch ehe das Eis ferneres Fischen unmöglich machte, nicht weniger als einhundert und fünfzig Störe. Als es Winter wurde, schickte mich Herr Cote mit meinem Commis, vier Franzosen und allerlei Waaren, die höchstens 160 Dollars werth seyn mochten, zu den Indianern, mit welchen wir Handel treiben sollten.

An Lebensmitteln besaßen wir nur achtzehn Quart Reis für den Mann, und unsere Verhaltungsbefehle lauteten dahin, nicht eher zurück zu kommen, als bis wir unsere sämmtlichen Waaren gegen Pelzwerk umgetauscht hätten. — Da ich wußte, daß wir sehr weit würden gehen müssen, ehe wir Indianer treffen konnten, so bat ich Herrn Cote um Erlaubniß, so lange bleiben zu dürfen, bis ich Schneeschuhe, einen Schlitten und Geschirr für zwei sehr kräftige Hunde, welche mir gehörten, verfertigt haben würde; allein er wollte von längerem Harren und Warten nicht reden hören.

Am vierten Tage fiel tiefer Schnee; unser wilder Reis war schon aufgezehrt. Der Commis und drei Franzosen kehrten nach dem Fort zurück, und bei mir blieb nur ein Franzose, Namens

Beiage. Dieser war ein herrlicher Mensch, kühn und ausdauernd. Wir arbeiteten uns, so gut wir konnten, mit unseren schweren Waarenballen aus dem Schnee hervor.

Einige Tage später, als wir wegen mangelnder Lebensmittel sehr niedergeschlagen waren, kamen wir zu einigen Indianerhütten; allein in ihnen herrschte gleichfalls Mangel. Ich ließ Beiage bei den Indianern, nahm einige Waaren zum Tausche mit, und ging zu einem andern etwas entfernt liegenden Lagerplatze; dort aber waren die Indianer gar dem Hungertode nahe. Ich kehrte also wieder um, fand jedoch die Hütten nicht mehr auf der Stelle, wo ich meinen Gefährten zurückgelassen hatte. Niemand war zu hören oder zu sehen. Meine Kräfte schwanden, ich setzte mich nieder und erwartete den Tod, denn die Nacht war sehr kalt. In diesem Zustande fand mich ein Indianer, der in jene Gegend kam, um nachzusehen, ob etwas in seinen Fallen wäre. Er machte Feuer, und brachte mich in seine Hütte. Er hatte einen Biber gefangen, und dieser mußte unter zwanzig Menschen vertheilt werden, die seit zwei Tagen auch nicht einen Bissen genossen hatten. Alle befanden sich in der kläglichsten Lage.

Als ich bald darauf, so gut ich es eben vermochte, meinen Weg fortsetzte, traf ich auf die Hütte meines Freundes Oto-pun-ne-be, desselben, welcher in der Angelegenheit mit Waw-be-be-naif-sa meine Partei genommen hatte. Seine Frau stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als sie mich in so großem Elende erblickte; denn Hunger und Mühseligkeiten hatten mich ganz entstellt. Damals kamen acht Franzosen, die gleichfalls halbtodt vor Hunger waren, und schlossen sich uns an. Herr Cote hatte sie mir geschickt, denn dieser Mann lebte in der festen Meinung, ich hätte die Bisons längst ausfindig gemacht, und besäße Lebensmittel in Hülle und Fülle. Einer von meinen Hunden starb, und wir verzehrten ihn.

Wir verfolgten einen von den Indianern gebahnten Pfad; seit derselbe jedoch zuletzt betreten war, hatte sich tiefer Schnee auf denselben gelagert. Unter dem Schnee fanden wir mehrere todte Hunde und verschiedene von den Indianern zurück gelassene Gegenstände, z. B. Knochen, alte Mokassins und Stücke Leder. Wir aßen Alles, um nur nicht vor Hunger zu sterben. Mein

letzter Hund wurde geschlachtet und verzehrt. Wir hatten noch einen weiten Weg zurück zu legen, ehe wir hoffen durften, Bisons zu finden; unsere Kräfte schwanden von Tag zu Tage mehr; wir hielten also Berathung, und beschlossen, einen von den, der Pelzhandelcompagnie gehörenden Hunden zu schlachten. Auf diese Weise gelang es uns, bis in die Gegend zu kommen, wo sich die Bisons aufhielten, und nun hatten alle Entbehrungen ein Ende.

Als ich viele Bisons geschossen hatte, und Ueberfluß in unserm Lager herrschte, fingen die Franzosen an, faul und unverschämt zu werden; sie wollten weder das Fleisch herbeischleppen, noch irgend eine Last tragen, überhaupt mir in keiner Weise behülflich seyn. Als wir im Begriffe waren, nach dem Comptoir zurück zu gehen, wollten Alle, Beiage allein ausgenommen, sich mit nichts weiter belasten, als ihren eigenen Lebensmitteln und Decken. Beiage und ich theilten also das Pelzwerk unter uns beide; es wog in Allem etwa sechshundert Pfund. Wir hatten lange Zeit nöthig, um eine so schwere Bürde bis zum Comptoir zu schleppen.

Als ich dort angekommen war, legte ich Rechnung ab. Alle Waaren, welche man mir anvertraut hatte, waren durch mich in Pelzwerk umgetauscht, ein wenig Pulver und einige Kugeln, die ich zur Jagd benutzt hatte, ausgenommen. So viel als diese werth waren, zog man mir an meiner Besoldung ab, ebenso ging es mit zehn Dollars, welche man mir für den der Compagnie gehörenden Hund anrechnete, welchen wir, dem Hungertode nahe, schlachten mußten, um mir und den neun Franzosen das Leben zu retten. Herr Cote meinte, wir hätten kein gutes Geschäft gemacht, und beschwerte sich darüber, daß ich unter meine Tauschartikel keinen Branntwein aufgenommen hatte. Ich gab ihm zur Antwort: für Branntwein würde ich allerdings eine große Menge Pelzwerk zurückgebracht haben, allein ich mochte nicht mit den Indianern handeln, wenn sie berauscht wären; auch möchte ich mir niemals den Vorwurf aufbürden, geistige Getränke bei ihnen eingeführt zu haben. Er wollte mich nichts desto weniger wieder auf den Handel ausschicken, und drang darauf, ich sollte Branntwein mitnehmen. Endlich gab ich nach, bemerkte aber, daß ich nur dies eine

Mal, seinen Instructionen gemäß, mich bemühen wollte, für möglichst wenige Waaren recht viel Pelzwerk zurück zu bringen.

Ich begab mich nun in die Nähe des Wäldersees und brachte für Waaren, die höchstens zweihundert Dollars werth seyn mochten, Dank dem Whiskey, zweimal so viel Pelzwerk mit, als nach meiner ersten Handelsreise. Herr Cote war darüber sehr vergnügt; ich sagte ihm jedoch, wenn er seine Speculationen in derselben Weise fortzusetzen gedenke, so müsse er sich nach einem andern Agenten umsehen, denn ich wolle mich nicht mehr zum Werkzeuge so vieler Betrügereien und Ungerechtigkeiten gebrauchen lassen. Ich hatte so lange unter den Indianern gelebt, daß viele unter ihnen meine persönlichen Freunde waren; und ich kannte die beklagenswerthen Unordnungen, welche eine Folge übermäßigen Genusses starker Getränke sind, so gut, daß ich dem Einführen derselben unter ihnen, mehr hinderlich als förderlich zu seyn mich entschlossen hatte. Ich mochte kein Gift unter ihnen verbreiten. Außerdem hatte ich noch einen besondern Grund, mir beim Handel mit ihnen, ihren unersättlichen Hang zum Branntwein nicht zu Nutze zu machen. Es war freilich leicht, sie zu übervortheilen; aber jeder Betrug mußte doch an's Tageslicht kommen, und dann hätten sie es mir, den sie als einen der ihrigen betrachteten, mehr nachgetragen, als jedem andern.

Ich blieb funfzehn Monate im Dienste der amerikanischen Pelzhandel-Gesellschaft; während dieser ganzen Zeit schlief ich nur dreizehnmal im Hause; so sehr war ich beschäftigt. Bei meiner Uebereinkunft mit Herrn Stewart war ausbedungen worden, daß mir erlaubt wurde, meine Kinder am rothen Flusse zu besuchen; denn ich wollte den Versuch machen, ob ich sie würde mit mir nehmen können. Man ließ mich um die Zeit dorthin abgehen, in welcher die Handelsleute ihre gewöhnliche Jahresreise nach Mackinack machen; allein ich erhielt weder die Mocassins, noch andere Gegenstände, welche Herr Cote mir versprochen, und ich hatte auf meiner Reise, die ich allein in einem kleinen Kanot machte, viel auszuhalten. Es waren der Kinder, welche ich besuchen wollte, drei, zwei Mädchen und ein Knabe, seit langer Zeit schon von mir getrennt.

Herr Clark, ein Angestellter der Hudsonsbay-Compagnie, welcher damals eine Niederlassung am rothen Flusse hatte, und an den ich einen Brief mitgenommen, weigerte sich, mir in irgend einer Art behülflich zu seyn. Am Tage meiner Ankunft hatte ich meine Decke bei ihm gelassen, da ich darauf rechnete, bei ihm wenigstens ein Nachtlager zu erhalten; als es aber dunkel wurde, und ich mich in sein Haus begeben wollte, schickte er sie mir zurück. Aus der Art und Weise, wie er das that, sah ich wohl, daß er mich vor die Thür weisen würde, wenn ich ihm noch einmal käme, und ich sah mich daher nach einem zweckmäßigen Platze im Walde um, wo ich die Nacht zubringen konnte. Allein Herr Bruce, der Dolmetscher, von welchem ich schon gesprochen habe, nahm mich, als er meine Vorbereitungen gesehen, zu sich in seine Hütte, lud mich ein, bei ihm zu bleiben, und behandelte mich außerordentlich wohlwollend und gastfrei.

Ich sah wohl, daß ich von Seiten des Herrn Clark auf keinerlei Unterstützung rechnen durfte; ohnehin wollte dieser bald das Land verlassen. Ich wandte mich daher an den Militärkommandanten Bulger, der sich freundlich und wohlwollend gegen mich bewies. Gleich, nachdem ich ein paar Worte mit ihm gesprochen hatte, fragte er, wo ich übernachtet hätte; denn er wußte nicht, daß ich schon am Abend vorher angekommen war. Als er erfuhr, daß man mir ein Obdach im Comptoir verweigert hatte, lud er mich ein, während der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes bei ihm zu wohnen und zu essen. Da er den Zweck kannte, der mich in jene Gegend führte, so fragte er, ob ich denn wüßte, wo sich gegenwärtig meine Kinder befänden. Ich war überzeugt, daß ich sie, ohne gewaltsam mit Gi-ah-ge-wa-go-mo zu verfahren, nicht in meine Gewalt bekommen würde. Er schien sehr zufrieden darüber, daß ich ihm vertrauensvoll Alles mittheilte, und beauftragte sogleich Herrn Bruce, die Kinder in das Fort zu schaffen. Wirklich erschienen sie bald, und stellten sich vor sein Haus, waren aber von zehn oder zwölf Indianern begleitet, welche sorgfältig darauf achteten, daß sie immer in ihrer Mitte blieben. Ich zeigte dem Kapitain meine Kinder, worauf er seinem Bedienten befahl, ihnen zu essen zu geben. Sie erhielten Speise von seinem eigenen Tische, von welchem er eben aufstand; allein die Indianer rissen ihnen Alles

weg, so daß sie auch nicht einen Bissen bekamen. Mit einem Stücke Brot, welches man ihnen nachher gab, ging es eben so. Da befahl Kapitain Bulger, ein Magazin zu öffnen, und sagte, ich möchte aus demselben etwas für sie wählen. Ich nahm einen halben Sack Pemmican, im Gewicht von etwa zwanzig Pfund, hieß die Indianer setzen und theilte die Speise unter sie.

Sie weigerten sich, die Kinder verabfolgen zu lassen; weder ich, noch der Kapitain sollten sie haben. Der letztere ließ darauf am folgenden Tage die angesehensten unter ihnen zu sich kommen; Gi-äh-ge-wa-go-mo war mit dabei. Der Häuptling der Bande war nicht abgeneigt, mir die Kinder herauszugeben, und nahm gleich, nachdem er ins Versammlungszimmer getreten war, neben dem Kapitain Bulger und mir Platz, wodurch er andeutete, daß er ganz anderer Meinung war, als die übrigen vier Indianer, die von einer Herausgabe nichts wissen wollten.

Nun wurden Geschenke, die etwa hundert Dollars werth seyn mochten, herbeigebracht und zwischen beiden Parteien auf die Erde gelegt. Kapitain Bulger nahm das Wort und sprach: „Meine Kinder, ich habe eine mit Taback gefüllte Pfeife hierher stellen lassen, nicht um Euch anzudeuten, daß ich Euch, zum Besten dieses Mannes hier, das Recht abkaufen will, zu nehmen, was ihm gehört, sondern um Euch zu zeigen, daß ich darauf rechne, Ihr werdet meine Worte aufmerksam anhören. Dieser Mann ist hierher gekommen, und spricht mit Euch nicht nur in seinem eigenen Namen, sondern auch im Namen Eures großen Vaters, der jenseits der Gewässer wohnt, und des großen Geistes, in dessen Hand wir alle sind; dieses großen Geistes, welcher ihm jene Kinder geschenkt hat. Ihr müßt daher, ohne ihm weitere Hindernisse in den Weg zu legen, die Kinder herausgeben, und diese Geschenke als Erinnerung des guten Einverständnisses annehmen, welches zwischen uns besteht."

Die Indianer berathschlagten miteinander. Als sie ihre Antwort vorbringen wollten, bemerkten sie, daß eine zahlreiche Schaar Bewaffneter vor dem Hause in Parade aufgezogen war. Sie sahen sich von allen Seiten umzingelt, nahmen die Geschenke und versprachen die Kinder herauszugeben.

Die Mutter der Kinder war alt geworden. Sie sprach den Wunsch aus, dieselben begleiten zu dürfen, und ich gab dazu

meine Einwilligung. Mein Sohn, welcher schon ein ziemliches Alter erreicht hatte, wollte gern bei den Indianern bleiben; und da die Zeit, ihn durch Erziehung zu einer andern Lebensweise anzuleiten, längst vorüber war, so gab ich ihm völlig freie Hand. Während der ersten vier Tage unserer Reise begleiteten uns mehrere Indianer; als sie uns verlassen hatten, zog ich mit meinen beiden Töchtern und ihrer Mutter allein weiter.

Neununddreißigstes Capitel.

Rasche Justiz der Handelsleute. — Gefahren auf der Reise. — Mord. — Ein verlassener Familienvater. — Indianische Operation. — Frommer Glaube. — Französische Handelsleute.

Ich nahm diesmal den Weg nach dem Wälder-See über den Be-gwi-o-nus-ko-se-be, und reiste theils zu Lande und theils zu Wasser. Wenn man den „schlimmen Fluß" hinauffahren will, kann man vermittelst des Störflusses und eines Tragplatzes eine beträchtliche Wegstrecke sparen. An der Mündung des Störflusses befand sich damals ein Dorf oder Lager, das aus etwa sechs oder sieben Hütten bestand. Zu der Bande, welche dort wohnte, gehörte ein junger Mensch, Namens Ome-zhuh-gwut-oons, der einige Zeit vorher auf Befehl des Herrn Cote abgeprügelt worden war, weil er entweder wirklich in der Nähe des Comptoirs sich schlecht betragen hatte, oder doch im Verdachte stand, sich unnütz gemacht zu haben. Deshalb hegte er tiefen Haß. Als er von meiner Reise hörte, stieß er mit seinem kleinen Kanot zu mir.

Dieser Mensch drängte sich auf eine befremdliche Art an mich, und behauptete ein Verwandter von mir zu seyn. Nachts blieb er bei uns, und brach, wenn der Tag erschien, gemeinschaftlich mit mir auf. Als wir einst am Ufer Halt machten, bemerkte ich, daß er eine Gelegenheit suchte, eine meiner Töchter

im Walde allein zu treffen; sie kehrte etwas aufgeregt zurück. Im Laufe desselben Tages hatte ihre Mutter mehrmals vertrauliche Unterredungen mit ihr; das junge Mädchen aber blieb sehr niedergeschlagen und schrie mehrmals laut auf.

Als wir gegen Abend anhielten, um uns zu lagern, entfernte sich der junge Mensch. Ich war dem Anscheine nach sehr eifrig mit der Bereitung unseres Nachtlagers beschäftigt, verlor ihn aber keinen Augenblick aus dem Gesichte. Plötzlich lief ich auf ihn zu, und fand ihn mitten zwischen seinen Medicinen, welche er rings um sich ausgebreitet hatte; er wickelte eben eine etwa fünf Zoll lange Damhirschsehne um eine Kugel. Ich sprach zu ihm: „Mein Bruder (denn so hatte er mich zuerst genannt), wenn es Dir an Pulver, Kugeln oder Feuersteinen mangelt, so will ich Dir geben, so viel Du willst, denn ich habe genug.“ Er gab mir zur Antwort, daran mangle es ihm nicht, und ich ging nach meinem Lagerplatze zurück.

Jener blieb einige Zeit abwesend; endlich kam er zurück, gekleidet und geschmückt wie ein Krieger, der in den Kampf zieht. Während der ersten Hälfte der Nacht überwachte er alle meine Bewegungen mit großer Aufmerksamkeit, und bestätigte den Argwohn, welchen ich bereits gegen ihn hegte, immer mehr. Er sprach indessen viel und noch dazu freundschaftlicher als jemals. Er forderte mir mein Messer ab, um, wie er sagte, ein wenig Taback zu schneiden. Statt mir jedoch dasselbe wieder zu geben, steckte er es zu sich. Ich glaubte, er würde es mir wohl am nächsten Morgen zurückstellen.

Ich legte mich zum Schlafen nieder; denn ich wollte mir nicht den Anschein geben, als hege ich Verdacht gegen ihn. Ich hatte übrigens mein Zelt noch nicht aufgeschlagen; mein einziger Schutz gegen das Wetter bestand in einem Stücke bestrichenen Segeltuches, welches ich am rothen Flusse zum Geschenke erhalten hatte. Ich legte mich auf die platte Erde, so jedoch, daß ich alle Bewegungen des jungen Mannes überwachen konnte. Da er mir gegenüber am Feuer saß, so bemerkte ich, daß er kein Auge schloß, und gar keine Anstalten zum Schlafengehen traf. Als sich ein Sturm erhob, schien er unruhiger und ungeduldiger zu werden als bisher. Es fielen Regentropfen, und ich lud ihn deshalb ein, zu mir unter mein Obdach zu

kommen. Das nahm er auch an. Der Platzregen wurde immer stärker und löschte unser Feuer aus; bald nachher wurden uns auch die Muskitos sehr lästig. Ome-zhuh-gwut-oons machte wieder Feuer an, und hielt die Muskitos, mit einem Baumzweige wedelnd, von mir ab.

Ich fühlte wohl, daß ich nicht schlafen durfte; allein endlich wurde ich doch sehr müde. Da kam ein neues Gewitter, das noch heftiger war, als das frühere. Es zuckte Blitz auf Blitz; ich aber saß da, ohne mich zu bewegen oder die Augen weit zu öffnen; verwandte jedoch keinen Blick von dem jungen Manne, welcher, als ein sehr starker Donnerschlag ihn ängstigte, als Sühnopfer etwas Taback in die Flamme warf. Ein ander Mal, als mich der Schlaf beinahe übermannt hätte, sah ich, daß er auf mich blickte, wie eine Katze, welche sich anschickt, über ihre Beute herzustürzen. Ich schlief aber nicht.

Wie gewöhnlich, frühstückte er am andern Morgen mit uns, und reiste dann ab, ehe ich noch fertig war. Meine Tochter, mit welcher er im Walde gesprochen hatte, schien mir unruhiger als sonst, und weigerte sich standhaft, in's Kanot zu steigen; ihre Mutter gab sich indessen alle Mühe, sie zu beruhigen, und suchte mir Alles zu verbergen. Endlich entschloß sich das Mädchen einzusteigen und wir fuhren ab. Der junge Mensch ruderte eine kleine Strecke weit vor uns, bis etwa um zehn Uhr, dicht am Ufer hin. Plötzlich, als er an eine Stelle gekommen war, wo das Land weit in das schnellströmende Wasser hineinragt, erblickte ich weder ihn, noch sein Kanot. Der Fluß mag auf jener Stelle etwa achtzig Klafter breit seyn, und etwa zehn Ruthen von der erwähnten Landspitze erhebt sich eine aus nacktem Fels bestehende Insel. Ich hatte mein Kleid abgelegt und ruderte mit großer Anstrengung gegen das heftig strömende Wasser. Dabei war ich gezwungen, mich nahe am Ufer zu halten. Plötzlich hörte ich ganz in meiner Nähe einen Schuß fallen; die Kugel pfiff, es war als säße sie mir in der Seite, das Ruder entsank meiner rechten Hand; der Arm fiel mir am Leibe nieder. Aus dem Gebüsche stieg Qualm auf; ich erkannte deutlich den Ome-zhuh-gwut-oons, welcher davon lief.

Meine Töchter schrieen laut auf, und ich bemerkte nun, daß das Kanot ganz blutig war. Ich suchte mein Fahrzeug

mit der linken Hand ans Ufer zu rudern und war entschlossen, den jungen Mann zu verfolgen; allein die Strömung war zu stark für mich, und trieb uns nach der andern Seite hin gegen das Felseneiland. Dort stieg ich ans Land, zog das Kanot auf den Felsen und versuchte mein Gewehr zu laden. Als ich damit fertig war, fiel ich bewußtlos zu Boden. Endlich kam ich wieder zu mir selbst. Ich befand mich ganz allein auf der Insel; das Kanot, in welchem meine Töchter saßen, schwamm stromabwärts und war kaum noch zu sehen. Ich wurde zum zweiten Male ohnmächtig; doch endlich kehrte mir das Bewußtsein zurück.

Ich vermuthete, daß der Mensch, welcher nach mir geschossen hatte, sich noch irgendwo in der Nähe versteckt hielte, und untersuchte meine Wunden. Der rechte Arm war mir sehr beschädigt, und die Kugel, welche in der Nähe der Lunge eingedrungen war, im Körper stecken geblieben. Mein Zustand schien mir hoffnungslos zu seyn, ich rief Ome-zhuh-gwut-oons bei Namen; und flehte ihn an, meinem qualvollen Leben ein Ende zu machen. „Du hast nach mir geschossen," rief ich aus; „die Wunde ist zwar tödtlich, aber ich lebe noch; wenn Du ein Mann bist, so komm, und schieß noch einmal." Ich erhielt jedoch keine Antwort.

Ich war beinahe nackt; denn als ich verwundet wurde, hatte ich nichts auf dem Leibe als Beinkleider und ein ganz zerrissenes Hemd, von welchem während der mühseligen Arbeit des Ruderns mehrere Fetzen abgerissen worden waren. Ich lag da, den Sonnenstrahlen ausgesetzt, mit grün- und schwarzköpfigen Mücken bedeckt, auf einem nackten Felsen an einem Julius- oder Augusttage, mit der Aussicht langsam dahin zu sterben. Gegen Sonnenuntergang aber kehrten mit der Hoffnung auch einige Kräfte zurück, und ich schwamm ans andere Ufer. Als ich an's Land stieg, konnte ich auf den Füßen stehen, und stieß zum Zeichen der Freude und der Verachtung das Sassakwi oder Kriegsgeschrei aus. Allein der Blutverlust, welchen ich in Folge der Anstrengung beim Schwimmen erlitten hatte, verursachte mir abermals eine Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir selbst kam, verbarg ich mich am Ufer, um meinen Feind zu beobachten. Bald nachher sah ich,

wie Ome-zhuh-gwut-oons aus seinem Verstecke kam und sein Kanot flott machte, um den Fluß hinab zu fahren. Er kam ganz in meiner Nähe vorüber, und ich fühlte einen mächtigen Drang, mich auf ihn zu stürzen, ihn zu packen und im Wasser zu erwürgen; allein ich befürchtete, meine Kräfte möchten dazu nicht ausreichen, und ich ließ ihn vorbeifahren.

Bei mir stellte sich bald ein quälender Durst ein. Die Ufer des Flusses bestanden aus steilen Felsen; mit meinem verwundeten Arme konnte ich mich nicht niederlegen, um zu trinken, sondern mußte so tief in's Wasser gehen, daß es mir bis an den Mund reichte. Am Abend wurde es kühl, und ich bekam wieder einige Kräfte. Es floß aber viel Blut aus den Wunden und ich dachte deshalb daran, sie zu verbinden. Das Fleisch war schon bedeutend angeschwollen; dennoch aber suchte ich die Knochenstücke wieder einzurichten. Ich zerriß den Rest meines Hemdes in kleine Streifen, befestigte mit Hülfe der Zähne und der linken Hand diese Streifen um den rechten Arm und zog sie allmälich stärker an, bis dieser Verband fest saß. Kleine Holzstücke legte ich als Schienen an, und ließ den Arm in einem Seile ruhen, welches ich über den Hals geworfen hatte.

Als ich damit fertig war, schälte ich etwas Rinde von einem in der Nähe stehenden Baume, der wie ein Kirschbaum aussah, kaute dieselbe und legte sie, um den Blutfluß aufzuhalten, auf meine Wunde. Das Gesträuch, und der Platz zwischen diesem und dem Ufer war mit Blut bedeckt. Als es Nacht wurde, wählte ich eine mit Moos bewachsene Stelle zum Lager, und ein Baumast ward mein Kopfkissen. Ich blieb vorsätzlich in der Nähe des Flusses, um Alles, was vorging, beobachten und meinen Durst, falls derselbe sich wieder so heftig einstellen sollte, stillen zu können. Ich wußte, daß ein den Handelsleuten gehörendes Kanot, dessen Ankunft am rothen Flusse bereits gemeldet war, bald vorüber kommen mußte, und von ihm erwartete ich Hülfe. Indianerhütten lagen in dieser Gegend nicht; das nächste Dorf war jenes, in welchem Ome-zhuh-gwut-oons zu mir gekommen war, und ich hatte alle Ursache anzunehmen, daß mehrere Meilen weit in der Umgegend niemand anders sich aufhielt, als mein Mörder, meine Frau und meine Töchter.

Ich lag auf der Erde ausgestreckt, und bat den großen Geist, einen Blick der Barmherzigkeit auf mich zu werfen, und mir in diesem großen Unglücke Hülfe zu senden. Während ich betete, fingen die Muskito's, welche in unzählbarer Menge meinen Körper bedeckten und mich durch ihre Stiche furchtbar quälten, an, sich zu erheben, flogen einige Zeit rings um mich herum und verschwanden endlich; diese Linderung aber hielt ich nicht für eine unmittelbare Einwirkung des großen Geistes, als ob dieser dadurch meine Bitte gewährt hätte, ich wußte vielmehr recht gut, daß diese Erscheinung ihren Grund in dem Kälterwerden der Luft hatte. Aber ich war, wie stets, wenn ich mich in Unglück und Gefahr befand, davon überzeugt, daß der Herr meines Lebens, obgleich unsichtbar, doch in meiner Nähe war und über mich wachte. Ich schlief, ohne Schmerzen zu fühlen, ganz ruhig, allein nicht ohne Unterbrechung. Jedesmal, wenn ich erwachte, glaubte ich im Traume ein Kanot mit weißen Männern auf dem Flusse gesehen zu haben.

Als es etwa Mitternacht seyn mochte, glaubte ich in einer Entfernung von etwa zweihundert Ruthen auf der andern Seite des Flusses Weiberstimmen zu vernehmen, die mit jenen meiner Töchter Aehnlichkeit hatten. Ich war der Meinung, Ome-zhuh-gwut-oons habe ausfindig gemacht, wo sie sich aufhielten und thue ihnen Gewalt an; denn es waren wehklagende Stimmen. Ich war aber so schwach, daß ich nicht einmal aufstehen, geschweige denn, ihnen zu Hülfe kommen konnte.

Am andern Morgen, noch vor zehn Uhr, hörte ich abermals vom Flusse her, und zwar oberhalb meines Lagerplatzes, Menschenstimmen, und sah ein Kanot herankommen, in welchem weiße Männer saßen, und das ganz jenem glich, welches ich während der Nacht im Traume gesehen hatte. Diese Leute stiegen unweit von mir ans Land, und trafen Vorbereitungen zum Frühstücken. Ich erkannte Herrn Stewart, von der Hudsonsbay-Gesellschaft, und Herrn Grant. Da ich überzeugt war, daß mein Anblick auf sie einen peinlichen Eindruck machen würde, so wartete ich, bis sie gegessen haben würden.

Als sie sich anschickten, ihr Kanot wieder flott zu machen, watete ich ins Wasser, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Sobald sie mich erblickten, ließen die Franzosen ihre Ruder

ruhen, und alle blickten mich ganz erstaunt an. Die Strömung führte sie weit weg von mir, und auf meine Rufe in Indianersprache schienen sie gar nicht zu achten. Da rief ich Herrn Stewart bei Namen, sprach einige Worte englisch, und bat die Reisenden, mich aufzunehmen. Sogleich waren die Ruder wieder im Wasser, und das Kanot kam so dicht heran, daß ich einsteigen konnte.

Niemand wußte, wer ich war, nicht einmal die Herren Stewart und Grant, die mich doch recht gut kannten. Ich hatte mein Blut noch nicht ordentlich abwaschen können, und die Leiden, welche ich erduldet hatte, mochten mich auch bedeutend verändert haben. Frage folgte nun auf Frage; bald wußte man, wer ich war und was sich mit mir ereignet hatte. Man machte mir ein Lager im Kanot und ich bat die Handelsleute, sie möchten in der Gegend, von woher das Geschrei zu mir gedrungen war, meine Kinder aufsuchen. Ich befürchtete, sie möchten als Leichen gefunden werden; aber alle Nachsuchungen waren fruchtlos.

Vierzigstes Capitel.

Verfolgung des Mörders. — Der Verwundete zieht sich selbst eine Kugel heraus. — Die schuldige Frau. — Böswilligkeit und Rachsucht der amerikanischen Handelsleute. — Die Damhirschsehne. — Major Long. — Mestizenmädchen werden ihrem Vater entführt. — Armbruch. — Tanner wird Dolmetscher am St. Marine-Wasserfalle. — Veröffentlichung seiner Denkwürdigkeiten.

Ich nannte den beiden Handelsleuten den Namen des Menschen, welcher mich verwundet hatte, und sie hielten es für zweckmäßig, mich sogleich nach dem Dorfe zu bringen, welchem Ome-zhuh-gwut-oons angehörte. Sie sagten, wenn es uns gelänge seiner habhaft zu werden, so wollten sie mir zur Rache behülflich seyn, und ich sollte ihn auf der Stelle tödten. Sie versteckten mich daher auf dem Boden des Kanots. Als sie bei

den Hütten jenes Dorfes landeten, kam ein alter Mann an's Ufer und fragte: „Was gibt es Neues in der Gegend, aus welcher Ihr kommt?" — „Alles geht gut," antwortete Herr Stewart, „weiter wissen wir nichts." — „So behandeln uns die Weißen immer," nahm der Alte wieder das Wort: „Ich weiß recht gut, daß in der Gegend da etwas vorgefallen ist, Ihr wollt nur nicht darüber reden. Ome-zhuh-gwut-oons, einer von unseren jungen Leuten, ist zwei oder drei Tage lang den Fluß hinabgerudert und hat uns gesagt, daß das Langmesser, genannt Schaw-scha-wa-ne-ba-se (der Falke), der vor einigen Tagen hier mit Frau und Töchtern durchgekommen ist, diese ermordet hat. Aber ich befürchte, daß er selbst etwas Böses gethan hat, er ist unruhig und immer auf seiner Hut, und als ihr ankamet, hat er die Flucht ergriffen."

Nichts desto weniger suchten die Herren Grant und Stewart nach dem Mörder in allen Hütten. Als sie sich endlich überzeugt hatten, daß er wirklich davon gelaufen war, sprachen sie zu dem Alten: „Es ist wahr, er hat in dem Lande, aus welchem wir kommen, Böses verübt; aber der Mann, welchen er tödten wollte, befindet sich in unserm Kanot; wir wissen noch nicht, ob derselbe am Leben bleiben oder sterben wird." Nun zeigten sie mich den Indianern, welche sich am Ufer versammelt hatten.

Wir blieben dort ein wenig liegen, um auszuruhen und meine Wunden zu untersuchen. Ich fand, daß die Kugel, welche dicht unterhalb der Gegend, in welcher mein Arm verletzt ward, in den Leib gegangen war, in den Rippen festsaß, und bat Herrn Grant, er möge sie herausnehmen; allein er so wenig als Herr Stewart mochte den Versuch wagen, und ich mußte mit meiner linken Hand die Operation selbst machen. Eine Lanzette, welche Herr Grant mir gab, brach sogleich ab, ebenso ging es mit einem Federmesser; denn das Fleisch in jenem Körpertheile war sehr hart und fest. Endlich gab man mir ein Rasiermesser mit weißer Schaale, und so schnitt ich denn die Kugel heraus. Sie war ganz abgeplattet; die Damhirschsehne aber und die Medicin, welche Ome-zhuh-gwut-oons daran gebunden hatte, blieben in der Wunde. Da ich jetzt fand, daß die Kugel nicht eigentlich in den Leib gedrungen war, so durfte ich auf Wiedergenesung hoffen, aber auch annehmen, daß dieselbe

sehr langsam von Statten gehen würde, da sich vermuthen ließ, daß sich einiges Gift in der Wunde befand.

Als die Operation vorbei und die Wunde verbunden war, begaben wir uns nach Ah-kee-ko-bow-we-tig (der Fall des Kessels), einem Dorfe, in welchem der Bruder des Ome-zhuh-gwut-oons Häuptling war. Derselbe hieß Waw-wish-e-ga-bo. Auch diesmal war Herr Stewart so vorsichtig, mich im Kanot zu verstecken, und schenkte gleich nach unserer Ankunft jedem einzelnen Indianer etwas Taback. Als er aber fand, daß auch hier seine Nachsuchungen vergeblich waren, zeigte er mich dem Häuptlinge, und sagte ihm geradezu, sein Bruder habe die Absicht gehabt, mich zu ermorden. Da ließ dieser Mann den Kopf hängen, und wollte auf die Fragen der Weißen keine Antwort mehr geben. Wir erfuhren indessen von mehreren anderen Indianern, daß meine Töchter mit ihrer Mutter auf ihrem Wege nach dem Regen-See in diesem Dorfe verweilt hatten.

Als wir beim Comptoir der Nordwest-Compagnie, an jenem See, ankamen, fanden wir, daß sie alle von den dortigen Handelsleuten angehalten worden waren. Sie hatten sich nämlich dadurch, daß sie sich sehr unruhig und erschrocken bewiesen, höchst verdächtig gemacht, und man erinnerte sich gleich daran, diese Personen kurze Zeit vorher in meiner Gesellschaft gesehen zu haben. Sobald man mich vom Fort aus erblickte, lief die Mutter in den Wald, und zog ihre beiden Töchter mit sich fort; alle aber wurden von den Agenten der Compagnie wieder eingeholt und vor uns geführt.

Die Herren Stewart und Grant sagten, ich möchte nur bestimmen, wie dieses Weib bestraft werden sollte, welches offenbar bei dem Mordversuche gegen mich betheiligt war. Sie erklärten, meine vormalige Frau sey in allem Betrachte eben so strafbar wie Ome-zhuh-gwut-oons und habe den Tod oder jede andere schwere Strafe verdient, mit welcher ich sie belegen wollte. Ich verlangte indessen weiter nichts, als daß man sie unverzüglich ohne die geringsten Lebensmittel aus dem Fort jagen, und ihr streng verbieten solle, sich jemals wieder in demselben blicken zu lassen. Sie war doch Mutter meiner Kinder, ich wollte sie deshalb nicht aufhängen oder durch die Arbeitsleute, welche mir den Vorschlag dazu machten, zu Tode peitschen lassen.

Aber ihr Anblick war mir unerträglich geworden. So wurde sie denn ohne weitere Züchtigung fortgejagt.

Nun theilten mir meine Töchter folgendes mit: Als ich bewußtlos auf dem Felsen niedergesunken war, hielt mich ihre Mutter für todt; sie gaben ihrem Befehle nach, wandten das Kanot, und entflohen so schnell es nur gehen wollte. Nachdem sie eine Strecke weit gekommen waren, lenkte die Frau das Kanot gegen eine niedrige mit Gesträuch bewachsene Landspitze und warf meinen Rock dorthin. Nach einer langen Fahrt versteckten sie sich dann im Walde. Die Alte dachte aber, es sey besser, Alles, was mir gehört hatte, bei sich zu bewahren, und kehrte wieder um. Damals, als die Mutter meine Sachen am Ufer zusammenraffte, hatten meine Kinder laut aufgeschrieen. Das war also jenes Geschrei gewesen, welches ich gehört hatte.

Herr Stewart ließ mich in dem Comptoir am Regen-See, und beauftragte Herrn Simon Macgillivray, für mich zu sorgen. Dieser war der Sohn des gleichnamigen Mannes, welcher einige Jahre früher bei der Nordwest-Compagnie einen so wichtigen Posten bekleidete. Dieser wies mir einen kleinen Raum an, wo meine Töchter mir die Speisen bereiteten und die Wunden verbanden. Ich war sehr schwach, mein Arm blieb geschwollen, und von Zeit zu Zeit kamen Knochensplitter heraus.

Ich mochte etwa achtundzwanzig Tage an jenem Orte seyn, da kam Major Delafield, Grenzcommissair der vereinigten Staaten, in's Comptoir, hörte von meinen Abenteuern, und erbot sich, mich in seinem Kanot nach Mackinack mit zu nehmen. Gern hätte ich ihn begleitet, ich war aber viel zu schwach, eine solche Reise unternehmen zu können. Major Delafield sah selbst ein, daß es nicht anging, er schenkte mir aber viele gute Lebensmittel, zwei Pfund Thee, Zucker, ein Zelt, Kleider und noch manche andere Sachen.

Zwei Tage nach seiner Abreise zog ich die Damhirschsehne, welche mein Mörder um die Kugel gewickelt hatte, aus meinem Arme. Sie war von grüner Farbe, sehr breit und etwa fünf Zoll lang. Bald nach des Majors Abreise zeigte es sich deutlich, daß Herr Macgillivray mir nicht wohl wollte; nur aus Furcht vor dem Major hatte er früher mich mit einiger Aufmerksamkeit behandelt. Er beschimpfte und beleidigte mich, und

endlich wurde ich gar aus dem Comptoir gejagt. Aber die Franzosen benahmen sich mitleidiger gegen mich; sie kamen, als es dunkel geworden war, heimlich heraus und schlugen mir, ohne daß Macgillivray etwas davon ahnete, ein Zelt auf. Durch des Majors Delafield Güte war ich mit den nothwendigsten Bedürfnissen versehen, und meine Töchter blieben bei mir, obwohl Herr Macgillivray oftmals sagte, er wolle sie fortreisen lassen. Seine Verfolgungen gegen mich nahmen an Heftigkeit durchaus nicht ab, obwohl ich das Fort verlassen hatte; er nahm mir meine Töchter weg, und ließ sie im Quartier der Männer schlafen; sie liefen ihm aber davon und flüchteten sich in das Zelt seines Schwiegervaters, der ein alter Franzos war, dessen Töchter mit den meinigen auf einem sehr freundschaftlichen Fuße lebten.

Seit meiner Ankunft waren nun dreiundvierzig Tage verflossen, und ich befand mich in einer sehr kläglichen Lage. Seit einiger Zeit schon war ich auch der Unterstützung meiner Töchter beraubt. Da trat eines Abends ganz unerwartet Herr Bruce, mein alter Freund, in mein Zelt; er gehörte zum Gefolge des Major Long, der vom Winnipeg-See zurück kam. Er glaubte, dieser Officier werde mir gern dazu behülflich seyn, meine Töchter aus Herrn Macgillivray's Händen zu befreien, und sie vielleicht wohl auch mit nach Mackinack nehmen.

Obwohl ich kaum im Stande war zu gehen, so schleppte ich mich doch spät in der Nacht dreimal bis zum Lagerplatze des Major Long; aber immer erhielt ich zur Antwort, seine Kanots wären besetzt und er könne nichts für mich thun. Als er aber zuletzt etwas Näheres über mich hörte, schien er mehr Interesse an mir zu nehmen, und da er die Papiere gelesen hatte, welche Gouverneur Clark und andere Personen mir gegeben hatten, sagte er, es sey sehr thörig von mir, daß ich sie nicht gleich vorgezeigt habe. Er hätte mich, sagte er, für einen jener Weißen gehalten, die aus Faulheit oder Hang zu Ausschweifungen sich unter den Indianern umhertreiben; da er aber jetzt wisse, wer ich sey, so wolle er sehen, was sich für mich thun lasse. Nun ging er selbst, von mehreren Männern begleitet, in's Comptoir, um meine Töchter zu suchen. Es war eigentlich seine Absicht gewesen, schon am andern Morgen weiter zu reisen;

da er aber beinahe die ganze Nacht sich mit meinen Angelegenheiten beschäftigt hatte, so beschloß er, einen Tag länger zu verweilen, und noch größere Anstrengungen zu machen, um meiner Kinder habhaft zu werden.

Das einzige Resultat seiner Nachforschungen war die Ueberzeugung, daß die Mädchen durch die Ränke des Herrn Macgillivray und der Familie seines Schwiegervaters in die Hände des Kaw-been-tusch-kwaw-naw, der zu den Häuptlingen im Dorfe Me-nau-zhe-tau-nung gehörte, geliefert worden waren. Ich mußte also darauf verzichten, sie in diesem Jahre noch fortführen zu können. In der kläglichen Lage, in welcher ich mich befand, blieb mir nur der einzige Ausweg, den bevorstehenden Winter unter Leuten meiner Farbe und bei meinen jüngeren Kindern in Mackinack zuzubringen.

Ich wußte, daß auch Herr Macgillivray, wie beinahe alle übrigen Handelsleute der Nordwest-Compagnie, gegen mich aufgebracht war, weil ich vor Zeiten mit dazu beigetragen hatte, daß Lord Selkirk ihr Comptoir am rothen Flusse eingenommen hatte. Auch war es mir wohl bekannt, daß ich meiner persönlichen Stellung wegen, welche ich den Indianern gegenüber einnahm, schwerlich Erlaubniß bekommen würde, in einem der nahe gelegenen Comptoirs einer oder der andern Compagnie mich aufzuhalten. Ich war von einem Indianer auf die hinterlistigste Weise gefährlich verwundet worden, und nach der Landessitte war ich genöthigt, mich an dem ersten besten, welcher von der Horde, zu welcher der Mörder gehörte, mir in den Weg kam, Rache zu nehmen. Und man glaubte, daß ich es auch thun würde. Und hätten nun die Indianer erfahren, daß ich mich in irgend einem Comptoir aufhielt, so würden nur sehr wenige dorthin gekommen seyn.

Das alles überlegte ich mir, und nahm daher gern das wohlgemeinte Anerbieten des Major Long an. Er wollte mich in die Staaten zurück bringen, und räumte mir Platz in seinen Kanots ein. Nach Ablauf einiger Stunden sah ich selbst jedoch ein, und der Major konnte es sich gleichfalls nicht verhehlen, daß ich eine solche Reise ohne die größte Gefahr nicht unternehmen konnte. Er vertraute mich daher der Obhut mehrerer

Männer an, die sich im Gefolge der Handelsleute befanden, und ich wurde in's Fort zurück gebracht.

Ich wußte wohl, daß die Pforten aller Comptoirs der Nordwest-Compagnie mir verschlossen seyn würden, und ich wandte mich daher an die amerikanische Pelzhandelgesellschaft, in deren Diensten ich vor einiger Zeit gestanden hatte. Der junge Herr Davenport, einer ihrer Beamten, räumte mir sogleich ein Gemach ein; da jedoch die Lebensmittel auf jener Seite des Flusses ziemlich selten waren, so unterstützte mich der Doctor Mac Laughlin von der Nordwest-Compagnie, der an Herrn Macgillivrays Stelle gekommen war. Er schickte täglich genug zu essen, für Herrn Davenport, für dessen Frau und mich.

Einige Zeit nach meiner Ankunft bei Herrn Davenport wurde dieser durch Herrn Cote abgelöst. Der trat in mein Zimmer und sagte, als er mich in demselben liegen sah, weiter nichts, als: „Also Sie haben allein auf Ihre eigene Hand Krieg geführt?“ Abends ließ er mir zu essen geben, und am andern Morgen früh mich vor die Thür werfen. Ja er verbot mir sogar, den Boden der vereinigten Staaten zu betreten! Alle meine Bitten, mit denen sich die des Doctors Mac Laughlin vereinigten, waren nicht im Stande, ihn von seinem Entschlusse abzubringen.

In dieser Noth erlaubte mir der Doctor, auf das englische Gebiet zu kommen; er gab mir zu essen, und sorgte auch anderweitig für mich. Und doch wußte er, daß diese Großmuth ihm bei seinem Winterhandel schaden würde. Im Anfange dieser Jahreszeit waren meine Wunden so weit geheilt, daß ich schon wieder auf die Jagd gehen konnte. Mein Gewehr hielt ich in der linken Hand. Aber als ich in den ersten Tagen des neuen Jahres einmal Abends ausgegangen war, um Wasser zu holen, glitt ich aus, fiel auf das Eis und brach mir nicht nur an derselben Stelle von Neuem den Arm, sondern auch noch das Schlüsselbein. Und nun mußte ich mich noch einmal einer langdauernden Heilung unterwerfen.

Im Frühlinge konnte ich wieder auf die Jagd gehen, erlegte viele Kaninchen und einige andere Thiere, deren Felle der Doctor mir auf das Freigebigste baar bezahlte. Als der Zeitpunkt gekommen war, in welchem die Handelsleute ihre Winter-

quartiere verlassen, sagte er mir, die Nordwest-Compagnie hätte keine nach Mackinack bestimmten Fahrzeuge; er werde jedoch Herrn Cote schon zu zwingen wissen, mich dorthin schaffen zu lassen. Das that er auch, und Cote versprach, mich in seinem eigenen Kanot bis Fond du Lac zu befördern.

Auf der Strecke von Fond du Lac bis zum St. Marien-Wasserfalle stand ich unter der Aufsicht des Herrn Morrison. Dessen Ruderknechte behandelten mich indessen so barsch, daß ich, 25 Meilen oberhalb des Wasserfalles darauf bestand, ans Ufer gesetzt zu werden. Dort wollte Herr Schoolcroft mich zum Dolmetscher haben, ich konnte aber diesen Vorschlag nicht annehmen. Ich hatte gehört, daß die wenigen Sachen, welche ich in Mackinack gelassen hatte, verkauft worden waren, um von denselben das Kostgeld für meine Kinder zu bestreiten. Die Lage, in welcher sich diese befanden, machte meine Gegenwart erforderlich; ich ging also dorthin, und Oberst Boyd nahm mich als seinen Dolmetscher an. Das blieb ich bis zum Jahre 1828, wo ich, mißvergnügt über die Behandlung, welche man mir angedeihen ließ, nach Neu-York ging, um dafür Sorge zu tragen, daß meine Denkwürdigkeiten veröffentlicht würden. Nach meiner Rückkehr in den Norden nahm mich Herr Schoolcroft, der noch immer Indianer-Agent am St. Marien-Wasserfalle ist, zum Dolmetscher an, und seit jener Zeit wohne ich dort mit meiner Familie.

Drei von meinen Kindern befinden sich noch unter den Indianern; die beiden Mädchen, von denen ich früher gesprochen habe, kämen gern zu mir, wenn sie nur entfliehen könnten; mein Sohn, der etwas älter ist, hängt sehr am Jägerleben. Ich hoffe, daß ich noch einmal einen Versuch werde machen können, um meine Töchter wieder zu holen.

Anhang.

I. Ueber die Feste der Indianer.

Das Medicinfest. — Von den Träumen. — Namen. — Vom Kriege. — Das große Fest. — Fest des Wawdeno. — Von den Todten. — Von der Jagdmedicin. — Von den ersten Früchten.

Wer bei den Indianern viele Festlichkeiten giebt, oder um in der Sprache ihrer Gesänge zu reden, das Volk fortwährend in Bewegung hält, gilt für einen großen Mann. Besonders in den Zeiten, wo das Wild recht häufig ist, folgt Fest auf Fest. Es ist wahrscheinlich, daß diese Feste die Hauptvergnügungen der Indianer in Zeiten der Ruhe und des Friedens waren, ehe die Weißen den Gebrauch berauschender Getränke eingeführt hatten. Es giebt mehrere Arten von Festen.

1) Das **Metai-we-kwon-de-win**, oder das Medicinfest, dessen Begehung einen Theil ihrer großen religiösen Feierlichkeit, des Metai, bildet. Es steht unter der Leitung mehrerer bejahrten Männer, welche Häuptlinge des Metai genannt werden. Man läßt nur Eingeweihete zu. Die Gäste werden von einem Me-zhin-no-way oder Agenten des Häuptlings eingeladen, der Jedem einen kleinen Stab einhändigt. Im Süden bedient man sich kleiner Rohrstöcke, im Norden nimmt man auch wohl Federn, welche zu diesem Behufe gefärbt und aufbewahrt werden. Mündlich bestimmt der Bote nichts. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier die vielen Vorbereitungen zu dieser Feierlichkeit, so wie die Einzelnheiten desselben aufführen wollten. Wie dieselbe bei den Menomonies begangen wird, hat der Verfasser dieser Bemerkungen der historischen Gesellschaft zu Neu-York 1827 mitgetheilt.

Bei diesem Feste werden immer Hunde geopfert; denn diese Thiere gelten, da sie die intelligentesten und dem Menschen am nützlichsten sind, den Indianern für dasjenige Opfer, welches ihren Gottheiten am angenehmsten ist. Sie glauben, daß die Nahrung, welche sie bei diesen und einigen anderen Festen genießen, in unsichtbarer Gestalt bis zum großen Geiste aufsteige.

Außer den Gesängen, welche bei diesen Festen vorkommen, werden zahlreiche Ermahnungen der bejahrten Männer angehört. Unter einer Menge von unverständlichen Anspielungen und lächerlichen Wendungen, enthalten diese Reden einige moralische Vorschriften und außerdem noch Traditionen über Na-na-bush und andere Personen ihrer Mythologie. Diejenigen Zuhörer, welche nicht

betrunken sind, scheinen außerordentlich aufmerksam zu seyn. Jedesmal, wenn der Redner mit gedämpfter Stimme den Namen des großen Geistes ausspricht, fallen die Zuhörer ein und rufen Kwa-ho-ho-ho-ho-ho; die erste Sylbe wird dumpf und langsam ausgesprochen, die übrigen immer tiefer, bis der Ton aufhört zu vibriren. Sie sagen, der Redner berühre den großen Geist, wenn er dessen Namen ausspricht. Die Wirkung, welche auf das Auditorium hervorgebracht wird, läßt sich mit dem Ton einer ausgespannten Saite vergleichen, der immer schwächer wird. Diese eigenthümliche Interjection ist auch bei den Ottawah's gebräuchlich, wenn sie mit ihren Medicinhäuten diejenigen schlagen, welche sich einweihen lassen wollen.

Man hat bis auf den heutigen Tag viel darüber gestritten, ob es bei den Indianern ein Priesterthum giebt oder nicht. Schon aus einer flüchtigen Prüfung geht hervor, daß die sogenannten Medicinmänner eine Rotte verschmitzter Betrüger sind, welche zum größten Theil auf Kosten der Leichtgläubigkeit Anderer leben und denselben Medicinen oder Zauber verkaufen, damit sie Glück auf der Jagd haben, oder ein Weib verführen können, oder irgend einen andern Zweck erreichen. Wenn Einer so glücklich gewesen ist, Ansehen und Einfluß bei den leichtgläubigen und abergläubigen Indianern zu erlangen; dann gilt er für einen Propheten, der mit dem unsichtbaren Wesen in Verbindung steht.

2) **Wain-je-tah-we-koon-de-win**, das Fest, welches dazu bestimmt ist, um Träume zu Wege zu bringen. — Die Feste dieser Art können überall und zu jeder Zeit veranstaltet werden, und es sind keine besonderen Bestimmungen vorhanden, deren gemäß der Festgeber seine Gäste bewirthen müßte. Das Wort Wain-je-tah bedeutet gemeinsam oder wahr. Sie bedienen sich desselben oft, wenn sie Pflanzen oder Thiere bezeichnen. So bedeutet z. B. Wain-je-tah-omuk-kuk-ke eine wirkliche Kröte, und nicht etwa eine Eidechse.

3) **Ween-dah-was-so-win**, das Fest der Namenbeilegung. Diese Feste finden Statt, wenn die Kinder einen Namen erhalten; bei denselben müssen die Gäste Alles essen, was der Festgeber ihnen vorsetzt, wie viel es auch seyn mag. Der Grund, welchen sie für den Gebrauch angeben, nichts von dem, was bei dieser Gelegenheit aufgetragen wird, liegen zu lassen, ist sonderbar. Wie sie sagen, ahmen sie den Falken und anderen Raubthieren nach, welche nie zweimal an die von ihnen getödtete Beute gehen.

4) **Menis-se-no-we-koon-de-win**, das Kriegsfest. Diese Feste werden veranstaltet, ehe sie in den Krieg gehen, und während des Zuges nach dem feindlichen Lande. Es können zwei, vier, acht, zwölf Männer zusammenberufen werden, nie aber eine ungleiche Zahl. Das zum Festmahle bestimmte Thier, ein Bär, ein Hirsch, ein Moose, oder was es sonst seyn mag, wird ganz gekocht, und es muß rein aufgegessen werden. Uebrig bleiben darf gar nichts. Insgemein wird neben das Essen eine tiefe mit Bärenfett gefüllte Schüssel gestellt; das Fett wird getrunken statt des Wassers. Einer, der seinen Antheil nicht ganz aufißt, wird von den Uebrigen, welche einen größern Magen haben, verhöhnt, und muß in der Regel die Erlaubniß, nicht mehr essen zu dürfen, mit Tabackspenden erkaufen. Wenn jedoch in diesem Falle keiner sich findet, der

für ihn essen will, so ruft man den ersten besten herbei. Hat das Fest nach Beginne des Festmahls stattgefunden, so wird genau darauf geachtet, daß auch nicht ein einziger Knochen des verzehrten Thieres zerbrochen wird. Alle Knochen werden gereinigt zusammengebunden und an einen Baum gehängt. Als Grund für diesen Brauch geben sie an, sie wollten durch denselben dem großen Geiste zu wissen thun, daß ihnen viel daran liege, in ihr Heimathland und ihre Hütten mit gesunden Knochen wieder zurückzukehren.

5) **Gitche=we=koon=de=win** oder das große Fest. Es ist dieses ein Fest großer Art, welches nur wenige, und immer die ausgezeichnetsten einer Horde feiern dürfen. Das Thier wird, so viel als immer möglich in einem Stücke gekocht. Zuweilen heißt dieses Fest auch Mez=ziz=a=kwa=win.

6) **Waw=bun=no=we=koon=de=win**, das Fest des Wawbeno. Dieses Fest, so wie alle übrigen Mummereien des Wawbeno, wird als eine abgeschmackte und gefährliche Ketzerei betrachtet, und von den bedeutendsten Indianern nicht mehr gefeiert. Es geht dabei sehr geräuschvoll und unordentlich her, es wurde bei Nacht und unter Fackelschein begangen.

7) **Je=bi=naw=ka=win**, das Todtenfest. Das Festmahl findet auf den Gräbern der verstorbenen Lieben Statt. Man zündet ein Feuer an, und jeder Gast schneidet, ehe er anfängt zu essen, ein kleines Stück Fleisch ab, und wirft dasselbe in die Flamme. Der Dampf und Geruch desselben, ziehen, wie die Indianer sagen, den Jebi an, der herbeikommt, um mit ihnen zu essen.

8) **Che=bah=koo=che=ga=win.** Jeder gute Jäger breitet einmal im Frühjahr und einmal im Herbst einen ganzen Tag lang seinen Medicinbeutel im hintern Theile seiner Hütte aus, und bewirthet seine Nachbarn zu Ehren der Medicin. Dieses Fest wird als ein eben so wichtiges und feierliches betrachtet als das Metai.

9) **O=skin=ne=ge=tah=ga=win.** Man könnte das Fest des jungen Jägers jenes der ersten Früchte nennen. Es wird gefeiert, wenn ein junger Bursch, der zu jagen anfängt, zum ersten Male ein Thier irgend einer Art, vom kleinsten Vogel oder Fische bis zum Moosethier oder Bison, erlegt. Die Indianer beobachten diesen Brauch sehr sorgfältig. Man findet dasselbe häufig in Tanners Denkwürdigkeiten erwähnt; daher ist eine nähere Beschreibung überflüssig.

II. Vom Fasten und Träumen.

Fasten der Kinder. — Vorbedeutungen, die man aus Träumen herleitet. — Die Fledermaus. — Net=no=kwa. — Die Krücken und das weiße Haupthaar. — Glaube der Algonkiner. — Das zukünftige Leben. — Der Todtenpfad. — Das schwankende Kanot und der große Hund. — Die Todten kommen wieder. — Indische Leichenfeierlichkeit. — Der Jebi. — Leichengesang. — Erinnerung an die Todten. — Die dem Polarkreise nahe wohnenden Stämme.

Strenges und langanhaltendes Fasten ist den unverheiratheten Indianern beiderlei Geschlechts schon von sehr früher Kindheit an vorgeschrieben. Der Vater reicht zum Beispiel seinem Kinde einmal Morgens mit der einen

Hand das Frühstück, mit der andern eine Holzkohle dar. Nimmt das Kind die letztere, so freuet sich der Vater, lobt es und bezeugt ihm auch auf andere Art seine Zufriedenheit. Wer lange fasten kann, wird deshalb sehr beneidet, und auch aus diesem Grunde werden die Kinder daran gewöhnt, möglichst lange Zeit sich aller Nahrung zu enthalten. So lernen die Kinder durch Uebung drei, fünf, sieben, ja, wie behauptet wird, zehn Tage lang fasten. In dieser ganzen Zeit genießen sie nichts als ein wenig Wasser, und auch dieses nur in langen Zwischenräumen. Während sie fasten, geben sie ganz besonders auf ihre Träume Acht, und je nach Beschaffenheit derselben bilden sich die Verwandten, denen diese Träume erzählt werden, eine Meinung über das, was dem Kinde in Zukunft bevorsteht.

Ein Traum von dem, was in der Luft vorgeht, von Vögeln, Wolken, Himmel, gilt für sehr günstig. Wenn das Kind anfängt von dergleichen zu erzählen, dann wird es von den Verwandten unterbrochen, die ihm zurufen: Es ist schon gut, rede nicht mehr davon. Die Kinder bewahren von den Träumen Eindrücke, welche ihr Leben lang Einfluß auf ihren Charakter haben.

Einem alten, sehr ausgezeichneten Krieger, welcher sich vor einigen Jahren am rothen Flusse aufhielt, hatte, während er einmal in seiner Kindheit fastete, geträumt, es sey eine Fledermaus auf ihn zugeflogen, und deshalb dieses Thier zu seiner Medicin erkoren. Auf die kostspieligen Kriegs- oder Jagdmedicinen, welche bei den übrigen Indianern in so großem Ansehen stehen, gab er gar nichts; so lange er lebte, trug er eine Fledermaushaut vorn an seiner Kopfbedeckung; auf seine vielen Kriegszüge ging er mit der größten Zuversicht und Ruhe; denn er war fest überzeugt, daß die Sioux, welche eine Fledermaus in ihrem Fluge nicht schießen können, auch ihn nicht treffen würden. Er zeichnete sich bei jeder Gelegenheit aus, und erlegte eine große Menge seiner Feinde, ohne jemals von einer Kugel auch nur gestreift worden zu seyn. Daß er dieses seltene Glück auf Rechnung der Fledermaushaut schrieb, versteht sich von selbst.

Tanner erzählt, daß seine Adoptivmutter, Net-no-kwa, als sie etwa zwölf Jahre alt war, einmal zehn Tage hintereinander fastete. Als sie während dieser Zeit einen Traum hatte, stieg ein Mann vom Himmel herab, setzte sich vor ihr hin, sprach vielerlei mit ihr, reichte ihr zwei Stäbe und sprach: „Diese gebe ich Dir, damit Du auf dieselben Dich stützest; auch gestatte ich Dir, daß Dein Haar einst weiß werde, wie der Schnee." Ihr ganzes Leben lang war diese vortreffliche Frau fest überzeugt, daß sie ein hohes Alter erreichen würde. Oft, wenn sie sich in der größten Noth und Bedrängniß befand und Gefahren aller Art sie umgaben, ermahnte sie die Ihrigen, den Muth nicht sinken zu lassen, und erinnerte sie daran, daß ihr versprochen worden sey, sie werde im hohen Alter auf Krücken gehen und Haar bekommen so weiß wie Schnee.

Der Glaube, daß dem Menschen im Traume Mittheilungen gemacht werden, beschränkt sich übrigens weder auf unsere Zeit, noch auf die Indianer; der Mensch, und namentlich der weniger Gebildete, neigt sich sehr zu demselben. Die meisten Indianer vom Stamme der Algonkiner und vielleicht die ganze Nation, glauben nicht nur, daß ihre Gebete in Zeiten der Noth vernommen

und erhört werden, sondern auch, daß manche unter ihnen im Traume von Dingen unterrichtet werden, die erst in sehr ferner Zeit oder gar erst nach ihrem Tode sich ereignen. — Es ist wahrscheinlich, daß ihr traditioneller Glaube von dem, was zukünftig sich ereignen soll und unter welchen Umständen es geschehen wird, einen so starken Eindruck auf das Gemüth der Kinder macht, daß sie oft schon von früher Jugend an bis ins späteste Alter, sehr häufig von Träumen heimgesucht werden. So findet man Leute unter ihnen, welche während der gefährlichsten Krankheiten und in einem so durchaus hoffnungslosen Zustande, daß man sie als eine Beute des Todes betrachten muß, dennoch im Fieberwahne träumten, daß das, was in früher Jugend ihre aufgeregte Einbildungskraft ihnen vorgespiegelt, erfüllt worden sey. So erzählen sie mit der größten Zuversicht, daß diese oder jene Personen gestorben und auf dem Pfade der Todten gewandelt seyen, bis zu einem großen Erdbeerbaume, welcher dicht neben demselben gewesen ist; einige haben den Fluß gesehen, andere denselben sogar überschritten und sind in die Dörfer der Todten gelangt.

Träume dieser Art scheinen sehr häufig zu seyn; nicht selten erzählen sie aber auch von Quälereien und Enttäuschungen. Manche langten im Geiste bei dem Erdbeerbaume an, und der Jebi-nug erfrischte sie während der Reise; aber als sie die Frucht mit Händen greifen wollten, war es nur ein Stein. Diese Sage findet man bei den Stämmen in der Nähe des obern Sees, in deren Gebiete man im Sande häufig rothe Steinchen findet, welche mit den Erdbeeren einige Aehnlichkeit haben. — Manche sind jedoch weiter gekommen, und haben großen Schrecken empfunden, als sie das Me-tig-usch-e-po-kit oder das schwankende Kanot erblickten, auf welchem sie übersetzen mußten, und fürchteten sich sehr vor dem Hunde, der sich dort aufhält. Dann ließen es ihre Bekannten an Stichelreden, Spott und Hohn nicht fehlen; man lachte ihnen geradezu ins Gesicht und nannte sie Jebi's; man gab ihnen Asche und Wasser statt der Mun-da-urin-ah-bo oder der Kornsuppe, Baumrinde statt gedörrten Fleisches und große Puk-kwi's oder O-zhusch-kwa-to-wuks oder ungenießbare Staubschwämme.

Einige Männer erblickten in jenem Lande nur junge Weiber, welche sich darum zankten, wer ihr Mann seyn sollte, und die Träume Aller haben überhaupt immer einigen Bezug auf die Lage und Verhältnisse der Träumenden. Woher haben diese Völker ihre ersten Traditionen über das Land der Todten? Das wird wohl schwerlich jemals ausgemacht werden können; da dieselben aber einmal vorhanden sind, so kann es auch nicht auffallen, daß es in ihren Träumen eine so bedeutende Rolle spielt.

Sie glauben auch, daß die Seele, oder wie sie sich ausdrücken, der Schatten, sich bei schweren Krankheiten vom Körper absondere, und betrachten einen Menschen, dessen Zustand verzweifelt scheint, als einen schon Todten. Daher sagen sie auch von Leuten, sie seyen zu einer bestimmten Zeit gestorben, während dieselben doch noch viele Jahre unter den Lebenden wandelten. Daß sie sich uneigentlich ausdrücken begreifen sie gar nicht; sie sagen vielmehr sehr häufig: der Mann starb zu der und der Zeit, aber er ist wieder gekommen.

Ich habe gehört, daß sie einem Genesenden den Vorwurf machten, er setze sich leichtsinniger Weise der Gefahr aus, seinen Schatten, der mit dem Körper nicht fest genug zusammenhänge, zu verlieren. Sie glauben, daß die Seele den Körper verlasse, ehe die Auflösung des letztern anfängt, glauben aber auch, daß sie sich erst lange nach dem Tode trenne. Dieser Glaube tritt am deutlichsten bei ihrem Feste des Sche-bah-ku-sche-ga-win hervor, und ist auch bei anderen Begräbnißfeierlichkeiten zu erkennen, besonders wenn Weiber ihren Männern die letzten Ehren erweisen.

Im Frühjahre 1826 starb ein Mann aus dem Stamme der Menomonies, und wurde in der Nähe eines Ortes begraben, wo ein Theil des fünften Infanterieregiments der vereinigten Staaten seinen Lagerplatz hatte. Es war auf einer Hochfläche hinter dem Dorfe der Prairie du Chien, am Ufer des Missisippi. Die Leiche wurde zu ihrem Ruheorte von einer großen Anzahl Freunden und Verwandten begleitet. Als er in die Gruft hinabgesenkt werden sollte, trat die Wittwe an den plump gearbeiteten Sarg hinan, betrachtete ihn, stieg hinauf, sprang wieder hinab, und lief wohl eine Strecke, von der Weite einer Meile, ehe sie still stand. Das ist Brauch bei den Weibern jenes Stammes, und die Wittwe nimmt sich, falls sie eine zweite Heirath beabsichtigt, wohl in Acht, ihre Blicke nicht nach der Seite zu wenden, wo das Grab befindlich ist, welche sie verlassen hat. Das geschieht, wie sie sagen, damit der Schapi, oder wie die Oschibbeways sagen, der Jebi, das heißt der Todte, sie nicht verfolgen könne. Die Menomonies glauben, daß, wenn die Frau hinter sich blickt, sie sogleich todt zur Erde fallen oder in unheilbaren Wahnsinn verfallen würde.

Zuweilen, aber doch nur in seltenen Fällen, wird die Wittwe von einer andern Person begleitet, welche einige kleine Zweige in der Hand trägt, ihr unmittelbar auf dem Fuße folgt und die Zweige über ihrem Kopfe schwingt, als wolle sie ihr die Fliegen abwehren. Diese Handlung heißt Whai-na-how und die ganze Feierlichkeit wird Ah-nenk-kun-new genannt.

Bei dem eben angeführten Falle lief die Frau sehr rasch, sah sich nicht um, und nahm eine der Lage ihrer Hütte ganz entgegengesetzte Richtung; aber ihr Wehgeschrei, das man weithin hören konnte, schien im Widerspruche mit einer Handlung zu stehen, deren Zweck doch kein anderer war, als sich auf immer von dem zu trennen, welchen sie beweinte.

Die gewöhnlichen und wohlbekannten Ehrenbezeigungen, welche die Indianer ihren Todten erweisen, scheinen übrigens zärtliche Gefühle, deren Nichtvorhandenseyn aus der eben besprochenen Feierlichkeit hervorzugehen scheint, nicht auszuschließen. Bei den meisten ihrer Bräuche, welche auf die Pflichten gegen die Todten Bezug haben, erkennt man nicht nur die Spuren solcher zarten Gefühle, sondern auch einen starken Glauben an ein zukünftiges Leben. Sie glauben, daß die von ihnen getrennten Freunde den Werth der ihnen bewiesenen Achtung erfahren und schätzen.

Während der großen Versammlung auf der Prairie du Chien im Jahre 1833 wurde ein Siouhäuptling von der Sissitongbande krank und starb an einem Gallenfieber. Er war ein Mann, der bei seinem Volke viel galt; und

da er außerdem aus weiter Ferne hergekommen war, um einer Aufforderung der Regierung der vereinigten Staaten Genüge zu leisten, so beschloß der Militärkommandant des dortigen Postens, ihm die dem Krieger gebührenden letzten Ehren erweisen zu lassen. Die zu seiner Bande gehörenden Männer hatten sich in der Hütte, wo er lag, um ihn versammelt, und hoben die Leiche auf die Bahre, als die Escorte ankam. Dann sangen etwa hundert Stimmen eine Art von Requiem, welches ein mit ihrer Sprache bekannter Mann folgendermaßen übersetzte: „Bruder, betrübe Dich nicht. Der Pfad, auf welchem Du wandelst, ist derselbe, welchen wir einst Alle werden betreten müssen, und alle Menschen werden uns auf demselben folgen.“ — Diesen Gesang wiederholten sie, bis sie am Begräbnißplatze angelangt waren.

Es liegt etwas Rührendes in ihrer Art, den Jebi oder die Todtenerinnerung anzuordnen. Nie vergessen sie den Tribut zu entrichten, welchen sie dem Abgeschiedenen schuldig zu seyn glauben. Wenn sie essen oder trinken, so stellen sie sorgfältig etwas davon für den Jebi zur Seite, und dieser Gebrauch wird Jahre lang beobachtet, wenn nicht etwa ein Kriegszug in dieser Zeit stattfindet. Auf dem Schlachtfelde hören die Verpflichtungen gegen die Todten auf.

Man sagt, daß die Tschippewyans, die Sarcis, die Strongbows und andere Stämme in jenen unwirthlichen Gegenden, welche den Polarkreis begrenzen, häufig ihre Todten nicht begraben, und oft ihre Freunde und Verwandten im Stiche lassen, wenn diese zu schwach sind, die Anstrengungen ihres mühevollen Lebens ferner zu ertragen. Wenn dieses wahr ist (und man kann nicht daran zweifeln), so liegt die Ursache in der starren Nothwendigkeit, welche das strenge Klima ihnen auferlegt.

III. Die Totems.

Die Familiennamen. — Pflichten, welche durch dieselben auferlegt werden. — Die Algonkiner. — Die Tschippewyans im Norden. — Die Stämme im Westen. — Die Dacotas oder Sioux. — Aufzählung der Totems. — Das Tättowiren.

Bei den zum Stamme der Algonkiner gehörenden Indianern erhält jeder Mann von seinem Vater einen Totem oder Familiennamen. Nach althergebrachter Sitte hat Keiner das Recht, seinen Totem zu verändern. Da nun dieses unterscheidende Merkmal von einem Manne auf alle seine Kinder und die Gefangenen, welche er adoptirt, übergeht, so ist klar, daß, wie die Geschlechtsregister der Hebräer, diese Totems eine vollständige Aufzählung aller Familienabstammungen ausweisen.

Ueberhaupt weicht diese Einrichtung durchaus nicht von jener unserer Familiennamen ab; allein die Pflichten der Freundschaft und Gastfreiheit werden, so wie die verbotenen Verwandtschaftsgrade, strenger beobachtet. Es gilt unter den Indianern für ein großes Verbrechen, eine Frau zu heirathen, welche denselben Totem hat wie der Mann, und es giebt Beispiele, daß junge Leute von ihren nächsten Verwandten umgebracht worden sind, weil sie diese Sitte nicht beachtet hatten.

Sie sagen ferner, daß alle die, welche denselben Totem haben, auch wenn sie zu verschiedenen, einander feindlichen Banden gehören, verpflichtet sind, sich nicht nur als Freunde zu behandeln, sondern sich so zu betrachten, als ob sie Brüder, Schwestern, kurz Glieder ein und derselben Familie wären.

Ueber den Ursprung dieser Sitte und die strenge Verpflichtung, dieselbe zu beobachten, ist bei den Indianern keine Tradition vorhanden; sie nehmen an, der Totem sey ihnen im Anfange durch ihren Schöpfer gegeben. Die Zeichen sowohl als die Beinamen sind jetzt unter ihnen sehr zahlreich, und wenn man deren Menge in Betracht zieht, so läßt sich kaum daran zweifeln, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher sie leichter, als jetzt der Fall ist, vertauscht wurden.

Bis jetzt ist es noch nicht ausgemacht, ob irgend ein anderes Indianervolk Nordamerikas, außer den Stämmen algonkinischer Abkunft, diese Geschlechtsunterscheidungen kennt. So viel ist ausgemacht, daß sie bei den Stämmen, welche zur großen Familie der im Norden wohnenden Tschipewyans gehören, nicht vorhanden sind. Bei unserem langjährigen Verkehr mit den Dacotas-Banden am Mississippi oder St. Pierre, zu welchen die Hoochawgenas oder Winnebagos und Joways gehören, haben wir keine Spur ähnlicher Gebräuche angetroffen; auch nicht bei den Otoes, den Kansas, den Omawhawes, den Pawnis und anderen Stämmen im Westen. Von den westlichen Indianern wollen wir es doch nicht ganz zuversichtlich behaupten; denn Renville, Dolmetscher bei den Sioux, hat nach langem Zaudern und Prüfen nur gesagt, daß er glaube, ein ähnlicher Brauch sey bei den Sioux in der That vorhanden.

Wir müssen hier ausdrücklich bemerken, daß die Algonkiner glauben, alle anderen Indianer hätten Totems; da sie aber jene der feindlichen Banden nicht kennen, so bedeutet bei ihren Correspondenzen (wie im Texte oft angeführt wird, besteht dieselbe aus bildlichen Figuren) die Auslassung des Totems einen Feind. Bei den an der Grenze wohnenden Oschibbewaysbanden wird durch einen Mann ohne Totem immer ein Siou angedeutet.

Einige Familien haben zum Totem den Bären, den Hecht und den Weißfisch. Das Moosethier war ursprünglich jener des Volkes der Ottawahs. Da dieses letztere im Laufe der Zeit durch Hinzutritt mehrerer Banden anwuchs, so kamen mit diesen auch mehrere neue Totems hinzu, welche sich jetzt mit den alten Familien vermischt haben. Das Rennthier, der weißköpfige Adler, das Falkenweibchen, die Wasserschlange, der gespaltene Baum, der Kranich und die Möve sind wohlbekannte Totems. Die wilde Katze ist ein häufig bei den Muskegoes vorkommender Totem. Net-no-kwa und Wa-me-gon-a-biew hatten den Biber, Tanner die Klapperschlange, welche der Totem Manito-o-gheezhik's und Kisch-kau-ko's waren, die ihn entführt hatten.

Wir könnten noch manche andere namhaft machen; die angeführten aber mögen hinreichen, um dem Leser einen Begriff zu geben, von welcherlei Gegenständen die Indianer ihre Namen entlehnen. Der gewöhnliche Name eines Mannes kann oftmals geändert werden, und das ist auch der Fall, entweder wenn er in den Krieg zieht, oder wenn irgend ein merkwürdiges Ereigniß eintritt; aber der Totem bleibt immer derselbe. Daß sie, wie hin und wieder

behauptet worden ist, ohne Ausnahme die Figur ihres Totem auf irgend einen Theil ihres Körpers tättowirt haben sollen, ist ungegründet, eben so, daß sie eine Haut oder irgend ein anderes Kennzeichen an sich trügen, woran sie sich auf den ersten Blick erkennen könnten. Zuweilen mag das allerdings der Fall sein; gewöhnlich aber müssen sie, wenn sie mit einander zusammentreffen, sich gegenseitig nach ihrem Totem fragen.

IV. Kunde der Gestirne bei den Indianern.

Indianische Fabel. — Das entführte Kind. — Der Mann des Mondes. — Die Sonne. — Das kranke Kind. — Das Opfer des weißen Hundes. — Rückkehr auf die Erde. — Die Monate. — Meinung von den Kometen. — Die Verfinsterungen. — Die Krankheiten des Mondes. — Die Milchstraße. — Das Nordlicht. — Der Todtentanz. — Die niederen Gottheiten.

Von den Meinungen der Indianer über die Himmelskörper können wir wenig sagen. Eine umfassende Kunde von den Bewegungen, den Entfernungen und den Gestalten der Gestirne darf man nicht bei einem Volke suchen, daß weder Schriftsprache noch Instrumente zum Beobachten hat. Sie behaupten auch in der That keineswegs mehr von den Gestirnen zu verstehen als sie wirklich wissen.

Au-do-me-ne, ein verständiger Ottawah von Waw-gun-un-kiz-ze, erzählte mir, als ich ihn fragte, was sie vom Monde und der Sonne glauben, folgende Sage:

Vor alten Zeiten hatten ein alter Oschibbewayhäuptling und dessen Weib, welche am Ufer des Huronsees lebten, einen Sohn, und der war ein sehr hübsches Kind. Er hieß Ono-wut-to-kwut-to (d. h.: der, welcher die Wolken erhascht) und hatte, wie sein Vater auch, zum Totem einen Biber. Er wäre ein recht lieber Junge gewesen, — denn er war von Herzen gut und gehorsam, — wenn er nur hätte fasten wollen. Allein dazu ließ er sich niemals bewegen. Seine Aeltern gaben ihm oft Holzkohle statt des Frühmahles, allein er weigerte sich, sein Gesicht anzuschwärzen, und wenn er Eier oder einen Fischkopf fand, so aß er sie, nachdem sie geröstet waren. Eines Tages nahm man ihm, was er sich statt des ihm verweigerten Frühstücks zubereitet hatte, und gab ihm statt dessen einige Kohlen. Allein dies war der letzte der zahlreichen Versuche, welche man angestellt hatte, um ihn zum Fasten zu bewegen. Er nahm die Kohlen, schwärzte sich sein Antlitz, ging hinaus und legte sich auf die Erde. Abends kam er nicht in die Hütte seiner Aeltern zurück, sondern schlief draußen. Im Traume sah er, wie eine schöne Frau vom Himmel herabstieg und sich vor ihm hinstellte. „Ono-wut-to-kwut-to“, sprach sie zu ihm, „ich bin deinetwegen herabgekommen, folge meinen Spuren.“ Der Knabe gehorchte, ohne zu zaudern, folgte ihr, und sah, daß sie auf die Gipfel der Bäume stieg, und höher und immer höher durch die Luft bis jenseits des Gewölkes. Endlich ging sie durch ein kleines Loch, er folgte ihr nach und befand sich endlich auf einer schönen, weiten Prairie. Auf dieser gingen sie einen Pfad entlang, welcher sie endlich

zu einer großen, hübschen Hütte führte. Nachdem sie in dieselbe eingetreten waren, bemerkten sie endlich auf der einen Seite Pfeifen, Schlachtkeulen, Bogen, Pfeile, Speere, kurz Alles, was dem Manne gebührt und ziemt; auf der andern Seite aber Alles, was den Weibern zukommt.

Die Hütte war die Wohnung des schönen Weibes, die ihm zur Führerin gedient hatte. Auf dem Webstuhle hatte sie einen Gürtel, der aber noch nicht ganz vollendet war. Sie sprach zu ihm: „Da kommt mein Bruder, ich will Dich verbergen"; und mit diesen Worten schob sie ihn in einen Winkel, und hing den Gürtel vor ihn hin. Aber Ono-wut-to-kwut-to beobachtete von seinem Verstecke aus Alles, was vorging. Er sah, wie der Bruder, der sehr prachtvoll gekleidet war, eintrat und eine Pfeife von der Wand herabnahm. Nachdem er geraucht hatte, legte er seine Pfeife und den Beutel, welcher seine Pah-koo-se-guns enthielt, bei Seite und sprach: „Hast Du vergessen, daß der höchste der Geister Dir verboten hat, denen, welche auf Erden leben, ihre Kinder zu entführen? Du glaubst den, welchen Du jetzt geholt hast, wohl versteckt zu haben; aber ich weiß recht gut, daß er sich hier in der Hütte befindet. Willst Du mich nicht erzürnen, so gib ihn unverzüglich den Seinigen zurück." Sie aber weigerte sich dessen.

Da er nun wohl sah, daß seine Schwester den Knaben nicht wieder fortlassen wollte, so sprach er zu diesem: „Du kannst recht gut diesen Ort verlassen, denn Du bist meinen Augen nicht verborgen geblieben; geh nur fort, denn wenn Du bleibst, so mußt Du in Deiner Einsamkeit verhungern." Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, nahm er einen Bogen, Pfeile und eine reich verzierte Pfeife aus rothem Steine, um demselben ein Geschenk damit zu machen. Also kam der Knabe hervor, belustigte sich mit der Pfeife und dem Bogen, welche der Mann ihm gegeben hatte, und heirathete das junge Weib, welches ihn entführt hatte.

Nun ging er auf die offene Prairie, erblickte aber in der schönen, weiten Gegend keine anderen Bewohner, als seine Frau und seinen Schwager. Auf der Ebene, die von blinkenden klaren Bächen durchströmt wurde, prangten Blumen; allein die Thiere glichen nicht jenen, welche er früher gesehen hatte. Gleichwie auf der Erde, so folgte auch hier die Nacht dem Tage. Als aber der erste Lichtstrahl dämmerte, traf der Schwager Vorbereitungen, um die Hütte zu verlassen. Das that er Tag für Tag, und immer kam er erst Abends wieder heim. Die Frau ging und kam zwar nicht eben so regelmäßig, war aber nicht selten während eines großen Theiles der Nacht abwesend.

Der junge Mann war begierig zu wissen, wo sich beide während ihrer Abwesenheit aufhielten, und erhielt von seinem Schwager Erlaubniß, denselben bei einem seiner täglichen Ausgänge zu begleiten. Sie schritten einen ebenen Pfad entlang, welcher über die Prairie führte, deren Ende nicht abzusehen war. Ono-wut-to-kwut-to spürte Hunger und fragte daher seinen Begleiter, ob sie nicht Wild antreffen würden. „Gedulde Dich nur, mein Bruder", erhielt er zur Antwort; „diesen Weg wandle ich tagtäglich, und der Ort, wo ich mein Mahl einzunehmen pflege, ist nicht mehr weit von hier. Wenn wir dort

angelangt sind, sollst Du sehen, auf welche Weise ich mir Lebensmittel verschaffe."

Endlich kamen sie an eine Stelle, wo schöne Matten ausgebreitet waren, und man sah durch ein Loch auf die Erde. Ono-wut-to-kwut-to sah, als sein Schwager ihm zuredete, hindurch, und erblickte nun unter sich große Seen und Dörfer, nicht nur der Dschibbeways, sondern aller Rothhäute. Auf der einen Seite erblickte er einen Haufen Krieger, welche sich heimlich dem Jagdlager eines südlichen Stammes näherten, und sein Gefährte sagte ihm voraus, welchen Ausgang der Angriff nehmen werde. Auf der andern Seite sah er Männer, welche ein Fest feierten und tanzten; die Knaben spielten und die Weiber trieben ihre gewohnten Beschäftigungen.

Der Schwager lenkte Ono-wut-to-kwut-to's Aufmerksamkeit auf eine Gruppe von Kindern, welche vor einer Hütte spielten. „Siehst du dieses so lebhafte und schöne Kind?" fragte er. Und in demselben Augenblicke warf er einen ganz kleinen Stein hinab, welcher das Kind traf. Da fiel es zur Erde nieder, und wurde in die Hütte getragen; es entstand große Bewegung unter dem Volke, man vernahm den Sche-sche-gwun, und der Medicinmann sang und bat, daß des Kindes Leben verschont bleiben möge. Auf diese Bitte antwortete der Gefährte: „Schickt mir den weißen Hund."

Nun konnten sie das Geräusch, welches bei Vorbereitungen zu einem Feste gewöhnlich ist, unterscheiden; ein weißer Hund wurde getödtet und abgesengt; alle Nachbarn versammelten sich in der Hütte. Während dieser Vorbereitungen sprach er zu Ono-wut-to-kwut-to: „Es giebt unter Euch, die ihr dort unten in der Welt seid, Leute, welche ihr für große Aerzte haltet; sie sind es aber nur, weil ihre Ohren offen sind, weil sie meine Stimme hören, wenn ich Einen getroffen habe; und dann können sie manchmal Krankheiten heilen. Sie bewegen die Menschen, daß diese mir geben, was ich fordere; und wenn das geschieht, so ziehe ich meine Hand von denen zurück, welche ich getroffen habe."

Während er dieses sprach, wurde der Hund unter die Gäste vertheilt, und als sie anfingen zu essen, sprach der Arzt: „Großer Manito, dieses senden wir Dir." Und kaum war dieses gesprochen, da sahen die beiden den Hund, völlig gebraten und zubereitet, durch die Lüfte auf sie zukommen. Und als sie sich nun gesättigt hatten, gingen sie auf einem anderen Wege nach der Hütte zurück.

So lebten sie einige Zeit. Aber Ono-wut-to-kwut-to hatte weder seine Freunde, noch die Lustbarkeiten in seinem väterlichen Dorfe vergessen, und wünschte deshalb sehr, auf die Erde zurückzukehren. Endlich gab seine Frau seinen Bitten nach. Sie sprach: „Weil Du Armuth, Entbehrungen und Noth dort unten auf jener Welt dem ruhigen Leben und den immer dauernden Freuden auf dieser Prairie vorziehst, so gehe; ich gestatte es Dir, und da ich Dich doch einmal hierher entführt habe, so will ich Dich auch bis zu der Stelle zurückgeleiten, wo ich Dich gefunden habe. Aber denke wohl daran, daß Du mein Mann bist, und daß meine Gewalt über Dich immer dieselbe bleibt. Du gehst nun zu Deinen Verwandten zurück, aber hüte Dich, unter den Menschen eine andere Frau zu nehmen; thust Du das, so erregst Du mein Mißvergnügen,

und wenn Du Dich zum zweiten Male verheirathest, so wirst Du zu mir zurückgerufen werden."

Als Ono-wut-to-kwut-to diese Worte vernommen hatte, wachte er auf, und befand sich auf der Erde, dicht neben der Hütte seines Vaters. Er sah seine alte Mutter und seine Verwandten wieder, die ihm erzählten, daß er beinahe ein ganzes Jahr lang fortgewesen sey. Einige Zeit war er sehr in sich gekehrt und in seine Erinnerungen versunken, allmälich aber dachte er seltener an seinen Aufenthalt in der Oberwelt, und endlich zweifelte er sogar, ob Alles, was er dort gesehen und gehört hatte, auch in Wirklichkeit sich ereignet habe. So vergaß er denn, was seine himmlische Frau ihm eingeschärft hatte, und nahm ein junges hübsches Mädchen seines Stammes zum Weibe. Aber vier Tage später war diese junge Frau nicht mehr am Leben.

Da überfiel ihn ein großer Schrecken; doch auch der verschwand allmälich, und er wagte eine zweite Heirath. Bald nachher ging er einmal bei Nachtzeit aus seiner Hütte, um zu sehen, was ein ungewöhnliches Geräusch bedeute. Aber damals ist er verschwunden und nie wieder gekommen. Man glaubt, daß seine Frau aus der Oberwelt herabgekommen sey, um ihn wieder zu holen, wie sie ihm angedrohet hatte, und daß er noch in den himmlischen Regionen weilt, um neben seinem Schwager die Angelegenheiten der Menschen zu überwachen. —

Dieser Tradition zufolge scheint es, daß die Ottawa's der Sonne und dem Monde zuweilen Opfer darbringen, und daß diese Gestirne, oder vielmehr der Sonnemann und die Mondfrau alle unsere Handlungen überwachen.

Die verschiedenen Mondphasen geben den Indianern eine Methode an die Hand, um die Zeit abzumessen. In Bezug auf die Perioden geschieht das sehr genau; die Namen aber, welche sie denselben beilegen, sind veränderlich. Die Alten unter ihnen streiten oft über die Anzahl der Monden eines jeden Jahres, und legen zuweilen jedem einzelnen verschiedene Namen bei. Bei den Ottawa's und den Menomonies sind nachstehende am meisten im Gebrauche: der Erdbeerenmonat; der Monat der Whortleberries (Heidelbeeren); jener der Ernte des wilden Reis; des Blätterfalles; des Eises; der Schneeschuhe oder der glänzenden Nacht. Der Bärenmonat (bei den Ottawa's); bei den Menomonies heißt derselbe, Monat der Brunstzeit des Damhirsches; bei den Oschibbeway's, jener des Geistes. Der längste Mond, gut für die Jagd; dieser entspricht etwa unserm Januar; wer in diesem Monate geboren wird, kann sehr lange leben. Der Säugmonat, oder der Baumsprossen. Der Monat der wilden Gäns (bei den Oschibbeways) heißt bei den Menomonies der des Zuckers. Der Monat der Kaninchen und jener der Blätter. Die Menomonies haben außerdem noch einen Schlangenmonat, welcher in den Frühling fällt.

Um die weiter entfernten Himmelskörper bekümmern die Indianer sich wenig; nur einzelne, z. B. der Morgenstern, der Polarstern und der große Bär, erhalten von den Greisen bestimmte Namen. Ueber die Kometen herrscht bei ihnen derselbe Glaube, wie beim gemeinen Volke in Europa; sie halten die Erscheinung eines solchen, für die Andeutung eines bevorstehenden Krieges.

Der Name, welchen der Komet bei den Oschibbeway's führt, scheint Glanzstern zu bedeuten; bei den Menomonies heißt er: Feuer, welches man sieht; und bei einzelnen Oschibbeway's heißt er Haarstern.

Die Indianer haben keine deutlichen Begriffe von den wahren Ursachen, welche das Ab- und Zunehmen des Mondes bedingen, eben so wenig von den Verfinsterungen und andern Phänomenen, welche ihren Grund in der Bewegung der Himmelskörper haben. Wenn sich der Mond verfinstert, so sagen sie, er sterbe, und feuern Schüsse gegen ihn ab; kommt die Scheibe wieder theilweise zum Vorschein, so meinen sie, dem Monde durch das Geräusch, welches sie machen, die Krankheit vertrieben zu haben. Sie sagen von der Milchstraße: eine Schildkröte schwimme auf dem Grunde des Firmaments und rühre den Schlamm auf. Ihre Ansicht über das Nordlicht, welches sie den Todtentanz nennen, ist etwas poetischer, aber nicht verständiger. Sie unterscheiden mehrere meteorische Erscheinungen von denen, welche sich jenseits unseres Dunstkreises zeigen, und sagen von den ersteren: „Diese gehören uns."

Was vor längerer Zeit Roger William's über die Mythologie der Indianer in **Rhode-Island** gesammelt hat, trifft nur zum Theil mit den jetzt unter den Ottawa's herrschenden Ansichten überein. Man hört nichts mehr von Cau-tan-to-wit, dem großen Geiste des Südwestens; Ning-gah-be-an-nong Manito, dem Gotte des Westens, ein jüngerer Bruder Nanabujus, des Gottes der Todtengegend, ist an dessen Stelle getreten. In William's Saw-waw-nand erkennen wir Schaw-wun-nong Manito, den Gott des Südens, bei den Ottawa's; aber alle diese Gottheiten: Waw-bun-ong Manito, der Gott des Morgens oder Ostens; Ke-way-tin-ong Manito, der Gott des Nordens; und Ka-no-waw-bum-min-uk, der, welcher Alles sieht und dessen Platz in der Sonne ist, sie alle stehen an Macht und Gewalt vielen andern nach, sogar den Ke-zhe-ko-we-nin-ne-wugs, einer Art kleiner, wohlwollender und wachsamer Wesen, die stets bereit sind, dem Menschen Gutes zu thun.

V. Musik und Poesie der Indianer.

Reden der Indianer. — Religiöse und Kriegsgesänge. — Asiatischer Ursprung. — Einheit der amerikanischen Race. — Metamorphosen. — Mosaische Traditionen. — Gesänge, welche durch bildliche Zeichen aufbewahrt werden. — Christliche Missionäre. — Civilisation der Tschirokis. — Anstelligkeit der Indianer.

Wir betreten jetzt ein sehr unfruchtbares Feld, das für Untersuchungen geringe Ausbeute giebt. Die Indianer haben keine Schriftsprache, und also auch keine Bibliotheken und Archive. Sie haben niemals, wie doch die Araber gethan, daran gedacht, daß der Anbau der Nationalsprache ein sehr wichtiger Gegenstand sey, und wenn ihre Redner auch zuweilen Gelegenheit hatten, sich davon zu überzeugen, welchen Eindruck eine glückliche Wahl des Ausdrucks macht, so mußten sie sich doch im Allgemeinen stets ihrem Zuhörerkreise anbequemen. Sie suchten deshalb auch stets mehr durch Ausdruck der Bewegung und Wärme des Tons zu wirken, als durch gewählte und elegante Sprache.

Ihre religiösen und kriegerischen Gesänge bestehen fast ohne Ausnahme aus einer Anzahl von Worten oder kurzen Redensarten, welche stets wiederholt werden, und in ihren Anreden entwickeln sie weitläuftig einen und denselben Gedanken, welchen sie häufig wiederholen. Wer einen indianischen Redner sprechen hört, ohne die Sprache zu verstehen, wird natürlich annehmen, seine Rede sey voll Sinn und Verstand. Aber sie sind, gleich den langweiligen und über alle Maßen eintönigen Gesängen, so dürftig und arm, daß ein weißer Mann sie nur mit Ueberdruß anzuhören vermag. Indessen sind sie für den Charakter des Volkes bezeichnend, und liefern manchmal eine nicht uninteressante historische Nachricht.

(Der amerikanische Verfasser spricht hier die Ansicht aus, daß die Indianer, gleich allen übrigen Völkern, aus Asien abstammen, ohne jedoch Gründe für dieselbe beizubringen. Er giebt aber zu, daß man wohl schwerlich jemals dahin gelangen werde, auf eine unwiderlegbare Weise den Zug, welchen die Auswanderung aus Asien nach Amerika genommen habe, nachweisen zu können. Dann fährt er fort:)

Es ist wahrscheinlich genügende Evidenz vorhanden, um die meisten Menschen zu überzeugen, daß die Eingeborenen der Centralgegenden Nord-Amerikas, wie verschieden auch gegenwärtig ihre Mundarten seyn mögen, wirklich von ein und demselben Stamme sind mit den Peruanern, den Mexikanern und den Natchez. Und zwischen diesen und den alten Bewohnern Griechenlands und Italiens, sowie einem Theile der jetzigen Bevölkerung Ostindiens, welche sich zum Brahmanismus bekennt, ist auf unwiderlegbare Weise schon eine Verwandtschaft dargethan worden (??).

Die indianischen Sagen sprechen von Verwandlungen vieler Bäume, Pflanzen überhaupt, Thiere und anderer Gegenstände, welche mit dem Aberglauben, von welchem wir in den römischen Dichtern so viele Spuren finden, große Aehnlichkeit haben. Es kommen z. B. bei den Amerikanern Anspielungen auf eine allgemeine Ueberschwemmung vor, und manches Andere, dessen in den mosaischen Urkunden gleichfalls erwähnt wird. Aber daraus darf man nicht schließen wollen, daß die Indianer von den Juden abstammen.

Die Poesie der Indianer, wenn man überhaupt das Vorhandenseyn einer solchen annehmen darf, ist eine Sprache der Seele und ein Ausdruck der Leidenschaft. Wenn Alles, was diese Merkmale darbietet; wenn man Sprache, die sich über den gewöhnlichen Unterhaltungston erhebt; wenn Alles, was gesungen wird und gesungen werden kann, Poesie ist, dann läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Indianer Dichtkunst und Dichter in Menge haben. Aber von Sylbenmaaß und Tonfall, Kunst und Eleganz, Verhältniß und Harmonie der Perioden haben sie keine Ahnung; sie begleiten ihre Poesie mit einer Art von Modulation der Stimme, die man im Nothfall als Gesang betrachten kann.

Bei allen Festen und bei religiösen Feierlichkeiten werden ihre Hymnen und Gebete an die Gottheiten stets abgesungen. In Zeiten der Gefahr und des Elends, wenn Hunger drohet, wenn der Tod unter einer schrecklichen Gestalt

nahet, dann drückt der Indianer seine Angst und überhaupt alle Gefühle, welche ihn bewegen, in einem langsamen, eintönigen Gesange aus; in welchem die häufige Wiederholung eines und desselben Wortes vorkommt. Aber auch die Liebe, Triumph über den Feind, Zorn, Hoffnung, Trunkenheit treiben ihn zum Gesange. Bei einigen Stämmen lassen die Männer, und noch mehr die Weiber, wenn sie berauscht sind, die ganze Nacht Klagegesänge über den Tod ihrer Aeltern oder andere Unglücksfälle ertönen. Hört man diese Lamentationen, wenn Dunkelheit die Sängerinnen dem Blicke entzieht, und Entfernung die rauhen und kunstlosen Töne etwas mildert, dann findet man etwas Rührendes in diesen improvisirten Klagen. Die Stimmen sind nicht selten sehr schön, die Worte stets wahr, ausdrucksvoll und natürlich. Aus der großen Anzahl ihrer Klagegesänge und den Thränenergießungen, welche bei den Indianern eine Folge des Rausches sind, könnte man schließen, daß ihr Daseyn mit mehr Leiden und Entbehrungen verbunden ist, als das bei anderen Völkern, oder daß der übermäßige Genuß starker Getränke auf sie in ganz anderer Weise wirkt.

Man kann wenigstens aus diesem Umstande den Schluß ziehen, daß sie im Zustande der Nüchternheit sich nicht ganz offen geben, daß sie eine Maske tragen. Wer genauer mit den Indianern bekannt ist, weiß gar wohl, wie sie sich bemühen, ihre inneren Regungen zu verbergen, und wie erfahren sie in der Verstellungskunst sind. Ihr Schluchzen und Toben während des Rausches aber wird selbst ihr eifrigster Bewunderer nicht für Poesie ausgeben wollen. Wenn etwas bei ihnen diese Benennung verdient, so sind es die Sagen enthaltenden Gesänge, welche der Sohn vom Vater lernt, die von einem Manne dem andern mitgetheilt und oft gegen Pelzwerk verkauft werden. Diese singt man bei festlichen Gelegenheiten ab. Wir bezweifeln nicht, daß manche dieser Gesänge, so wie viele andere, welche sich auf Jagdmedicin und Krankenheilung beziehen, aus sehr fernen Zeiten stammen; aber ihr poetischer Werth ist nichts desto weniger ein sehr geringer.

Die Art und Weise, womit sie durch Zeichnungen ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen und allerlei bildliche Zusammenstellungen machen, kann man vielleicht als einen, freilich sehr entfernten, Versuch betrachten, eine Schriftsprache zu bilden. Man darf aber aus dem Umstande, daß sie unter der gegenwärtigen Gestalt überhaupt vorhanden ist, noch nicht schließen wollen, daß, wenn sie niemals mit einem andern Menschenstamme in Berührung gekommen wären, Wissenschaften oder Künste jemals bei ihnen hätten gedeihen können. Es läßt sich durchaus nicht ableugnen, daß die Ureingeborenen Amerikas entweder wegen ihres Temperaments, oder aus irgend einer andern physischen Ursache, oder aus natürlichem Hange ein weit weniger rühriger und regsamer Menschenschlag sind als die Europäer; sie können also nur sehr langsam in ihrer Entwickelung fortschreiten, oder sind vielmehr, gleich manchen Asiaten, dazu bestimmt, Jahrhunderte lang stationär auf ihrer Civilisationsstufe zu verharren oder wohl gar rückwärts zu schreiten.

Damit wollen wir nicht geradezu behauptet haben, daß die Amerikaner eine tieferstehende Race sind. Als Haupthinderniß, weshalb sie nicht fortschreiten,

muß man wohl die ihnen geistig wie körperlich zur Gewohnheit gewordene Indolenz betrachten; sie ist Ursache, daß sie weder zu augenblicklicher Inspiration aufgeregt werden, noch sich zu einem fortgesetzten, anhaltenden Nachdenken bequemen. Zuweilen überwindet der Hunger diese körperliche Indolenz, sie verschwindet wenigstens manchmal auf einige Zeit; im Allgemeinen aber liegt im Charakter des Indianers ein Streben nach Ruhe. Beispiele von beweglichen Geistern fehlen freilich nicht durchaus, sind und bleiben aber doch sehr selten.

Die Geschichte der Indianer liefert das deutlichste Zeugniß von dieser Disposition zur Indolenz. Sie ist Ursache, daß, trotz aller Bemühungen von Seiten der Europäer, Kenntnisse, Gewerbe und Civilisation unter den Rothhäuten keinen Fuß fassen konnten. Die Jesuiten und Herrnhuter mögen bei ihren Versuchen, die Indianer zu bekehren und zu civilisiren Manches verkehrt angefangen, und vielleicht mit dem angefangen haben, womit sie eigentlich hätten aufhören sollen. Nichtsdestoweniger haben sich die Missionäre mit den Indianern so große Mühe gegeben, daß bei größerer Fassungskraft dieser letzteren gewiß die Civilisationsbestrebungen hätten Früchte tragen müssen, was keineswegs der Fall gewesen ist. Wir wollen keineswegs durch diese Bemerkungen wohlmeinende Männer, welche damit umgehen, das Christenthum unter den Rothhäuten zu verbreiten, entmuthigen; im Gegentheile, wir sind überzeugt, daß solche Bemühungen den Indianern stets einigen Nutzen bringen werden. Auch erfordert es die Gerechtigkeit, daß man sich ihrer nun endlich einmal mit Ernst annehme.

Das Beispiel der Tschirokis und einiger anderer Stämme im Süden beweiset hinlänglich, daß unter dem Einflusse eines milden Klimas und auf einem fruchtbaren Boden, diese Völker doch an regelmäßige, wenn nicht an beharrliche, Thätigkeit gewöhnt werden können. Wir glauben, daß auch ein geistiger Fortschritt unter ihnen nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liege; denn unter ähnlichen Verhältnissen wie jenen der Tschirokesen, würden auch andere Stämme zu einer ähnlichen Gesittungsstufe gelangen.

Die Sprachforscher und speculativen Theoretiker mögen nach Belieben classificiren und abtheilen; der ausdauernde und aufmerksame Beobachter, welcher in engem und vielfachem Verkehre mit den Indianern in den fruchtbaren Niederungen am Mississippi, auf den weiten, lieblichen Flächen am Arkansas und dem rothen Flusse, in den Wäldern am obern Mississippi, und unter den Fichtengehölzen am obern See gelebt hat, ist überzeugt, daß die Urbewohner auf dem Gebiete der vereinigten Staaten alle zu derselben Familie gehören. Das geht nicht nur aus ihrer physischen Constitution, sondern aus der Disposition ihres Geistes, aus ihrer Art und Weise zu denken und zu handeln, aus so vielen andern Einzelnheiten und Eigenthümlichkeiten hervor, welche man nur bei ihnen findet und wodurch sie sich von den übrigen Menschen unterscheiden.

Indianische Gesänge.

1. Gesang für das Metai oder die Jagdmedicin.

(Dieser Gesang wird, nebst den drei folgenden vom Oberhäuptlinge des Metai gesungen, welchen sein Bwoin-ah-keek oder Tambour begleitet.)

O meine Freunde, die ihr ringsumher sitzt; ich lenke jetzt meine ganze Aufmerksamkeit auf das Metai.

Wer läßt strömen diesen Fluß? Es ist der Geist; er läßt strömen diesen Fluß.

Prüfet mich wohl, meine Freunde, prüfet mich, und begreifet, daß wir alle Genossen sind.

Wer hat gemacht, daß das Volk gegangen (fortgezogen) ist? Ein Vogel hat gemacht, daß das Volk gezogen ist.

Ich will mich auf den Weg machen, und wenn ich ein Thier sehe, will ich auf dasselbe zielen.

Ich treffe dein Herz, ich erreiche dein Herz, o Thier! Ich erreiche dein Herz; es ist dein Herz.

Ich mache mich dem Feuer gleich.

Ich kann das Wasser herbeiziehen, von oben, von unten und von ringsum.

Ich kann Todten ähnlich machen; ich habe es gethan für einen Mann. (?)

Ich kann Todten ähnlich machen; ich habe es gethan für ein Weib.

Ich kann Todten ähnlich machen; ich habe es gethan für ein Kind.

So bin ich, so bin ich, meine Freunde; jedes Thier, jedes Thier, ich treffe recht, meine Freunde.

2. Gesang für das Metai allein.

Ich gehe umher in den Stunden der Nacht.

Ich höre deine Stimme; du bist ein böser Geist.

Jetzt habe ich mich über die Erde erhoben; ich bin eine wilde Katze, das wisse du! Ich bin eine wilde Katze; ich bin erfreuet, euch alle, ihr wilden Katzen zu sehen.

Ich bin ein Geist; alles was ich habe gebe ich dir in deinen Körper. Deine Zunge tödtet dich, du hast zu viel Zunge.

3. Gesang für die Biberjagd und das Metai.

Ich setze mich auf den Boden in der Hütte des Metai, in der Hütte des Geistes.

Du mußt zwei Jahre fasten, mein Freund; du mußt vier Jahre fasten, mein Freund.

Verlaß deine Kleider, Weib, verlaß deine Kleider.
Warum geht das Volk umher? Weil ich euch rufe.
Ich kann euch hiermit tödten; ein Hund selbst, ich kann euch hiermit tödten.
Ich treffe dein Herz, Mann; dein Herz.
Ich kann den weißen Loon[1]) tödten; ich kann ihn tödten.
Ich öffne eine Wolfshaut, und der Tod muß herauskommen.

4. Gesang für die Jagdmedicin, nur selten für das Metai.[2])

Ich wünschte geboren zu werden; ich ward geboren, und als ich erzeugt war, machte ich alle Geister.
Ich habe die Geister erschaffen.
Na-na-busch setzte sich auf die Erde; sein Feuer brennt ewiglich.
Obgleich ihr Böses von mir sagt, meine Freunde sind doch von oben, meine Freunde.
Ich kann mich vielerlei Arten von Holz bedienen, um einen Bären unfähig zum Gehen zu machen. Ich denke von euch, daß ihr euch des We-nis-ze-bug-gone (eine Art von grünem Baume) bedienet; das denke ich von euch.
Was ich nehme, ist Blut, was ich nehme.
Jetzt habe ich etwas zu essen.
Geister, ich verhülle mein Haupt, wenn ich mich zum Schlafen niederlege.
Ich fülle meine Kessel für den Geist.
Es ist schon lange Zeit her, daß ihr Geister seid; seit ich herabgestiegen bin auf die Erde in alter Zeit.
Ich bereite für Euch einen Bären; ich bereite ihn für euch.
Es ist ein Geist, welcher zugleich vom Himmel und von der Erde kommt.

(Nun beginnen die Indianer den Tanz.)

Ich bin es, der Erfolg gibt, weil alle Geister mir beistehen.
Die Feder, die Feder, dieser habe ich nöthig, ja die Feder.
Wer ist Geist? Wer gegangen ist mit der Schlange, gegangen auf der Erde, der ist ein Geist.
Jetzt werden sie etwas essen, meine Weiber; jetzt sag ich es ihnen.
Dieser gelbe Oker, den will ich reinigen.
Jetzt will ich meinen Vogel zubereiten; manchmal bereitete ich ihn zu, und manchmal war er belebt.
Kein Thier ist, welches ich nicht tödten könnte, weil der Donner mit starker Stimme mir zu Hülfe kommt; es ist kein Thier, welches ich nicht tödten könnte.
Ich nehme einen Bären, ich nehme dessen Herz.

---

1) Rara avis in terris, nigroque simillima cycno.

2) Dieser lange religiöse Gesang steht bei den Indianern in hoher Ehre.

Eine Klapperschlange macht Geräusch auf dem Giebel meiner Hütte, sie macht Geräusch.
Die vier Stäbe, deren ich mich bedient habe, gehörten einem Schahni (Shawnee), als ich sie zusammenschlug, dehnten sie sich aus im ganzen Lande.
Ich erhebe mich von der Erde, ich steige herab vom Himmel; ich sehe den Geist, ich sehe die Biber.
Ich kann einen Ostwind kommen und denselben über die Erde gehen lassen.

(Das folgende wird viermal gesungen.)

Ich habe mich gesetzt, und die Erde unter und über mir hat mich betrachtet.
Ich kann einen Bären tödten, ich kann ihn tödten.

5. Gesang für die Medicin und manchmal für die Liebe.

Ich weiß nicht, was der lange Mond gemacht hat, Manito.
Es ist ein Gemälde, welches ein Manito von mir gemacht hat.
Ich kann machen, daß ein Häuptling einen Pfeil verschlingt.
Ich verstecke mich, und setze mich mit einem Weibe an einen verborgenen Ort.
Ich spreche von deinem Herzen.
Ich nehme deine Eingeweide, ich nehme dein Fett; ich nehme deine Eingeweide aus der rechten Seite.

(Das folgende wird an ein Moosethier gerichtet.)

Ich kann es schimpflich machen, weil ich höre, was es von mir sagt.
Obgleich es weit entfernt von hier schläft, obgleich es auf der andern Seite schläft.
Ich ziehe dein Herz in die Höhe, das thue ich dir.
Kein Thier ist, welches ich nicht tödten könnte.
Die Haut eines gestorbenen Menschen ist Manito.
Und wäre sie auf einer entlegenen Insel, so kann ich doch machen, daß sie herschwimmt, wäre sie auch auf einer entlegenen Insel.

6. Schi-ah-ba-Gesang, eine berühmte Oschibbeway-Medicin bei Zubereitung von Medicin.

Ich höre alle Welt, aber ich mache mich zu einer schwarzen Schlange, mein Freund, ich bin es, welcher auf der Erde sitzend spricht.
Was führe ich in deinen Körper ein? Schlangenhäute führe ich in deinen Körper ein.
Ich bin Manito. Die Wurzeln der Gesträuche und Kräuter haben mich zum Manito gemacht.
Die Schlangen sind meine Freunde.
Unter der Erde ist die wilde Katze mein Freund.

7. Gesang für eine Kriegsmedicin.

Ich stehe auf.
Ich nehme den Himmel, den nehme ich.
Ich nehme die Erde, die nehme ich.

Ich gehe durch den Himmel, ich gehe.
Das Weib des Ostens ruft mich.

8. Abschiedsgesang der Krieger.

Weinet nicht, meine Weiber, um mich, der ich sterben werde.
Wenn sich ein Mann als einen großen Krieger betrachtet, so betrachte ich mich als einen solchen.

